Karl Jaenicke.

Das Waldhorn. Krokonosch und Ziegenrücken.

Das Waldhorn.
Krokonosch und Ziegenrücken.

Zwei Novellen aus Schlesiens Bergen

von

Karl Jaenicke.

Breslau.
Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt
vormals S. Schottlaender.
1891.

Meinem lieben Schwiegervater

Herrn Dr. Siegismund Asch

gewidmet.

Inhalt.

Das Waldhorn.

Novelle.

I.

Nicht weit von der hohen Landstraße, die zwischen dem Riesen- und Isergebirge hindurch aus Schlesien nach Böhmen hinüberführt, lag gegen das Ende der fünfziger Jahre einsam im Walde die Oberförsterei Tannenbusch, ein altes niedriges Gebäude nebst einem Gesindehaus, Remisen und Ställen — das Ganze umgeben von einer starken, an vielen Stellen mit Gras und Moos bewachsenen Mauer.

Das nächste von Menschen bewohnte Gehöft war die eine Viertelstunde entfernte Marienhütte, weit und breit bekannt durch ihre vorzüglichen Glaswaaren.

Zwischen beiden Gehöften eilte von den Bergen herunter ein für gewöhnlich zahmes Berggewässer, der Weißbach genannt, das aber zu Zeiten — wenn im Frühjahr der Schnee schmolz oder im Sommer Gewitterregen herabstürzten — zum reißenden Strom ward, unter dessen verderbenbringendem Lauf die stärksten Tannen zersplitterten

und schwere Felsblöcke wie Spielbälle davongeschleudert wurden.

Wer hätte es dem krystallklaren, munter plaudernden Bächlein noch am Morgen jenes schwülen Augusttages 1858, an welchem unsere Erzählung beginnt, ansehen können, daß es am Nachmittage brausend und schäumend aus den Ufern treten und zum Schrecken des ganzen Thales werden würde?

Das Gewitter war vorüber, nur zuweilen hörte man noch in weiter Ferne den Donner in vielfältigem Echo an den Bergen dahinrollen.

In der geräumigen Kanzlei zu Tannenbusch befanden sich zwei Männer, die schweigend das Ende des Unwetters abzuwarten schienen.

Der Eine, Baron Ferdinand von Gosau, eine zarte Gestalt mit feinen, aristokratischen Gesichtszügen, spärlichem, blonden Haar und wohlgepflegtem Schnurrbart, hatte sein durchnäßtes Sammtröckchen zum Trocknen über einen Stuhl gehängt, er selbst saß hemdärmelig und weit zurückgelehnt in einem alten Lehnstuhle vor dem großen Kamine, worin einige Scheite Holz langsam verglommen. Der rechte, mit einem Pantoffel bekleidete Fuß ruhte auf einem niedrigen Sessel.

Vor dem weit geöffneten Fenster stand der andere Mann und starrte in den Regen hinaus. Es war der Forstschreiber Jahn, ein Junggesell von 56 Jahren, lang, mager, altmodisch gekleidet, mit gelblichem bartlosen Gesichte und glattgescheiteltem schwarzen Haupthaar. Man sah ihm trotz seines fadenscheinigen Rockes an, daß er

täglich längere Zeit vor dem Spiegel zubrachte und die glänzende Schwärze seines Haares war schon manchem Kennerauge verdächtig erschienen.

Man hörte lange Zeit nichts als das Ticken der schwarzwälder Uhr, das Rauschen des Regens.

Herr von Gosau schien ganz in Träumereien verloren. Jetzt öffnete er die halb geschlossenen Augen und befühlte mit der rechten Hand vorsichtig seine Beinkleider.

„Ich glaube, ich bin jetzt wieder ganz trocken," sagte er laut.

„Soll ich etwa noch Holz anlegen?" fragte Jahn, sich langsam umdrehend.

„Nein, ich danke, es wird nicht nöthig sein," erwidert Gosau in höflichem Tone und spricht dann, halb zu sich selbst, weiter: „Hätte ich nur erst Gewißheit, ob die Damen aus der Marienhütte unter Dach und Fach sind! Ich sah Betty vor etwa drei Stunden mit Fräulein Lorenz bei meiner Villa vorbei den Weg nach den Rabenfelsen einschlagen. Wenn sie das Wetter dort oben getroffen hat — es wäre schrecklich! Verdammt, daß ich nicht fortkann! Vielleicht haben Sie die Güte, mir Ihren Arm zu leihen, Herr Jahn, ich möchte nochmals versuchen, ob ich nicht auftreten kann."

„Sehr gern," erwiderte Jahn langsam und war bemüht, Gosau auf die Füße zu stellen. Der sank aber, das Gesicht schmerzlich verziehend, in den Lehnstuhl zurück.

„Nein, es geht noch nicht; ich werde wahrhaftig die Nacht hier zubringen müssen. Der Herr Forstassessor wird doch wohl ein Plätzchen für mich haben?"

„Warum denn nicht? Müssen aber arg daneben getreten sein!“ sagt Jahn und stellt sich breitbeinig vor Gosau hin.

„Ich war auf dem Falkensteine,“ erwiderte dieser, sich bequem legend, „als das Wetter losbrach mit einer Gewalt, wie ich es in den vielen Jahren, die ich hier im Gebirge hause, noch nicht erlebt habe! Im Nu war ich bis auf die Haut durchnäßt. Es wurde völlig Nacht im Walde, nur die grellen Blitze erhellten das schauerliche Dunkel. Dazu ein Getöse um mich herum wie die wilde Jagd, ein unaufhörliches, von zahllosen Echos wiedergegebenes Donnern, ein Aechzen und Krachen der Bäume, als stünde der Weltuntergang bevor, kurz — ein großartiges Naturschauspiel!“

„Wird ein schönes Loch in die Forstkasse reißen!“ sagt Jahn trocken und geht zum Fenster zurück.

„Wie?“ fragt Gosau.

„O, ich meine nur — das giebt wieder Schreiberei und Berichte die Masse!“

„Ich weiß selber kaum,“ fährt Gosau fort, „wie ich hinunter an den Weißbach gekommen bin, der Miene machte, sich in einen Strom zu verwandeln. — Mein Waldhorn,“ setzt er nach einer kleinen Pause seufzend hinzu, „muß ich schon weit früher verloren haben.“

Bei diesen Worten horchte Jahn, der bisher nur mit halbem Ohr zugehört hat, auf.

„Was haben Sie verloren?“ fragt er schnell.

„Mein Waldhorn.“

Ueber Jahns Gesicht verbreitete sich ein eigenthümliches Lächeln, ein Ausdruck von Verachtung, mit der sich eine gewisse Befriedigung paarte.

„So?“ sagt er gedehnt — „ich hab' es lange nicht gehört.“

„Ich blies es früher leidenschaftlich gern, wie mein Vater, — dessen Sie sich wohl auch noch erinnern?“ setzte Gosau mit einer bemerkbaren Zaghaftigkeit hinzu.

„Ach ja, ich besinne mich auf ihn — und auf das dumme Waldhorn,“ murmelte Jahn, verschmitzt lachelnd, zwischen den Zähnen.

„Aber der Arzt hat mir auch das verboten. Gleichwohl mag ich mich von ihm nicht trennen. Ich muß es auch wiederfinden, es ist ein altes Erbstück in unserer Familie. Wir haben sogar ein Waldhorn im Wappen; seit uralten Zeiten haben die Gosau's hier im Walde gehaust, — ich werde wohl der letzte sein und bleiben. — Es ist prächtige Arbeit, das Waldhorn, stark vergoldet, und es haften für mich nur liebe Erinnerungen daran.“

„Auch manche unangenehme,“ murmelte Jahn wieder für sich.

„Was sagen Sie?“ fragte Gosau.

„Ich meine nur — — beim Suchen des Waldhorns haben Sie sich den Fuß vertreten?“

„Nein, als ich über den Weißbach von Stein zu Stein kletterte, glitt ich aus und fiel und läge vielleicht noch dort, wenn nicht Konrad zufällig gekommen wäre,

der mich hierher schleppte. Dabei stieg das Wasser immerfort."

„Ja, es ist eine gottvergessene Gegend!" sagte Jahn laut.

„Wie? Finden Sie es nicht schön hier?" fragte Gosau erstaunt.

„Eine verdammte Gegend!" fährt Jahn auf, „nicht drei Schritte kann man gehen, ohne zu steigen, ohne daß einem der Athem ausgeht! Dazu das glatte Moos und die spitzen Felsen — — man müßte ja vollends ein Gemsbock sein, das auszuhalten! Wir sind nun grade acht Wochen wieder hier, aber ich wünschte, ich könnte wieder fort. Wenn nur — —"

„Ein schrecklicher Philister!" entfährt es jetzt Gosau halblaut.

„Was meinen Sie?"

„Ich wollte nur fragen: denkt der Herr Forstassessor ebenso wie Sie?"

„Ich nehme es an, denn er ist nur mit Widerstreben hierher gegangen."

„Seltsam! Es ist doch seine und Ihre Heimat. Er hat seine Knabenzeit hier zugebracht. Und vermeidet jeden Verkehr, geht jedem geflissentlich aus dem Wege. Ich glaube, ich bin der Einzige, den er überhaupt aufsucht. Ist er denn wirklich so sehr beschäftigt?"

Jahn zuckte die Achseln.

„Je nun," sagte er, „er will wohl sein Revier gründlich kennen lernen."

„Ja, aber die Gewissenhaftigkeit so weit zu treiben! — Waren Sie denn immer bei ihm?“

„Ich bin nach seines Vaters Tode von ihm übernommen worden, war mit dem Alten in Westpreußen und privatisirte so lange, bis der Herr Assessor selbstständig wurde. — Das war ein Wald dort! So eben wie ein Garten und die nächste Stadt nur eine Viertelstunde entfernt. Da konnt' ich jeden Abend an meinem Stammtisch sitzen und politisiren. Hier wird man ja rein zum Thier.“

„Ja, ja, Herr Forstschreiber, man sieht's an mir,“ erwiderte Gosau, herzlich lachend.

„O, ich wollte nicht anzüglich sein, Herr v. Gosau,“ sagte Jahn ungeschickt.

„Nicht? Nun das ist sehr liebenswürdig von Ihnen!“

In diesem Augenblicke wurde die Thür des Nebenzimmers geöffnet und es erschien auf der Schwelle ein frischer junger Mann von 23 Jahren, die Büchse auf der Schulter, zum Ausgehen gerüstet, der Forstgehülfe Konrad.

„Ah! mein lieber Lebensretter! Wieder ganz trocken?“ rief ihm Gosau freundlich zu.

„Ja, nun kann ich wieder naß werden, — aber wie geht's mit Ihrem Fuß, Herr von Gosau?“ Er trat nahe an ihn heran und beugte sich zutraulich zu ihm herab.

„Schlecht, Konrad, schlecht, ich kann noch nicht auftreten.“

„So warten Sie nur, bis der Herr Forstassessor kommt, der renkt Ihnen das wieder ein.“

„Versteht er das?“

„Als ob er Feldscheer studirt hätte! — Was verstände der Herr überhaupt nicht! So hab' ich noch keinen gekannt! Sie hätten ihn einmal vorhin mit den Waldarbeitern beim Wasser sehen sollen! — Aber was ich erzählen wollte von seiner Feldscheerkunst — da habe ich mir neulich auf einem steilen Gebirgspfade —“

Konrad vollendete den Satz nicht, denn Jahn, der schon zu verschiedenen Malen, während Konrad sprach, verächtlich die Achseln gezuckt hatte, war jetzt dicht an ihn herangetreten und unterbrach ihn hämisch:

„Wird wohl auf dem Wege nach dem ‚hohen Hause‘ gewesen sein? Hm?“

„Jawohl, Herr Forstschreiber, haben's errathen,“ erwidert Konrad sehr ruhig und fährt, ohne auf Jahn zu achten, fort:

„Also auf dem Wege nach dem hohen Hause —“

Aber Jahn, den die Ruhe Konrads ärgert, läßt ihn wiederum nicht weitersprechen und sagt mit voller Ironie:

„Merkwürdig, was der alte blinde Hegemeister da oben für Sie für Anziehungskraft hat!“

„Nicht wahr?“ erwidert Konrad mit Humor, „Schade, daß Sie, Herr Forstschreiber, nicht eine gleiche Anziehungskraft für seine Enkelin haben!“

Konrad lachte aus vollem Halse und auch Gosau konnte ein Lächeln nicht unterdrücken.

„Unverschämtheit!“ braust Jahn auf und geht mit großen Schritten im Zimmer auf und ab.

„Ei, ei, handelt sich's um die schöne Rosel?“ sagt Gosau kopfnickend, „man munkelt, es wäre eines Grafen Tochter, aber nicht die Enkelin des alten Hegemeisters.“

„Ganz recht, Herr von Gosau,“ erwiderte Konrad, jetzt streitlustig geworden, „und denken Sie nur, die schöne Rosel hat die Ehre ausgeschlagen, Frau Forstschreiberin zu werden!“

„Das ist eine infame Lüge!“ platzt Jahn heraus.

„Dann lügt das ganze Thal und Gebirge!“ erwidert Konrad ruhig, „denn überall wird's erzählt. — Ein Geheimniß war es ja für Niemand, daß der Herr Forstschreiber sich für sie interessirte! Hat doch der Herr Forstschreiber jeden Sonntag in der Kirche der Rosel gegenüber gesessen und sie sogar während des Vaterunser mit den Augen verschlungen!“

„Mit den Augen verschlungen!“ wiederholt Jahn zähneknirschend, „das ist auch wieder eine so nichtsnutzige Redensart, die keinen Sinn hat.“

„Oho, Herr Forstschreiber!“ rief Konrad lustig aus, „die Augen sind gar gefährliche Sinne! Sie verleiten auch noch ältere Herren zu waghalsigen Unternehmungen, — aber die Beine gehorchen nicht immer. Es war freilich malitiös von der Jungfer Rosel, zu verlangen, daß der

Herr Freiwerber täglich den Weg nach dem ‚hohen Hause‘ mache —“

„Wieder eine Lüge!“ unterbricht Jahn wuthschnaubend.

„Denn der alte Hegemeister,“ fährt Konrad ruhig fort, „war schon nach dem ersten Besuche weich geworden, man kann sich nicht recht erklären, warum? — Ist freilich blind, der arme Mann!“

„Aber, Gott Lob, nicht taub, Herr Forstgehilfe!“ schreit Jahn bissig.

„Das hab' ich gemerkt, Herr Forstschreiber, er hat Ihre Einflüsterungen nur zu gut gehört!“

„Ich und Einflüsterungen!“

„O ja — ein schönes Echo hat sie mir alle zugetragen.“

„Wird auch alle Zeit nur ein schönes Echo für Sie bleiben!“ erwiderte Jahn, dicht an Konrad herantretend und fuhr dann halblaut fort: „Denn auch mir hat ein gewisses Echo zugetragen, daß der Herr Forstassessor ein gar fleißiger Besucher des ‚hohen Hauses‘ sein soll.“

Gosau richtete sich bei diesen Worten in seinem Lehnstuhl auf und fragte erstaunt: „Wie?„ Der Herr Forstassessor ein täglicher Besucher des hohen Hauses?“

Konrad aber antwortet Jahn verächtlich: „Das weiß ich besser wie Sie!“ und sich zu Gosau wendend, sagt er diesem leise in's Ohr: „Lassen Sie ihn nur dabei, aber die Sache hat ganz andere Gründe, als Jahn annimmt. Davon einmal später vielleicht, denn ich muß

jetzt fort. — Ist das Schreiben nach dem Weißbachhof fertig, Herr Jahn?“ fragt er laut.

„Sehen Sie doch nach, es liegt ja auf dem Tisch!“ erwidert Jahn grob, ohne sich zu rühren.

Konrad geht an den Kanzleitisch und steckt einen Brief zu sich.

„Nun, nun,“ sagt er dabei, „es wäre doch eigentlich Ihre Sache gewesen, mir's zu geben. — Adieu, Herr von Gosau, in einer halben Stunde bin ich wieder da.“

„Adieu Konrad, und vergessen Sie nicht, was ich gesagt habe! Wer mein Waldhorn findet —“

„Ich werd's nicht vergessen, Herr von Gosau!“

Während Konrad sich durch die nach dem Hofe führende Thür entfernt, zieht sich auch Jahn, verächtliche Worte vor sich hin murmelnd, nach dem Nebenzimmer zurück und läßt Gosau allein.

Dieser blickt träumend in die verglimmende Asche vor sich und eine wehmüthige Stimmung überkommt ihn.

„O Liebe!“ denkt er, „was hast du hier wieder angerichtet! Hast du an jungen Herzen nicht genug? Mußt du dein verwegenes Spiel auch noch mit alten treiben, wie bei dem Forstschreiber — und gar mit kranken, wie bei mir?“

Er starrte lange vor sich hin.

Dann aber streckte er lebhaft beide Arme aus und schüttelte den Kopf, wie wenn er mit aller Energie etwas von sich abwehren wollte, und sprach laut zu sich selbst: „Aber frohlocke nicht, ich habe dich überwunden!“

Wieder sank er zurück und träumte. Vor seinem inneren Auge erschien das Bild eines jungen Mädchens, schön, mit dunkelbraunem Haar, elfenbeinfarbigem Teint und klugen, guten, feurigen Augen. Seine Züge verklärten sich zu einem freundlichen Lächeln und er flüsterte leise: „Zwar, wenn ich den Inbegriff alles Lieblichen, Schönen, Guten aussprechen will, kann ich es doch nur mit dem einen Namen: ‚Betty‘ thun, — aber begehren?“ —

Er schüttelte langsam den Kopf und schloß die Augen.

II.

Ein Geräusch an der Thür, die vom Hofe hereinführt, weckte ihn aus seinen Träumereien.

Ein junges Mädchen, dessen Oberkleid von hinten über den Kopf heraufgenommen war, vermuthlich, um es vor dem Regen zu schützen, steckte das braune Köpfchen zur Thür herein und fragte mit verstellter Stimme: „Ist der Herr Forstassessor zu Hause?"

Ohne sich umzusehen, antwortete Gosau: „Nein, der ist im Walde beim Hochwasser."

„Kommt er bald heim?"

„Glaube kaum."

„Dann kann ich also hereinkommen," sagte jetzt das Mädchen mit ihrer natürlichen Stimme, trat munter ein und eilte auf Gosau zu.

Dieser sprang, ohne seines verrenkten Fußes zu gedenken, freudig überrascht auf und rief: „Betty! Sie sind es?"

Gleich darauf aber sank er vor Schmerz in den Sessel zurück.

„Was haben Sie?“ fragte Betty besorgt.

Er sah sie lächelnd an und sagte: „Gott sei Dank, das Wetter hat Ihnen nichts geschadet!“

„Aber Ihnen?“

„Verzeihen Sie nur, daß ich in dieser Stellung oder vielmehr Lage bleibe, ich habe mir den Fuß vertreten und muß nun ausharren, bis mir geholfen wird.“

Er bemühte sich, sein Sammtröckchen zu erreichen und es anzuziehen, Betty aber hielt ihn davon zurück.

„Oh — liegen Sie ja ruhig! Heben Sie nur den Fuß und strecken ihn auf den Stuhl! So.“

Und sie nimmt sein Bein, legt es vorsichtig auf den niedrigen Sessel und schiebt das Kissen hinter seinem Rücken zurecht. Wie ein Kind läßt er sich Alles von ihr gefallen.

„Ist es nun gut?“ fragt sie.

Er nickt, dankbar lächelnd, mit dem Kopfe.

„Und nun kauere ich mich zu Ihnen beim Kamine nieder und trockne mich ein wenig.“

„Das ist reizend!“ ruft er aus, „so wird mein Unfall noch zum Segen. Aber was führt Sie eigentlich hierher?“

Sie läßt ihr Kleid herunter, schiebt eine Fußbank herbei, setzt sich und legt ihre kleinen Füßchen auf die Schwelle des Kamins, damit sie trocknen.

„Ich suche mein Lorenzchen,“ sagt sie traurig,

„haben Sie die gute Seele nicht gesehen? Ich stehe eine schreckliche Angst um sie aus.“

„Sie wird doch nicht — — aber nein, sie ist immer so vorsichtig! Wo haben Sie sie denn verloren?“

„Droben in der Borkenhütte.“

„Ach, dort?“

„Ich hatte mich vor der Hitze dorthin zurückgezogen und mich ganz in Ihren Freund Eichendorff vertieft.“

„Ei, und wie wurde Ihnen dabei?“

„Vortrefflich! Ich begleitete den lieben Taugenichts auf seinen Fahrten, und dazu rauschte der Wald um mich her und die Vögel sangen und die Quellen sprangen von den Felsen, — ganz wie im Buche, so daß ich mir einbildete, ich wäre wirklich dabei.“

„Das laß ich mir gefallen!“

„Es fehlte nur eins, um die Illusion voll zu machen.“

„Nämlich?“

„Ihr Waldhorn!“

„Mein Waldhorn!“ rief er schmerzlich aus, „das hab' ich verloren!“

„Verloren? Wo?“

„Wenn ich das wüßte! Auf dem Wege von den Rabensteinen zum Weißbach.“

„Dann finden Sie es auch wieder.“

„Ich wäre untröstlich, wenn ich es nicht fände! Ich hänge so sehr an ihm. Mein Großvater pflegte immer zu sagen — ich besinne mich genau —: Kinder, haltet mir das Waldhorn hoch, es hat schon zur Freude und

Ehre Eurer Ur=Ureltern getönt und soll auch noch tönen zur Freude und Ehre Eurer Ur=Urenkel."

„Wir Alle wollen suchen," sagt Betty lebhaft.

„Wie lieb das von Ihnen ist!" Er schaut sie dankbar an.

„Aber fahren Sie fort. Während Sie mit dem Taugenichts die schöne Welt durchzogen, wo war Fräulein Lorenz?"

„Lorenzchen suchte indessen, wie gewöhnlich, seltene Pflanzen im Moose. Da kam sie plötzlich mit ihrer Kassandrastimme und mahnte zum Aufbruch, es sei ein Gewitter im Anzuge. Ich hörte nicht drauf und sagte, sie solle nur vorangehen. Kaum aber war sie fort, so brach auch der Regen los. Nun rief ich aus Leibeskräften in den Wald hinein, sie solle zurückkehren, wir könnten im Borkenhäuschen das Wetter abwarten. Aber der Wind verwehte meine Worte. Jetzt wurde ich ängstlich und machte mich trotz des Regens auf den Weg. Ich lief und lief und schrie dabei so laut ich konnte, alle Schmeichelnamen Lorenzchens."

„Das war das böse Gewissen," sagt Gosau, der ihr mit Entzücken zuhört.

„Natürlich! Doch nur das Echo gab mir höhnisch Antwort. Vielleicht ist sie auf anderem Wege in das Borkenhäuschen zurückgekehrt, denke ich und laufe, was ich laufen kann, zurück. Aber dort lag nur mein armer Taugenichts, den ich in der Eile vergessen hatte. Was nun thun? Das Wetter tobte immer heftiger. So mußte ich mich denn entschließen, zu bleiben, und Hagel,

Donner, Regen und Blitz habe ich dort oben über mich ergehen lassen."

„O, der beneidenswerthe Taugenichts!" ruft Gosau begeistert.

„Nicht wahr? — Wie denn der Regen anfing, gelinder zu werden, zog ich unter meinem Schirm von Neuem aus und gelangte so bis zur Weißbachbrücke am Wendelstein. Die war aber vom Wasser zerstört worden und ein Dutzend Arbeiter, von Schlamm und Regen triefend und unkenntlich gemacht, waren damit beschäftigt, durch Abgrabungen die tiefer liegende Jochmühle noch zu retten. Wie ich nun so rathlos dastehe und nicht weiß, wo und wie ich über das Wasser soll, werde ich plötzlich von zwei kräftigen Armen aufgehoben und durch den reißenden Bach getragen. Und ehe ich noch Zeit habe, mich bei dem wackeren Arbeiter, der kein Wort sprach, zu bedanken, war er auch schon wieder fort und hatte sich unter seinen Kameraden verloren."

„Gott lohne ihm diese schöne That."

„Ich will ihn schon wiederfinden. Er war der größte unter allen. — So bin ich glücklich hierher gekommen — aber wo in aller Welt ist nun mein Lorenzchen?"

Betty sah fragend zu Gosau auf, dessen Augen mit inniger Ehrfurcht auf dem schönen Mädchen zu seinen Füßen ruhten.

„Wie ich sie kenne," sagt er heiter, „ist Kassandra längst zu Hause und hat sich einen warmen Kaffee gemacht."

„Glauben Sie?“ fragt Betty lachend.

„Sicherlich.“

„So will ich eilen und ihrem guten Beispiel folgen,“ sagt sie und springt auf.

„Nein, nein, die Füßchen sind ja noch lange nicht trocken,“ ruft Gosau bedauernd, „ich will doch mein Pathchen gesund erhalten. Wozu diese Eile?“

„Damit mich der Gebieter des Hauses nicht überrascht,“ sagt Betty mit komischem Pathos.

„Vor dem Sie sich so fürchten, daß Sie sogar mit verstellter Stimme nach ihm fragen, um ihm nur ja nicht zu begegnen; — so war es doch?“

„So war es — und so ist es,“ erwiderte Betty ernst.

„Aber warum?“

„Weil ich Angst habe vor allen ungezogenen Menschen.“

„Ei, ei, ei, — dabei könnte man sich allerlei Gedanken machen.“

„Thun Sie's lieber nicht, Onkel Ferdinand, es strengt den Kopf an, und das hat Ihnen der Arzt verboten,“ sagte Betty mit komischem Ernst.

„Das haben Sie mir gut gegeben!“

„Nicht wahr?“

„Ja, ja —“ seufzt Gosau, „aber ich lasse mich nicht abschrecken, weiterzufragen: warum ist Herr Keller ungezogen?“

„Weil er seit zwei Monaten schon hier die Oberförsterstelle vertritt und sich noch nicht die Mühe gegeben hat, uns seinen Besuch zu machen.“

Betty geht, ein Liedchen summend, an's Fenster und schaut hinaus.

„Ich verstehe das nicht,“ sagt Gosau kopfschüttelnd, „o, Betty — er sollte Sie gesehen haben!“

„Wollen Sie mich erzürnen?“ ruft sie, sich rasch umkehrend, aus.

„Nicht um die Welt! — Ich sage nichts, nichts mehr.“

Sie tritt wieder dicht an Gosau heran und fährt eifrig fort:

„Meinetwegen brauchte sich der Herr Forstassessor nicht zu bemühen, aber meiner Eltern, besonders meines Vaters wegen thut es mir leid, daß er sich so rar macht. Bessere Freunde, als mein Vater und der seinige, hat es, wie Sie ja wissen werden, nicht gegeben. So weiß ich es wenigstens aus den Erzählungen der Alten.“

Gosau nickt stumm mit dem Kopfe.

„Dann kam das schreckliche Unglück mit dem Forstgehülfen, Sie wissen doch?“

Gosau nickt wieder mit dem Kopfe und Betty fährt fort:

„Der alte Oberförster Keller wurde von hier versetzt, die Freundschaft erkaltete allmählich und es kam keine Aussöhnung zu Stande bis zum Tode des alten Keller. Dieser Umstand war meinem Vater immer sehr schmerzlich; und Sie selbst haben ja seine Freude mit

angesehen, als es hieß, der junge Keller komme hierher als Forstassessor und werde wohl demnächst bei uns Oberförster werden. Haben Sie nicht?"

Wiederum nickt Gosau stumm mit dem Kopfe.

„Warum sprechen Sie denn garnicht?"

Gosau lächelt. „Ich fürchte", sagt er zögernd, „wieder eine Dummheit auszusprechen."

„Da haben Sie wirklich schon wieder eine gesprochen!" entgegnet Betty rasch.

„Sehen Sie? — Aber im Ernst! Ihr Vater freute sich ungemein, das alte Band der Freundschaft wieder anzuknüpfen. So lange beide Hitzköpfe lebten, wollte keiner den ersten Schritt thun. Warum that Ihr Vater ihn jetzt nicht?"

„Er hat ihn gethan!" erwiderte Betty lebhaft. „Er hat den Herrn Assessor in freundlicher Weise aufgefordert, uns zu besuchen."

„So?" sagte Gosau verwundert, „vielleicht ist er —"

„Ei, stolz ist der junge Herr," fällt Betty ein, „stolz, weiter nichts! Wir gehören ihm nicht zu den studirten Leuten, glauben Sie mir's!"

„Nein, nein, das ist er nimmermehr! Besinnen Sie sich denn seiner nicht aus der Kindheit, aus jener Zeit, da ich schon auf der Universität war und nur selten hier zu Besuch kam?"

„O — sehr gut!" sagt Betty in einen sanften Ton übergehend.

„Nun wahrhaftig! er ist derselbe gute Kerl geblieben. Wie alt war er denn, als er von hier fortkam?"

„Er wird vierzehn Jahre gewesen sein, ich acht. Und was für Streiche haben wir zusammen ausgeführt!“ ruft Betty aus und ihre Augen leuchten. „Da war kein Baum zu hoch, kein Felsen zu steil, den wir nicht erklettert hätten.“

Sie schaute sich lebhaft im Zimmer um und fuhr fort:

„Hier aus dieser Kanzlei — wo sich nichts geändert hat seitdem — wie oft habe ich ihn mit List entführt, wenn er bei seinen Schularbeiten schwitzte und der alte Keller hier in seinem Lehnstuhl, in dem Sie jetzt sitzen, süß entschlummert war. Dann mußte ich dem Alten so lange die Fliegen verscheuchen, bis der junge Herr die Bücher bei Seite gebracht hatte. Denn wehe uns, wenn der Alte erwachte! Dann ging das Donnerwetter los und ich hatte alle Mühe, ihn zu besänftigen. Gewöhnlich aber gelang der Streich und dann waren wir, heidi! über alle Berge. Da hätten Sie den folgsamen jungen Herrn sehen sollen. Ich glaube, er hätte die Felsen gesprengt, wenn ich einmal den Wunsch geäußert hätte, mir das Innere zu besehen. Und er war wirklich ein lieber Kerl. — O, das waren schöne Zeiten!“

„Und schönere kommen noch für Sie. Lassen Sie die Vergangenheit uns Alten, Vierzigjährigen.“

Betty sah ihn fragend an, er aber nickte mit dem Kopfe.

„Ja, ja — im Ernst;“ sagte er lächelnd, „was aber den Forstassessor anbelangt, so bedenken Sie zweierlei: noch ist kein halbes Jahr vergangen seit dem Tode seiner Mutter; noch kann er kaum Bekanntschaft gemacht haben

mit seinem ausgedehnten Revier. Wer weiß endlich, was sonst noch in ihm vorgeht —"

„Ach Gott, Onkel Ferdinand, was geben Sie sich solche Mühe, ihn in meinen Augen zu rechtfertigen? Ich habe ihn schon vergessen!"

„Das sollen Sie aber nicht! Sie sind doch sonst die Liebe und Güte selbst —"

„Fangen Sie schon wieder an?"

„Nein, nein, ich höre schon wieder auf; aber versprechen Sie mir eins, mein Pathchen?"

„Was denn, Herr Pathe?"

„Wenn nun der Forstassessor in diesen Tagen doch zu Ihnen kommt, tragen Sie ihm seine — wie Sie es nennen — Ungezogenheit, nicht nach."

Betty erschrack. „Sie werden ihn doch nicht etwa veranlassen, uns zu besuchen?" fragte sie bestürzt.

„Keineswegs! Aber versprechen Sie mir —"

„Ich verspreche garnichts!" Sie horchte auf. „Ich höre Jemand kommen: er ist es doch hoffentlich nicht?"

Nein, er war es nicht, sondern Konrad, der von seinem Gange nach dem Weißbachhofe zurückgekehrt ist.

„Da bin ich schon wieder," sagte er eintretend, und Betty bemerkend machte er eine tiefe Verbeugung.

„Guten Abend, Herr Konrad." sagte Betty.

„Sie kennen meinen Lebensretter?" fragt Gosau.

„Ist er das? Freilich kenne ich ihn; ich habe ihn neulich —" Sie stockt, da sie bemerkt, daß Konrad ein verlegenes Gesicht macht; gleich darauf aber fährt sie munter fort: „Sie brauchen sich nicht zu schämen, ich

habe sie neulich beim ‚hohen Hause‘ in schöner Gesellschaft gesehen. Sie haben einen guten Geschmack! — Nun muß ich aber fort, der Regen hat ja völlig aufgehört.“

„Allein wollen das gnädige Fräulein nach Hause?“ fragt Konrad besorgt; das ist nicht möglich, denn im Walde wird's schon dunkel, das Wasser ist überall aus den Ufern getreten und scheint noch zu steigen, wie mir der Herr eben sagte.“

„Welcher Herr?“

„Der Herr Forstassessor; er folgt mir auf dem Fuße, will sich nur etwas reinigen.“

„Dann also Gefahr im Verzuge!“ sagt Betty, Gosau die Hand reichend, „gute Besserung, lieber Herr Pathe, mit dem Fuße!“

Gosau küßt ihr die Hand.

„Daß ich Sie nicht begleiten kann!“ zürnt er.

„Herr Konrad wird die Güte haben, mich bis zur Brücke zu begleiten, ja?“ sagt Betty.

„Sehr gern, gnädiges Fräulein.“

„Dann kommen Sie!“

Indem Betty sich entfernen will, wirft sie zufällig einen Blick durch's Fenster, das auf den Hof hinausführt, und sie stutzt. „Da ist ja mein wackerer Arbeiter, der mich so flott durch's Wasser getragen hat“, sagt sie „Konrad, wie heißt der Mann, der da eben in den Hof geht?“

„Der Mann? he, he! gnädiges Fräulein, das ist ja unser Herr Forstassessor!“

„Der?" ruft Betty erstaunt und eine dunkle Röthe überzieht plötzlich ihr ganzes Gesicht, während Gosau in seinem Lehnstuhle sich vergnügt die Hände reibt.

„Er hat sich freilich arg zugerichtet, denn er hat gearbeitet für drei," entschuldigt Konrad das Aussehen seines Herrn.

Betty folgt ihm mit den Augen. „Er geht in's Gesindehaus," flüstert sie, dann wendet sie sich noch einmal schnell zu Gosau und sagt ihm in's Ohr: „Jetzt, Herr Pathe, verspreche ich Ihnen, was Sie vorhin von mir verlangten."

Gosau drückt ihr herzlich die Hand.

„Nun kommen Sie, Konrad, schnell, schnell!"

Sie faßt Konrad am Arm und zieht ihn fast mit sich hinaus, so eilig hat sie es.

Gosau aber saß wiederum allein und war in diesem Augenblicke sehr glücklich; er hatte soeben einen schönen Sieg über sich selbst erfochten und war ganz in der Stimmung, ihn weiter zu verfolgen und völlig auszunutzen.

III.

Während er noch mit dem Schmieden eines Planes beschäftigt war, wie er am sichersten sein Ziel erreichen könne, trat Erich Keller, der Forstassessor, in die Kanzlei.

Er ist ein großer, schön gebauter Mann von neunundzwanzig Jahren, dem man in seiner ganzen Haltung anmerkt, daß er Soldat gewesen; aus seinem frischen, wettergebräunten Gesichte leuchten ein paar dunkle Augen, die Jedermann für ihn einnehmen müssen.

Er hat in Eile seinen durchnäßten Anzug gewechselt und erscheint jetzt in kurzem Hausrock und niedrigen Schuhen.

„Grüß Gott, Herr von Gosau!" sagte er im Eintreten lustig.

„Schön Dank, Herr Forstassessor! Sie sehen in mir —"

„Einen gefallenen Menschen, ich weiß Alles", unterbricht ihn Erich.

„Sie wissen schon?"

„Konrad hat mir erzählt. — Zeigen Sie mal den rebellischen Fuß.“

„Hier!“

Erich streifte den Pantoffel und Strumpf ab, und während er mit kräftiger Hand den Fuß einrenkte, sang er laut dazu ein lustiges Lied.

„Oh weh!“ rief Gosau.

„Was denn?“

„Ich glaube, es wird sehr weh thun.“

„Es wird?“ sagt Erich lachend und läßt den Fuß los; „so treten Sie doch auf!“ Er hilft ihm auf die Beine und Gosau wagt es, fest aufzutreten.

„Wahrhaftig, Sie sind ein Tausendsassa! Konrad hat mir nicht zuviel gesagt.“ Er reicht Erich dankend die Hand.

„Wo steckt der Schlingel?“ fragt Erich mit Bezug auf Konrad; „er soll mir eine Pfeife stopfen, die wird mir jetzt prächtig schmecken. He! Konrad!“

„Sie rufen vergebens, er ist nicht da.“

„Wo steckt er denn?“

„Er leistet Ritterdienste.“

„Wem?“

„Einer Dame, die soeben Ihre Kanzlei verlassen hat,“ erwidert Gosau, seinen Sammetrock anziehend.

„Potztausend! Hat der Junge heute Zeit zu solchen Dingen?“

Erich sucht in seinem Pfeifenständer nach einer passenden Pfeife.

„Wer war es denn?“ fragt er gleichgiltig weiter.

Möglichst unbefangen erwidert Gosau, während ihm das Herz pocht: „Betty Engelbert.“

Erich dreht sich auf seinem Absatz um und starrt Gosau verwundert in's Gesicht.

„Wie? Betty war hier in dieser Kanzlei?“

„In dieser Kanzlei, wo sie so oft als Kind mit Ihnen gespielt hat. Sie erinnerte sich jedes Gegenstandes in diesem Zimmer und fand Alles unverändert“.

Erich kehrt sich langsam wieder um und fängt an seine Pfeife zu stopfen.

„Es ist wahr,“ sagt er nach einer Pause, „es hat sich nichts verändert. — O, das waren schöne Zeiten!“

„Ganz dasselbe hat Betty auch gesagt.“

„Und was wollte sie hier?“

„Sich nach ihrer Gesellschafterin erkundigen, die sie verloren hatte.“

„Sonst nichts?“

„Und sich ein wenig am Kamin trocknen.“

Erich lachte in sich hinein.

„Das glaub' ich, sie war pudelnaß,“ sagt er halb zu sich. Gosau aber spielt den Erstaunten und fragt: „Woher wissen Sie denn das?“

Erich hat sich seine Pfeife angezündet und bläst behaglich im Zimmer umhergehend, mächtige Rauchwolken vor sich her.

„Ich habe sie auf meinen Armen durch's Wasser getragen,“ sagt er mit geheimnißvoller Miene und sichtlicher Freude.

„Nicht möglich!“ ruft Gosau in seiner Rolle, „sind Sie denn so vertraut mit einander?“

Jetzt lacht Erich laut auf.

„Sie hatte keine Ahnung, daß ich sie auf Händen trug, sie hielt mich für einen Arbeiter.“

„Und woher wußten Sie, daß es Betty war?“

„Ich erkannte sie sofort an ihrer ganzen Art zu gehen, zu stehen, sich zu geben. Wie sie leichten Schrittes, als ginge sie über eine blumige Wiese, an das Wasser kam, stand sie, ohne ein Zeichen der Furcht und des Schreckens von sich zu geben, nur mit einem Ausdruck der Verwunderung im Gesichte, still, als ob sie sagen wollte: nun? ist denn der noch nicht da, der mich hier hinübertragen soll?“

Beide Männer lachen herzlich.

„Wie richtig Sie Betty charakterisiren!“ ruft Gosau freudig erregt; Erich aber, der mitten im Zimmer steht, fährt lebhaft in seiner Charakteristik fort:

„Sie hat etwas von dem Kinde aus dem Märchen, dem sich alle Pforten von selbst öffnen, dem die ganze Natur unterthänig ist. Darum war sie nicht im geringsten überrascht, als ich sie plötzlich ergriff, am andern Ufer niedersetzte und rasch im Gebüsch wieder verschwand. Das Alles verstand sich von selbst. So war sie schon als Kind.“

„Ja, sie ist ein Sonntagskind.“

„Das ist sie; aber neben diesem halb träumerischen Temperament schlummert in ihr eine Leidenschaftlichkeit, die alle Dämme durchbricht, wenn sie einmal entfesselt ist.“

„Gerade wie der alte Engelbert," bestätigt Gosau.

„Ihr Vater," fährt Erich fort, „hatte einmal einem Buben, mit dem wir zu spielen pflegten, eine Unart verwiesen. Darauf erlaubte sich der Junge hinter dem Rücken des Vaters eine häßliche Redensart. Wie eine Furie stürzte sich Betty auf den wohl einen Kopf größeren Knaben und warf ihn zu Boden, daß die Knochen knackten. Ich könnte noch mehr solche Beispiele anführen."

„Ja, sie liebt ihren Vater über Alles."

Beide Männer gingen eine Zeit lang schweigend im Zimmer umher, ihre Gedanken beschäftigten sich mit demselben Gegenstande und doch, wie verschieden waren sie. Ueber Erichs Stirn hat sich eine tiefe Falte gelegt, er sieht düster zur Erde, während er unablässig raucht. Gosau aber fiebert fast vor Aufregung; so hat ihn der von Neuem in seinem Innern ausgebrochene Kampf mitgenommen, bis er endlich als Sieger hervorgeht.

Er tritt plötzlich Erich in den Weg, ergreift seine beiden Hände und sieht ihm voll in's Gesicht. Dann sagt er mit zitternder Stimme:

„Sie kennen Betty so gut — und Sie sind fähig —, länger als acht Wochen in der Nähe eines solchen Wesens zu leben, ohne sie aufzusuchen?"

Erich erschrak heftig bei diesen Worten, er sah seinem Gegner so scharf in's Gesicht, als könne er dadurch ergründen, welche Absicht sich hinter dem Gesprochenen verberge. Dann befreite er seine Hände von ihm, wendete sich kurz ab und sagte scheinbar gleichgültig:

„Ja, was hat das damit zu thun!"

„Das sagen Sie so ruhig, nachdem Sie Betty heute wiedergesehen?“ fragt Gosau lebhaft, jetzt ganz in der Verfolgung seines Sieges begriffen.

Erich blieb vor ihm stehen und sah ihn wieder lange schweigend an.

„Lieber Freund,“ sagte er endlich sanft, „ich verstehe Sie nicht. Ich will Ihnen eine andere Frage zurückgeben.“

„Nun?“

„Wie ist es möglich, daß Sie Jahre lang neben diesem Mädchen leben, ohne sich in sie zu verlieben?“

„Das ist eben unmöglich!“ platzt Gosau heraus.

„Na also — ich gratulire!“ erwidert Erich und geht von ihm fort. Gosau aber schüttelt heftig den Kopf und eilt ihm nach.

„Nicht doch, nicht doch! was habe ich da gesagt! Verlieben ist nicht das richtige Wort!“

„O, das ist einerlei!“ erwidert Erich resignirt — „und wann wollen Sie heirathen?“

Gosau kann ein Lächeln nicht unterdrücken.

„Nein, das ist zu toll!“ ruft er aus, „ich heirathen? Niemals!“

Wieder bleibt Erich stehen und sieht ihn erstaunt an.

„Finden Sie keine Gegenliebe?“ fragt er.

„Ich habe sie niemals gesucht, ich bin immer der gute Onkel und Pathe geblieben.“

„Das scheint mir recht unnatürlich.“

„Sie urtheilen zu schnell. Ich bitte, setzen Sie sich, ich muß mich auch ein wenig setzen und Athem schöpfen. Dann spreche ich weiter.“

Erich that ihm den Gefallen und ließ sich neben ihm auf dem alten ledernen Kanapee nieder. Gosau wischte sich den Schweiß von der Stirn, dann begann er leise:

„Kannten Sie meinen Vater?“

„Ich besinne mich nur dunkel auf ihn, er hat mich einmal auf seinen großen schwarzen Hund gesetzt und mich im Hofe herumreiten lassen.“

„Wissen Sie, wie er hier im Volksmunde hieß?“

„Ich denke, der wilde Gosau?“

„Ganz recht, der wilde Gosau — und er verdiente den Namen. Er war der wildeste Jäger, Zecher und Spieler, zehn Meilen in die Runde. Er war der Abgott der Weiber und tyrannisirte meine arme Mutter, die frühzeitig vor Gram zu Grunde ging. In Männergesellschaft war er auch wohl gelitten, weil er Humor hatte und Scherze machte, auch Ihr Vater und der alte Engelbert waren ihm wohlgesinnt. Daß ich schwächliches Söhnchen nicht nach seinem Geschmack war, kann man sich denken, und ich will es ihm — ich habe es ihm nie nachgetragen. Ich glaube allerdings, daß er mich haßte — jedenfalls hatte er nicht die geringsten Sympathien für mich und ich habe darunter schwer gelitten. Wir waren eben zu verschiedene Naturen. Deshalb entfernte er mich auch, sobald ich zum Knaben herangewachsen war, aus seiner Gesellschaft, ließ mich in der Stadt erziehen, schickte mich auf die Universität und ich wäre wohl ein Gelehrter geworden, wenn meine Gesundheit nicht ein Veto eingelegt hätte. Nach einem heftigen Blutsturz untersagte mir der

Arzt jedes weitere Studium, ich sollte ganz meiner Gesundheit leben, mich hier in die Berge zurückziehen. Da starb mein Vater plötzlich, auf der Jagd, mitten in seinem Beruf, wie die Leute sagten, nicht lange nach jenem schrecklichen Raubmorde, der auch verhängnißvoll für Ihren Vater werden sollte. Von dem ganzen großen Vermögen meiner Vorfahren war mir nichts geblieben, als mein kleines Schlößchen hier im Walde und eine Summe, eben groß genug, um auf's Bescheidenste davon zu leben. Meine Bücher, der Wald, die Berge, mein Waldhorn, das die meisten meiner Vorfahren wie auch mein Vater meisterlich bliesen, wurden meine Welt und so hat sich denn — abgeschieden von dem Leben der Gegenwart — allmählich bei mir eine Seite meines Charakters ganz besonders ausgebildet —"

„Nämlich?"

„Wie soll ich mich ausdrücken? Vielleicht treffe ich das Richtige, wenn ich sage: ich bin Romantiker geworden — der Cultus der Natur und der Freundschaft geht mir über Alles —"

„Und die Liebe?"

„Ist zwar nicht erstorben — im Gegentheil — aber sie ist etwas anderes geworden, als Sie darunter verstehen — es ist ein Gefühl, wie es vielleicht nur in den Herzen körperlich verrosteter Menschen —"

„Oh!" macht Erich freundlich abwehrend.

„Jawohl, verrosteter Menschen," wiederholt Gosau mit Nachdruck, „wie ich einer bin — wie sie nur in solchen Menschen entstehen kann. Damit ist nun einer

gesunden Natur wie Betty eine ist, nicht gedient, und ich habe schließlich alle selbstsüchtigen Gefühle überwunden. Ich leugne nicht, daß ich zuweilen in früherer Zeit den Gedanken erwog, Betty zu heirathen — aber weil eben meine Verehrung für sie eine grenzenlose war — mußte ich mir die Sache immer wieder aus dem Sinne schlagen. Denken Sie Betty — und mich zusammen. Das Leben und der halbe Tod! Die geringste Extravaganz, eine außergewöhnliche Erregung, wie mir der Arzt offenherzig gestanden — kann einen Herzschlag zur Folge haben — ich darf nicht einmal mehr mein Waldhorn blasen. Nein — nein — davon kann nie mehr die Rede sein."

Er sah schweigend einige Minuten vor sich hin, als sänne er darüber nach, wie er am besten ausdrücken solle, was er noch zu sagen habe. Dann fuhr er begeistert fort:

„Es ist eine Freude der Entsagung in mich eingezogen, die ich nun nicht mehr mit dem Glücke des Besitzes vertauschen möchte. An dem Glücke Bettys zu bauen, ihre Zukunft zu sichern, ist mein unablässiger Gedanke und — und —" er stockte, seine sonst so blassen Wangen rötheteten sich; ohne Erich anzusehen, tastete er nach seiner Hand, die er ergriff und an sein Herz zog — „und darum", fuhr er zögernd fort, „wünschte ich nichts sehnlicher, als daß — Sie — die Familie — aufsuchten —"

Erich entzog ihm seine Hand und stand rasch auf. Ohne ein Wort zu erwidern, ging er mit großen Schritten durch's Zimmer, blieb vor dem Fenster stehen und starrte in die sich allmählig ausbreitende Abenddämmerung hinaus.

Gosau folgte ihm ängstlich mit den Augen, dann nahm er verlegen wieder das Wort.

„Wen die Verhältnisse so in die Einsamkeit bannen wie die Engelberts, die sehnen sich am meisten nach dem Umgang mit einem echten rechten Menschen; — und wenn dieser Mensch noch außerdem ein alter Freund des Hauses ist —“

Ohne den Satz zu vollenden, erhob auch er sich und trat zu Erich, dem er mit forschendem Blicke in's Antlitz schaute.

„Ich sehe wieder die bedenkliche Miene an Ihnen,“ sagte er traurig, „um Gottes Willen, was haben Sie gegen die Engelberts?“

Erich wendete sich ab.

„Nichts!“ sagte er tonlos, „aber Sie wissen, ich habe beantragt, mich hier nicht anzustellen — ich wollte wieder fort und nicht erst Fäden anknüpfen, die so bald wieder zerrissen werden müssen.“

„Daß Sie Ihre Heimat fliehen, muß tiefere Gründe haben,“ sagt Gosau eindringlich.

„Möglich,“ erwidert Erich seufzend.

„Aber das sollte Sie nicht veranlassen, Menschen wie die Engelbets so tief zu verletzen!“

„Verletzen? Thue ich das?“

„Allerdings! Wenn Sie wüßten, wie die beiden Alten sich auf Ihre Ankunft gefreut haben. Und nun Ihre unerklärliche Zurückhaltung. Glauben Sie mir, auf dem ganzen Erdenrund giebt es nicht viel solcher tüchtigen und braven Menschen wie die Engelberts.“

Erich's Brust entrang sich ein unnachahmlicher Ton; er klang wie ein von Hoffnung getragener und doch von tiefstem Seelenleid durchbebter Seufzer.

Er legte beide Hände auf Gosau's Schultern und fragte, jedes Wort betonend:

„Ist das Ihre aufrichtige Ueberzeugung?"

Gosau sah ihn traurig an.

„Diese Frage berührt mich geradezu schmerzlich," sagte er leise.

„Nein, nein, das soll sie nicht," ruft Erich lebhaft aus und schließt ihn in seine Arme, „lieber Freund, das war wahrhaftig nicht meine Absicht, am allerwenigsten heute! ach! — wenn Sie wüßten — aber Sie haben Recht, ich habe vielleicht in jeder Beziehung thöricht gehandelt; ich hätte gleich, ich hätte am ersten Tage zu Engelberts eilen sollen. — O, die Stunde ist nahe, wo mein ganzes düsteres Waldgeheimniß, das ich mit mir herumtrage, sich auflöst in eitel Rauch!"

Mit einem Male hatte die Hoffnung von seinem ganzen Herzen Besitz genommen, von Neuem drückte er den Freund stürmisch an seine Brust.

„Waldgeheimniß?" fragte Gosau erstaunt, „Sie haben —?"

Erich mußte lachen über das wunderlich erstaunte Gesicht des Freundes.

„Ja, mein lieber Romantiker," sagte er mit ausgelassener Lustigkeit, „ich, der Realist, habe ein Waldge-

heimniß! Aber lassen Sie mir's," fuhr er ernster fort, „es ist so geheimnißvoll schaurig und nebelhaft, daß es mir wie ein Traum im Traume vorkommt. — Fragen Sie mich nicht! Morgen besuche ich die Engelberts!"

„Bravo, bravo! so will ich auch nicht weiter fragen!" ruft Gosau aus und reibt sich vergnügt die Hände, wie er es nur im höchsten Glücke zu thun pflegt.

IV.

Aus dem Nebengemach trat in devoter Haltung, eine brennende Lampe in der Hand, der Forstschreiber Jahn ein.

„Guten Abend, Herr Forstassessor,“ sagte er, die Lampe auf den Schreibtisch setzend.

„Guten Abend.“

„Darf ich die Unterschriften vorlegen?“

„Ja, geben Sie her, was zu unterzeichnen ist.“

Erich setzt sich an den Tisch und unterschreibt eine Anzahl Schriftstücke, die Jahn ihm reicht und dann mit Streusand versieht.

„Sie bleiben doch heute Abend bei mir, Herr von Gosau?“ fragt Erich während des Schreibens.

„Da mein Fuß wieder in Ordnung ist, wollte ich eigentlich —“

„Nennen Sie das Dankbarkeit?“ unterbricht ihn Erich.

„Ja so,“ lacht Gosau, „nun, ich bleibe nur zu gern!“

Auch Konrad ist inzwischen zurückgekehrt und Gosau beeilt sich, ihn zu fragen, ob Betty glücklich nach Hause gelangt sei.

„Vollkommen! Es war aber die höchste Zeit, denn das Wasser steigt noch, fast hätte ich selbst nicht mehr zurückgekonnt. War eine rechte Freude, als wir ankamen, wenn nur nicht —"

„Was denn?"

„Das Fräulein Lorenz war noch nicht daheim."

„Was? Noch nicht daheim?" fragt Erich besorgt und steht auf.

„Man ist in großer Sorge um sie," sagt Konrad.

„Und mit Recht."

„Zuletzt soll sie in der Nähe des ‚hohen Hauses' gesehen worden sein," fährt Konrad fort.

Jahn, der dicht bei Konrad steht, kann es nicht unterlassen, leise zu bemerken:

„Höchst merkwürdig, Herr Forstgehülfe, immer das ‚hohe Haus'!" Konrad wirft ihm einen verächtlichen Blick zu.

„Da sollten wir uns doch Alle auf die Beine machen," sagt Erich, „Konrad, lassen Sie die große Laterne anzünden!"

„Den Weg nach dem hohen Hause findet der Herr Forstgehülfe auch im Finstern," sagt Jahn hämisch.

„Ganz recht," erwidert ihm Konrad kurz, „und Ihnen würden auch zwanzig Laternen nichts nützen, so gern Sie hinaufmöchten, Herr Forstschreiber."

„Zankt Ihr schon wieder?" fährt Erich, gutmüthig polternd, dazwischen, „marsch fort! Konrad, und Sie, Herr Jahn —"

Jahn verbeugt sich tief und unterbricht Erich mit den Worten:

„Ich glaube, es hat geklopft, Herr Forstassessor.“

„Wo denn? Ich hörte nichts.“

Alle horchten auf. Jahn hatte Recht, es wurde soeben wieder an die äußere Thür gepocht.

„Wirklich!“ sagt Erich und ruft „herein!“

Zaghaft wird die Thür nur halb geöffnet und das verstörte Gesicht eines alten Fräuleins lugt herein, um sofort mit den Worten: „Ach um Gott — lauter Männer!“ wieder zu verschwinden.

Keiner konnte sich des Lachens enthalten.

„Das war ja Fräulein Lorenz,“ ruft Gosau und eilt an die Thür.

„Wir müssen ja fürchterlich abschreckend sein,“ bemerkt Erich vergnügt.

„So kommen Sie doch herein, Sie finden hier gute Bekannte,“ sagt Gosau, die Widerstrebende an der Hand vorführend.

Schüchtern und mit niedergeschlagenen Augen erscheint endlich Fräulein Lorenz im Zimmer, ein hageres kleines Wesen mit schlichtem blonden Haar und sehr hellen blauen Augen im schmalen Gesichtchen.

„Aber ich wollte nur — — ich bin so naß — nein, ich kann wirklich nicht —“ sagt sie verlegen und will das Zimmer wieder verlassen; Gosau aber hält sie an der Hand zurück.

„Um Gottes Willen, was wollen Sie denn draußen in der Finsterniß anfangen?“ fragt er.

„Entschuldigen Sie, meine Herren — ich muß ja nach Hause.“

„Das ist heute unmöglich, mein Fräulein, da werden Sie schon mit meinem bescheidenen Hause vorlieb nehmen müssen,“ sagt Erich galant.

„Ich? hier? — unmöglich!“ ruft sie entsetzt aus, als sei sie in eine Räuberhöhle gerathen, dann bricht sie fast in Thränen aus und spricht:

„Ich bin umhergeirrt, um Betty zu suchen, habe mich verlaufen, bin schließlich an all' die Orte zweimal gekommen, immer vergeblich, — — — wenn ich Betty nicht wiederfinde —“

„Die ist ja wohlbehalten zu Hause!“ tröstet sie Gosau.

„Ist es wahr?“ ruft Fräulein Lorenz glücklich und lächelt unter Thränen, „Gott sei Dank! Da muß ich sogleich ihr nach!“

Wieder macht sie den Versuch, hinauszukommen, aber diesmal tritt ihr Erich freundlich in den Weg.

„Ich wiederhole, das ist unmöglich, mein Fräulein, Sie stürzen sich in's Unglück,“ sagt er ernst.

„Aber die Familie Engelbert wird außer sich sein über mein Fernbleiben!“ Sie ringt die Hände.

„Dem ließe sich abhelfen,“ fällt Konrad ein, „ich könnte auf einem Umwege —“

„Ueber das hohe Haus,“ unterbricht Jahn halblaut.

„Richtig, Herr Forstschreiber, über das hohe Haus nach der Hütte gelangen, ein Weg, auf dem Sie mich, Fräulein, in der Nacht unmöglich begleiten können!“

Fräulein Lorenz schaudert zusammen, Erich aber sagt:

„Das ist eine Idee, Konrad! Nehmen Sie Ihren Phylax mit, sagen Sie, das Fräulein wäre wohlbehalten hier.“

Konrad eilt davon.

„Aber ich kann doch nicht — die Nacht — in einem Hause zubringen, wo außer mir — kein weibliches Wesen existirt!“ sagte Fräulein Lorenz, der Verzweiflung nahe.

„Aber liebes Fräulein,“ erwidert Erich, der wie die Andern mühsam das Lachen unterdrückt, „wir sind ja lauter gute Menschen.“

„Nein, das überlebe ich nicht!“ Sie bricht in Thränen aus.

„Halt! ich weiß einen Ausweg!“ ruft Erich, „Sie sollen nicht länger das einzige weibliche Wesen unter meinem Dache sein. Herr Jahn, haben Sie die Güte, sich in das Gesindehaus hinüber zu bemühen, ich lasse Frau Klose bitten, sofort hierherzukommen.“

Jahn führt eiligst den Befehl aus, Gosau aber schlingt seine Arme um den Forstassessor und ruft voll Freude:

„Ausgezeichnet, lieber Forstassessor! Sie wissen überall zu helfen.“ Dann wendet er sich zu Fräulein Lorenz: „Ich sage Ihnen, Fräulein, Sie werden noch nie in Ihrem Leben so gut behütet gewesen sein, als heute Nacht.“

„Ach — welche Umstände meiner armen Person wegen, ich hätte wirklich —“

„Nein, Fräulein Lorenz, Sie hätten wirklich nicht," sagt Erich; „sehen Sie, da ist Mutter Klose schon."

Frau Klose, eine alte schlesische Bauersfrau, mit breitem runzligem Gesicht, die treueste Dienerin der Familie Keller, die auch erst mit Erich nach Tannenbusch zurückgekehrt war, um ihm die Wirthschaft zu führen, erschien mit verwunderter Miene in der Thür; hinter ihr Herr Jahn.

„Gut'n Abend allezusammen! Is' wer krank?" sagt sie in unverfälschtem Schlesisch.

„Guten Abend, Mutter Klose; nein, aber Sie sollen heut' Nacht in der Kanzlei hier schlafen," erwidert Erich freundlich aber bestimmt.

„Ich? — In der Kanzlei?" Sie macht mit beiden Händen eine abwehrende Bewegung, — „ne, ne, ne, zu de reponirte Acten laß ich mich noch ni' legen, Herr Assessor, wenn ich auch 69 Jahre alt bin!"

Alle müssen über die Alte lachen.

„Das soll auch keineswegs geschehen, Mutter Klose, ich hoffe noch viele Jahre mit Ihnen zusammen zu wirthschaften," sagt Erich.

„Das will ich meinen!"

„Aber Sie sollen der Dame hier Gesellschaft leisten, die sich im Walde bei dem großen Unwetter verirrt hat und nicht mehr weiter kann."

Erst jetzt bemerkte Frau Klose die Anwesenheit von Fräulein Lorenz, die im Dunkel des Zimmers gestanden hatte, und eilte erstaunt auf sie zu.

„Ne, ne, ne," ruft sie aus, die Hände über dem Kopf zusammenschlagend, „was de doch Alles passirt in der Welt! Man möcht' wirklich manchmal sprechen, 's wär' nicht möglich! Das is ja de Fräulin Lorenz! Nu, es sein wohl 15 Jahre her, daß ich se nich' gesehn hab'! Und wie se naß is, mei Engerle!"

Sie betastet Fräulein Lorenz von oben bis unten, dann wendet sie sich schroff zu den Mänern und sagt: „Na natürlich! Da macht ok Alle, daß 'er 'naus kommt! Ich schlaf in dem Lehnstuhl und hier wird a Bett ufgelegt. — Vorerst muß ich se aber trocknen und verhungert wird se ooch sein!"

Sie geht schnell zum Kamin und legt Holz an, indem sie sagt:

„Nähmen Se ok Ihre Bagage mit, Herr Assesser, hier kann ich keene Mannsbilder nich brauchen, mir werden schon ohne Euch fertig werden!"

„Na, da kommen Sie nur, meine Herren," sagt Erich lachend, „Frau Klose führt ein strenges Regiment, wie Sie sehen. Ich denke, unser Abendbrot wird auch bereit sein, ich habe einen Wolfshunger. Also: gute Nacht und angenehme Träume unter meinem Dache, Fräulein Lorenz. Gott befohlen, Mutter Klose. Sorgen Sie für das Fräulein."

„Haben Se keene Angst, ich wer' schon machen."

Fräulein Lorenz verbeugt sich tief, die Herren wünschen nochmals „gute Nacht" und ziehen sich in die Nebengemächer zurück.

V.

Kaum ist dies geschehen, so läßt sich Fräulein Lorenz auf einen Stuhl nieder und schluchzt in ihr Taschentuch hinein.

„Diese Güte!“ ruft sie mehrmals mit thränenerstickter Stimme aus, „diese Güte! Und wir hielten ihn für einen hochmüthigen Menschen.“

„Was haben Se denn?“ fragt Frau Klose und eilt besorgt vom Kamin herzu, „lassen Se ok das Flennen, mei' Engerle, und kommen Se an's Kamin, daß Se sich a wing trocknen.“

Sie führt Fräulein Lorenz an den Kamin und läßt sie in dem großen Sessel niedersitzen. Dann nimmt sie ihr, ohne zu fragen, die Schuhe von den Füßen und zieht ihr dafür ihre eigenen Filzschuhe an, so sehr sich auch Fräulein Lorenz dagegen sträuben mag.“

„Machen Se keene Geschichten!“ sagt sie, „ke' Mensch sieht uns hier. Und nu runter mit der Jacke und in mei' Gelumpe 'nein.“

Sie nimmt Fräulein Lorenz das Oberkleid ab und legt ihr die weite Jacke an, die sie selber soeben ausgezogen hat.

„Aber liebe Frau, das ist ja unmöglich!“ sagt Fräulein Lorenz abwehrend.

„Ach was! Unmöglich is’ a reicher Leineweber!“

Fräulein Lorenz muß durch Thränen lächeln über die gute Alte.

„Ich weiß es noch gar nicht zu fassen,“ sagte sie „so viele Liebe und Güte in diesem Hause!“

„Was woll’n Se ok mit der Gütte!“ erwidert die Alte vorwurfsvoll, „denken Se denn, Se sein unter Mörder gefallen?“ und mit halblauter Stimme setzt sie, sich dicht zu Fräulein Lorenz hinneigend hinzu: „Sie mögen’s freilich nich’ so gutt haben bei de Engelberts!“

Fräulein Lorenz schrickt zusammen.

„Wie?“ fragt sie gedehnt, „ich nicht gut haben bei Engelberts? Wie kommen Sie darauf, liebe Frau?“

„Nu, nu — man weeß schon,“ erwidert die Alte abwehrend.

„Was weiß man denn, um Gottes willen?“

„Thun Se ok nich so, liebes Fräul’n, Se sein doch seit a Stücker 20 Jahren in der Familie, Sie werden se doch kennen,“ und mit ganz leiser Stimme fährt sie fort: „Sie werden ooch wissen, warum unser Herr Assesser nich zu die Engelberts geht!“

„Wie? Sie kennen den Grund, weshalb Herr Keller das Haus der Familie Engelbert meidet?“ fragt Fräulein Lorenz erstaunt.

„Sie nich'?" fragt noch erstaunter die Alte zurück.

„So wahr ich lebe, nein! Aber bitte, theilen Sie mir ihn mit."

Frau Klose entfernt sich einige Schritte von Fräulein Lorenz.

„Nischt sag' ich, garnischt! Ich wer' mer's Maul nich verbrennen," sagt sie stark, „bleiben Se hier still am Kamin sitzen, ich hol' Ihnen jetzt was warmes zum Schnabuliren."

Fräulein Lorenz aber ist aufgesprungen, bis zur Thür der Alten nachgeeilt und hält sie dort mit beiden Händen fest.

„Nicht von der Stelle! liebe Frau Klose, bevor sie mir nicht gesagt, weshalb Herr Keller nicht zu uns kommt."

„Machen Se keene Fisematenten, ich bin taubstumm," sagt die Alte und versucht sich loszumachen.

„Ich schwöre Ihnen, ich esse keinen Bissen bei Ihnen und verlasse das Haus sofort, wenn Sie mir nicht Alles sagen. Wollen Sie mich in der finsteren Nacht draußen umkommen lassen?"

Frau Klose kehrt langsam in die Mitte des Zimmers zurück.

„Ne aber," sagt sie, „was Sieooch für Redensarten führen. Ich Ihn' umkommen lassen! Ne, mei' Engelchen, so grausam sein mer nich. Also setzen Se sich, daß ich Ihnen erzähl', aber gelt? Se werden doch 's Maul halten?"

„Ich bin verschwiegen wie das Grab."

„Nu, das is mer lieb.“

Fräulein Lorenz sitzt nun wieder im Lehnstuhl und zu ihren Füßen die alte Klose. Nachdem sie sich tüchtig geräuspert und noch einmal nach beiden Thüren geschaut, ob auch Niemand horche, beginnt sie also zu erzählen:

„Säh'n Se, liebes Kind, wenn ich soll aufrichtig sein, muß ich Ihnen gestehen, daß ich die Geschichte selber erscht a halbes Jahr kenne. Und das kam so. De selige Frau Oberferschtern lag im Sterben und ich that se pflegen, weil ich doch über vierzig Jahre der Herrschaft treu und redlich gedient hatte. Se wollte partu keenen andern Menschen um sich als mich. — Nu ließ se sich auf eenmal ihren Sohn rufen, unsern Herrn Assesser, und ich sollte naus gehen, weil se noch mit ihm zu reden hätte. Ich geducht' mer aber, es könnt' 'er was passiren und blieb ganz still hinter der Gardine sitzen; nich gemuckst hab' ich mich. Nu säh'n Se, wozu hat der liebe Gott einem de Ohren gegäben? Doch nich, daß man se sich zustoppen soll? Und da hab' ich halt Alles mit angehört. ‚Höre, mein Sohn‘, hat se gesagt, ‚Du sollst jetzt in kurzem auf die Oberferschterei Tannenbusch abgehen, da halt' ich es doch für meine Pflicht, Dir eine Mittheilung zu machen, die Dein Vater Dir immer verschwiegen hat. Du erinnerst Dich doch,‘ hat se gesagt, ‚des Raubmordes, der vor etlichen Jahren im Höllengrunde verübt worden ist?‘ — Sie, Fräul'n,“ unterbrach sich die Alte, „werden sich auch noch erinnern.“

„Freilich, freilich,“ erwiderte Fräulein Lorenz gespannt, „wie war es doch? Der alte Oberförster Keller

hatte, ich weiß nicht einmal wie viel Kaufgelder für einen ganzen Wald — es war eine sehr große Summe — an die königliche Kreiskasse abzuliefern. Diese Summe hatte er einem seiner zuverlässigsten Forstgehilfen übergeben, um sie nach der Stadt zu tragen. Unterwegs wurde dieser von Räubern überfallen, des Geldes beraubt und in den Höllengrund hinabgestürzt, wo man ihn mit zerschmettertem Schädel und anderen Verletzungen todt vorfand."

„Ganz recht, so hieß es," bestätigte Frau Klose; Fräulein Lorenz aber fuhr eifrig fort:

„Die Räuber waren nach Böhmen entkommen und hatten sogar noch die Frechheit, an die Behörden zu schreiben, man möchte sich keine Mühe geben, sie zu suchen, sie wären in voller Sicherheit und das Geld wäre gut untergebracht. Der Herr Oberförster aber wurde, weil man ihm grobe Fahrlässigkeit vorwarf, zur Strafe auf einen schlechteren Posten versetzt und mußte sein ganzes Privatvermögen hergeben."

„So war'sch," sagte die Alte kopfnickend, „und nu sähn Se, liebes Kind, was de nich Alles passirt! Man mächt' wirklich manchmal sprechen, 's wär nich möglich! — Die ganze Geschichte von dem Mord is' nich wahr!"

Frau Klose schlug zur Bestätigung ihrer Angaben mit beiden Händen auf ihre Knieen und sah triumphirend Fräulein Lorenz in's Gesicht.

„Nicht möglich!" rief diese entsetzt, „um Gotteswillen, reden Sie!"

„Ich redt' ja in einem Biegen. Hören Se ok zu. Vor so und so viel Jahren — das Alles sagte die Selige zu ihrem Sohne — erhielt ihr Mann, der alte Oberferschter, einen Brief, wie es darin hieß, von einem Sterbenden, in welchem dieser sagte, es sei damals gar kein Mord vorgefallen, sondern der Forstgehilfe sei im Nebel vom Wege abgekommen und in den Höllengrund gestürzt. Er, der Briefschreiber, habe den Todten gefunden, ihm das Geld abgenommen, auch die Briefe aus Böhmen geschrieben, und die große Summe mit dem — — — Hüttenbesitzer Engelbert, den er in's Vertrauen gezogen, getheilt —"

„Herr meines Lebens!" ruft Fräulein Lorenz erbleichend.

„Hören Se ok weiter. — Er hätte keinen Segen von dem Gelde gehabt, sagte der Briefschreiber, und es dränge ihn jetzt vor seinem Tode den Sachverhalt noch demjenigen mitzutheilen, der den größten Schaden dabei erlitten. Er solle sich vor seinem falschen Freunde Engelbert hüten, der jetzt im Reichthum sitze, und nicht andere arme Leute im Verdacht haben!"

Fräulein Lorenz schüttelte stumm und ungläubig den Kopf.

„Hören Se ok weiter," sagte Frau Klose mit einem Tone, der so viel bedeuten soll: Du wirst schon gläubig werden, und fährt fort: „Der alte Oberferschter hat auch nich dran glauben wollen, weil er selber so 'ne gutte Seele war, und hat auch dann noch mit die Engelberts wieder anbinden wollen. Er hat auch geglaubt,

er hätte den Brief vernichtet, und seine Frau gebeten, nie nich davon zu reden. Die hat aber heimlich den Brief entwendet und aufgehoben, weil sie sich garnicht über die Sache beruhigen konnte, und weil doch die Engelberts, die immer reicher wurden, sich so stolz und unversöhnlich gegen sie benommen hätten. Und wie das die Selige sagte — ich sah's ganz deutlich durch einen Riß im Vorhang — da griff sie unter's Kopfkissen und gab dem Herrn Assesser den Brief. Hier, mein Sohn, hat se gesagt, is der Brief, ich weiß nicht, wie Du darüber denkst, aber das Eine sag' ich Dir: sei vorsichtig, wenn Du nach Tannenbusch kommst und hüte Dich vor de Engelberts! — Dann war se weg."

„Nein, nein, liebe Frau, Sie haben geträumt, das Alles ist undenkbar!" sagt Fräulein Lorenz und legt ihre beiden Hände auf die Schultern der vor ihr sitzenden Frau Klose.

„Die alte Klosen hat noch nie nich in ihrem Leben geträumt", erwiderte die Alte barsch, „die weeß, was sie weeß! Der Herr Assesser hat keene Ahnung, daß ich Alles gehört hab', aber ich hab' gesehen, warum er keene Ruhe hat bei Tag und Nacht; weil er den Briefschreiber herauskriegen will und der Sache auf den Grund kommen — das ist Alles. Und wenn er wirklich zu Engelberts gehen sollte — was ich nich glaube — so wird er das blos thun, um nachzuschnüffeln, ob er was entdecken kann — glooben Se mir's! Na, und ich mach' mer meine eignen Gedanken derzu."

Die Alte erhob sich.

„Nein, nein —“ sagt kopfschüttelnd und händeringend Fräulein Lorenz und starrt trostlos vor sich hin.

Da wurde an die Thür gepocht, die zum Nebenzimmer führt.

„Wer is da? Nich’ herein!“ schreit die Alte.

Erich aber öffnet die Thür nur so weit, um sich verständlich zu machen und sagt:

„Ich will nicht stören, wollte Fräulein Lorenz nur mittheilen, daß die Familie Engelbert von Ihrem Wohlsein benachrichtigt ist.

„Meinen besten Dank“, erwidert Fräulein Lorenz, in hohem Grade verwirrt.

„Gute Nacht“, sagt Erich und schließt die Thür wieder.

Frau Klose aber kichert vor sich hin und flüstert Fräulein Lorenz zu:

„Wenn der gewußt hätte, daß wir von ihm gesprochen haben“, und da Fräulein Lorenz wie geistesabwesend dasitzt und nicht auf sie hört, streichelt sie ihr die Wangen und sagt in gutmüthigem Tone: „Und nu, mei’ Engerle, nähmen Se sich’s nich zu Härzen, unser Herrgott wird die Schuldigen schon treffen, Sie sein ja schuldlos. Jetz’ wird Ihnen ’s Essen schmecken.“

Frau Klose eilt davon, um das Abendbrod zu besorgen, Fräulein Lorenz aber flüsterte nur für sich:

„Mir ist der Appetit vergangen.“

* * *

Das war eine schlimme Nacht für Fräulein Lorenz trotz des guten Lagers, das die alte Klose für sie her-

gerichtet hatte. Immer und immer wieder durchdachte sie jedes Wort, das die Alte gesprochen, und wenn sie auch keinen Augenblick an die Möglichkeit des Erzählten glauben wollte, so war sie doch völlig rathlos bei dem Gedanken, wie sie sich mit dem ihr anvertrauten Geheimniß künftig in der Familie Engelbert bewegen sollte? Unruhig wandte sie sich auf ihrem Lager hin und her, die alte Klose neben sich um ihren tiefen Schlaf beneidend.

Draußen aber tobte ein Sturm, daß die Tannen krachten und das alte Haus in seinen Fugen erdröhnte.

Wenn die Müdigkeit sie mitunter auch übermannte, so stellten sich sofort schreckliche Träume ein und ließen die Aermste in tausend Aengsten zu neuen Qualen erwachen.

O, wie sehnt man in solcher schlaflosen Nacht den ersten Morgenstrahl herbei, der zwar die Gespenster verscheucht, aber doch leider das wirkliche Elend nicht bannen kann.

VI.

Ein prachtvoller Sonntagsmorgen ist auf die Sturmnacht gefolgt.

Wolkenlos wölbt sich der Himmel über Gebirg und Thal, die Tannen stehen kerzengrade, ohne sich zu rühren, die Berggewässer stürzen rauschend in die Tiefe hinab, reicher an Wasser als gewöhnlich, aber doch wieder in ihren Ufern. Zerbrochene Baumstämme und Felsblöcke, die sie mit sich führen, erinnern an den gewaltigen Kampf der Elemente am gestrigen Tage — — —

Im Herrenhause zu Marienhütte sitzen der alte Engelbert, eine starke, große Figur mit kurzem weißen Haar, funkelnden schwarzen Augen und angenehmen, ja edlen Gesichtszügen, seine Frau Mathilde, eines jener sanften Frauengesichter, die mit den Jahren sich verschönen, und Betty am Frühstücksisch.

„Was wollte der Jochmüller schon so zeitig bei Dir, heute am Sonntage?“ fragt Frau Mathilde, dem Alten die Tasse vollschenkend.

„Er wollte sich bedanken für die rasche Hülfe, die ich ihm gestern beim Hochwasser mit meinen Leuten geleistet habe", erwidert Engelbert einfach.

„Du hast ihm sein ganzes Hab und Gut gerettet, Papa", fällt Betty lebhaft ein.

„Ich nicht", sagte Engelbert kopfschüttelnd.

„Wer denn sonst."

„Hätte der Forstassessor Keller nicht mit Aufbietung aller seiner Kräfte am Drachenloche vorgearbeitet, so läge die Jochmühle trotz meiner Leute heute in Trümmern und auch wir hätten schwer gelitten", sagte Engelbert ernst.

„Er ist ein Mann auf dem Fleck" bemerkte Frau Mathilde.

„Wir Alle sind in seiner Schuld, aber er läßt sie nicht abtragen, das ist unbequem", fügte Betty, leise seufzend, hinzu.

„Ja, jetzt hat er auch noch Fräulein Lorenz in seinen Schutz genommen", sagt Frau Mathilde lächelnd.

„Das ist wenigstens komisch!" ruft Betty aus „wenn ich daran denke, daß unser Lorenzchen, die jedem Manne auf hundert Schritt ausweicht, eine Nacht mit lauter Junggesellen unter einem Dache hat zubringen müssen, so möchte ich mich schütteln vor Lachen."

„Ja, es ist wahr, ich bin wirklich neugierig, wie sie das überstanden haben wird", sagte Engelbert gemüthlich.

„Neckt sie nur nicht zu sehr!" ermahnt Frau Mathilde.

„O, sie soll mir schon herhalten", sagt Betty lustig, und Frau Mathilde fährt fort:

„Mir ist ordentlich bange nach ihr! Seit einer so langen Reihe von Jahren das erste Frühstück ohne ihre Gegenwart! — Wir müssen ihr den Schreck durch irgend eine kleine Aufmerksamkeit in Vergessenheit bringen."

„Ja, ja," sagt Betty lebhaft und sieht den Vater bittend an. Der aber lächelt seltsam und spricht:

„Sie fand neulich die Ringeltauben des Pastor Lauterbach so entzückend; da habe ich unsern Friedrich heute früh schon abgeschickt, und ihr ein halbes Dutzend in ihren Taubenschlag besorgen lassen."

„Das ist recht, Du denkst an Alles," sagt Frau Mathilde gerührt; Betty aber springt von ihrem Stuhl auf, nimmt den weißen Kopf des Vaters in beide Hände, küßt ihn herzhaft auf die Stirn und spricht:

„Das ist wieder so ein lieber guter Gedanke, wie er nur hier entstehen kann!"

„Närrchen!" wehrte Engelbert freundlich ab, „Du machst aus der Mücke einen Elephanten!"

„S i e nicht," sagte Frau Mathilde, „aber Deine Art zu geben, macht aus der kleinsten eine große Gabe."

„Ach, laßt mich zufrieden!" poltert gutmüthig Vater Engelbert und vertieft sich in seine Zeitung.

Mutter und Tochter sehen sich glücklich lächelnd an und verstummen. — — —

Inzwischen ist Fraulein Lorenz unter dem Schutze des Herrn von Gosau von der Oberförsterei aufgebrochen und näherte sich der Marienhütte.

Vergeblich war Herr von Gosau bemüht, das Fräulein aufzuheitern, alle seine Scherze prallten wirkungslos an der starren und düsteren Gleichgültigkeit zurück, mit der sie sich umgeben hatte.

Betty sah die beiden von ihrem Platze aus herankommen. Mit dem Rufe: „da sind sie, da sind sie!" springt sie auf und eilt ihnen vor die Thür entgegen.

Auch Frau Mathilde erhebt sich und der alte Engelbert legt das Zeitungsblatt aus der Hand.

„Ist es erlaubt?" fragt Gosau nach einigen Minuten, den Kopf zur Thür hereinstreckend.

„Freilich, freilich, guten Morgen!" sagen Herr und Frau Engelbert zugleich, und die drei betreten das Zimmer, Betty Fräulein Lorenz zärtlich umschlungen haltend.

„Ich bringe die verlorene Jungfrau wieder heim," sagte Gosau pathetisch.

„Hoffentlich unversehrt an Leib und Seele?" fragt Engelbert und begrüßt die Ankommenden.

„An Leib wohl — an Seele?" — sagt Gosau achselzuckend, „dafür will ich mich nicht verbürgen, denn Fräulein Lorenz ist seit heute Morgen melancholisch wie eine verlassene Braut."

„Oh", macht Engelbert bedauernd.

„Aber warum denn?" fragt Frau Mathilde theilnahmsvoll.

„Gelt? Dir hat unser guter Kaffee gefehlt?" ruft Betty lustig aus, „ich mache Dir sofort frischen!"

Unter allgemeinem Gelächter will Betty davoneilen, Fräulein Lorenz aber hält sie zurück und sagt:

„Nein, nein, ich danke, ich habe gefrühstückt, der Kaffee war sogar sehr gut“.

„Und trotzdem?“ fragt Betty erstaunt.

„Man kann sich nicht immer Rechenschaft über seine Stimmungen geben; vielleicht ein Traum?“ bemerkt Gosau.

Fräulein Lorenz kommt diese Frage wie eine Rettung in der Noth. Vielleicht gelingt es ihr, denkt sie, die Familie durch die Erzählung eines fingirten Traumes vor einer bevorstehenden Gefahr zu warnen. Denn es ist ihr nicht verborgen geblieben, daß Erich die Absicht hat, heute bei der Familie Engelbert zu erscheinen, und was kann er nach den Erzählungen der alten Klose anders im Schilde führen, als zu spioniren und Unglück herbeizuführen, um das seinem Vater zugefügte Unrecht zu rächen? Sie antwortet daher schnell:

„Sie haben es getroffen. Ich hatte einen bösen Traum.“

„Und die alte Klose sollte ihn wohl deuten? Ich sah sie so lebhaft mit ihr sprechen heute Morgen?“ fragt Gosau.

„Sie könnten nicht Unrecht haben“, erwidert Fräulein Lorenz ernst.

„Erzählen Sie ihn uns, damit Sie den bösen Eindruck loswerden,“ fordert Frau Mathilde auf und auch die anderen drängen sie, den Traum zu erzählen.

„Wenn ich damit das Unheil abwenden könnte, das

uns droht!" sagt Fräulein Lorenz so geheimnißvoll, daß die Anderen nicht umhin können, sie gutmüthig auszulachen.

„Meine liebe Kassandra!" sagt Betty, sie liebkosend.

„Seit wann glauben Sie an Träume?" fragt Engelbert verwundert.

„Seit heute Nacht — ich habe sie schrecklich zugebracht —"

„Unter lauter Junggesellen, es muß in der That schrecklich gewesen sein," scherzt Betty.

„Zuerst der furchtbare Sturm —" fährt Fräulein Lorenz, die sich ärgert, daß sie durchaus keine ernste Stimmung in der Familie hervorrufen kann, mit ihrem Kassandra-Tone fort, wird aber schon wieder von Engelbert unterbrochen:

„Der Sturm war unsere Rettung, liebes Fräulein, er hat die Wolken vertrieben und das weitere Anschwellen der Flüsse verhindert."

„Ja, aber dann der Traum." Sie macht ihre letzte Anstrengung, um sich ein ernstes Gehör zu verschaffen.

„Nun also, der Traum. So hören wir doch endlich," sagt Frau Mathilde hülfebringend.

Fräulein Lorenz erzählt: „Mir träumte, wir spielten Alle sorglos auf einer blumigen Wiese, — Herr und Frau Engelbert, Betty, Herr von Gosau und ich; Herr von Gosau blies wundervoll auf seinem Waldhorn —"

„O weh, mein armes Waldhorn!" seufzt Gosau.

— „wir tanzten und sangen —"

„Du auch, Lorenzchen? Du sangst?" fragt Betty verwundert.

„Ich hatte im Traume sogar eine sehr schöne Stimme,“ sagt Fräulein Lorenz Kassandra gereizt, und verscheucht mit diesen Worten auch den Rest jeder ernsteren Stimmung. Gleichwohl versucht sie noch einmal das Lachen ihrer Zuhörer zu übertönen und fährt fort:

„Auf einmal verwandelten wir uns alle Sechs in Tauben —“

„In Tauben?“ fragt Betty, mit Thränen in den Augen, die ihr das Lachen ausgepreßt.

„In Ringeltauben etwa?“ setzt Engelbert hinzu.

„Ich glaube wirklich, es waren Ringeltauben,“ erwidert Fräulein Lorenz unwillig und entfesselt damit einen wahren Sturm von Heiterkeit.

„So ersparen Sie sich den Rest des Traumes, liebes Fräulein, den obligaten Geier oder Adler, der doch natürlich auf die armen Tauben herabschoß,“ sagt Engelbert und klopft ihr freundlich auf die magere Schulter.

Und damit die heitere Stimmung nur ja kein Ende nehme, erscheint jetzt auch noch Friedrich, der alte Diener, mit geheimnißvoller Miene im Zimmer und weiß nicht, ob er in Gegenwart Aller sprechen solle.

„Nun, was giebt's denn, Friedrich? Sprich doch!“ ermuntert ihn Engelbert.

„Gnädiger Herr, die Ringeltauben sind angekommen!“ platzt er heraus.

Nun kann selbst Fräulein Lorenz das Lachen nicht mehr zurückhalten; Gosau fragt, was es für eine Bewandtniß mit den Ringeltauben habe und Engelbert fordert sie allesammt auf, mit ihm hinauszukommen in

den Hof und die Deutung des Traumes durch Augenschein in Empfang zu nehmen.

Während man sich in den Hof begiebt, gelingt es Gosau, Frau Mathilde bei Seite zu ziehen und ihr zuzuraunen:

„Was würden Sie sagen, wenn er heute erschiene?“

„Wer?“ fragt Frau Mathilde betroffen.

„Er! Wer kann es anders sein, als der längst erwartete, böse Forstassessor?“

„Sie haben ihm so lange zugesetzt, bis er sich endlich entschlossen hat! Das war nicht schön!“

„Zugesetzt! Nicht im Geringsten. Er kommt aus freien Stücken, ja, er bedauert aufrichtig, so lange gezögert zu haben.“

„Was hat ihn denn abgehalten, früher zu kommen?“

„Ein Waldgeheimniß!“

„Ein Waldgeheimniß? Was soll das heißen?“

„Er hat mich nicht eingeweiht, aber soviel steht fest, wir Alle spielen darin eine Rolle, sogar meine Wenigkeit; die Hauptrolle aber scheint einem lieben, süßen Geschöpf zugetheilt zu sein, deren ganzes Glück mein einziges Bestreben ist.“

Gosaus Stimme zittert unwillkürlich bei diesen Worten, die sich Frau Mathilde nicht zu enträthseln weiß.

„Sie sehen mich so verwundert an und verstehen mich doch?“ sagt er schüchtern.

„Kein Wort verstehe ich, Herr von Gosau,“ antwortet Frau Mathilde kopfschüttelnd.

„O, fragen Sie sich nur ernstlich. Sie grübeln über meinen Worten und Ihr Gefühl hat längst das

volle Verständniß der Sache. — Was mich noch besonders veranlaßt, Sie hier zurückzuhalten, ist das seltsame Benehmen von Fräulein Lorenz. Auch sie scheint das Waldgeheimniß durchschaut zu haben, aber sie mißversteht die Situation. Das beweist die Kühle, das abstoßende Betragen gegen den Herrn Forstassessor, das mir heute Morgen ganz besonders auffiel. Wer weiß, welche altjüngferliche Bedenken —"

Frau Mathilde läßt ihn nicht ausreden, halb scherzend, halb unwillig sagt sie: „Nein, Herr von Gosau, das ist doch zu arg. Was soll denn nun eigentlich all' Ihre romantische Geheimnißthuerei?"

„Gut, fassen wir uns kurz," erwidert Gosau bereitwillig, „ich will, daß man in keiner Weise in Herrn Keller dringe, um ihm den Grund seiner bisherigen Zurückhaltung zu entlocken —"

„Nun meinetwegen, das sei zugestanden."

„Ich will ferner, daß man Fräulein Lorenz streng beobachte und ihren Einfluß auf Betty so sehr als möglich einschränke."

„Ach Gott, da thun Sie der armen Seele wirklich Unrecht, wenn Sie ihr einen größeren Einfluß zuschreiben. Kommen Sie mit und sehen Sie zu, wie sie sich über ihre Tauben freut, ich glaube, die erregen jetzt ihr Hauptinteresse."

Und damit geht Frau Mathilde rasch voran zu den Uebrigen, während Herr von Gosau in einiger Entfernung sinnend und zweifelnd nachfolgt.

VII.

Inzwischen hat sich Erich Keller, mit seinem Staatsrock angethan, dem Hause von der anderen Seite her genähert.

Er kann sich selbst die hohe Erregung, in der er sich befindet, nicht verbergen, aber mit frischer Willenskraft schüttelt er alle Bedenken von sich; der herrliche Sonntagsmorgen mit dem blauen Himmel und dem erquickenden Waldesduft thut das Uebrige, um ihn völlig unbefangen das Haus betreten zu lassen, das er bisher so ängstlich gemieden.

Er findet das Haus wie ausgestorben, Alle, auch die Dienerschaft sind im Hofe bei den Tauben, von keiner Thür, an die er klopft, schallt ein „herein" zurück; so entschließt er sich denn, ohne Weiteres in die ihm aus seiner Jugendzeit bekannten Räume einzutreten.

Er geht durch ein, zwei Zimmer, Niemand kommt ihm entgegen; endlich bleibt er im Wohnzimmer stehen.

Alles sieht ihn so vertraulich an, es sind dieselben Möbel in derselben Stellung, es ist derselbe feine Duft, der ihm wohlthuend entgegenschwebt wie in seiner Knabenzeit, es sind dieselben Bilder in denselben Rahmen an den Wänden, nur ein neues fällt ihm auf und er erschrickt fast bei seinem Anblick: Betty als aufgeblühte Jungfrau.

Er kann sich von dem Bilde nicht trennen, er ist so in seinem Anblick versunken, daß er kaum die Stimmen vernimmt, die sich dem Zimmer jetzt nähern.

Da hört er deutlich Engelbert's Stimme: „Nun sind Sie doch hoffentlich beruhigt, Fräulein Lorenz?" worauf diese erwidert:

„Sie sind die Güte selbst, Herr Engelbert."

„Papperlapapp!" fährt der Alte auf und steht im nächsten Augenblick im Zimmer, Erich Keller gegenüber.

Er stutzt, er sieht dem jungen Manne fragend in's Auge, dann ruft er laut: „Erich!" und breitet seine Arme aus, in die Erich sich ohne Bedenken stürzt.

Die Anderen sind mit hereingetreten und wohnen dieser Scene stumm bei; Frau Mathilde mit glücklicher Ruhe die beiden Männer betrachtend, Fräulein Lorenz mit Zittern und Zagen im Herzen, Betty im äußersten Winkel des Zimmers, sich mit der Zurechtrückung irgend eines Gegenstandes beschäftigend, um recht gleichgültig zu erscheinen und Herr von Gosau sich heftig die Nase schnaubend, seine Rührung zu verbergen.

Die beiden Männer lassen sich los und sehen sich nochmals in's Gesicht, Erich nicht ohne Verlegenheit nach Worten suchend.

„Entschuldigen Sie nur, daß ich hier so ohne weiteres eindrang, da mir auf mein mehrfaches Klopfen —"

„Natürlich, natürlich, so traten Sie ein, wie sich's gehört", vollendet Engelbert den Satz.

„Seien Sie uns willkommen, Herr Forstassessor, wir sind Ihnen zu vielfachem Danke verpflichtet", sagt Frau Mathilde, die ausgestreckte Hand Erichs ergreifend.

„Oh," macht Erich abwehrend und begrüßt nun stumm auch die Anderen. Betty macht, ohne ihm die Hand zu reichen, einen Knix, Fräulein Lorenz ein äußerst ungeschicktes und steifes Compliment und Gosau drückt ihm, durch einen innigen Blick dankend, die Hand.

„Nehmen Sie Platz, Herr Assessor, und entschuldigen Sie, daß ich Sie im ersten Eifer kurzweg Erich nannte," sagt Engelbert, während man sich um den runden Familientisch gruppirt.

„O, ich bitte sehr Herr Engelbert — Sie machen mir eine Freude, wenn Sie mich wie einst beim Vornamen nennen," sagt Erich aufrichtig.

„Ist das Ihr Ernst?" fragt Engelbert, ihm über den Tisch hin die Hand reichend.

Mein voller Ernst."

„Dann begreife ich nicht —"

„Warum ich noch nicht hier gewesen bin, werden Sie fragen?"

„Ja."

Alle sehen mit Spannung auf Erich, der die Augen niederschlägt und mit seinen Fingern verlegen auf dem Tische trommelt. Fräulein Lorenz scheint ihn mit ihren Augen durchbohren zu wollen, und denkt bei sich: das Lügen wird ihm noch nicht leicht.

„Es wird mir in der That schwer, zu erklären —" beginnt Erich zögernd — „aber ich war überbürdet mit Arbeiten und dann —" — Ein Blick aus Betty's Augen trifft ihn und er verstummt.

„Darf ich einen Vorschlag machen, meine Herren?" fragt Frau Mathilde, sich noch rechtzeitig der geheimnißvollen Worte Gosau's erinnernd.

„Nun?" fragt Engelbert, der allein von allen Anwesenden durchaus nichts Peinliches in der gegenwärtigen Situation finden kann.

„Lassen wir das Thema unerörtert," sagt Frau Mathilde, „begnügen wir uns mit der Thatsache, daß Herr Keller bei uns ist und hoffen wir, daß er von nun an das Versäumte nachholt."

Erich athmet auf und reicht zustimmend Frau Mathilde die Hand.

„Bravo, bravo," ruft Gosau, höchst befriedigt, „es wäre auch vergeblich an das Waldgeheimniß zu rühren — hier fährt Erich leicht zusammen und Fräulein Lorenz zittert, da sie es bemerkt — das Försterhaus liegt ja im Tannengrund und heißt es nicht bei uns im Volksmunde: ‚Der Tannengrund thut kein Geheimniß kund?'"

Man lacht, nur Fräulein Lorenz sitzt unbeweglich ernst und denkt bei sich: welch' unbewußte Ironie!

„Ja, aber damit ist mir nicht geholfen," beginnt Engelbert wieder das alte Thema, „ich reimte mir Ihr Ausbleiben mit der unerklärlichen Verstimmung zusammen, die nach dem Weggange Ihres Vaters von hier zwischen uns eintrat und hätte gern von Ihnen den Grund derselben erfahren. Ich habe zu verschiedenen Malen, zuerst durch den alten Herrn von Gosau eine Verständigung angebahnt, aber leider stets vergeblich."

„Ich glaube mich zu besinnen," fällt Erich ein, „daß auch mein Vater Herrn von Gosau als Vermittler in Anspruch genommen und daß Herr von Gosau erklärt hat, von Ihrer Seite könne niemals der erste Schritt geschehen."

„Wie? Von meiner Seite?" fragt Engelbert erregt, „das ist ja unmöglich! Drei Mal habe ich die Hand zuerst geboten und jedes Mal kam der alte Gosau zurück mit der Nachricht: Keller ist nicht zu bewegen."

„Mein Vater nicht zu bewegen?" ruft Erich aus und man sieht, wie ihm das Blut in den Kopf steigt, „er, die Milde und Gerechtigkeit in Person? — Nein, nein, das muß ein Irrthum sein — dann hat sich der alte Herr von Gosau geirrt!"

„Keineswegs!" sagt Engelbert schroff, „der alte Gosau —"

„Aber meine Herren," unterbricht Gosau sehr traurig, die Hand auf Engelberts Arm legend, „lassen Sie meinen Vater aus dem Spiel! Es sieht fast so aus, als ob Sie

ihm die Schuld beimessen wollten. Wenn sich auch Vieles gegen ihn vorbringen läßt, so meine ich doch, daß er in diesem Punkte seine Schuldigkeit gethan haben wird.“

Trotzig schweigen die drei Männer.

Fräulein Lorenz wird immer mehr in ihrer Furcht bestärkt, daß Erich in keiner freundlichen Absicht erschienen sei, Betty hat sich an's Fenster geschlichen und schaut schweigend hinaus, Frau Mathilde aber sagt in guter Laune:

„Da haben wir's. Nun stehen sie alle drei gegen einander wie die Kampfhähne. Die beste Erklärung für das anscheinend Unbegreifliche: es wollte eben keiner von den Hartköpfen zuerst nachgeben. Seid ihr nicht auf dem besten Wege, die eben erzielte Versöhnung wieder zunichte zu machen? Ihr großen Kinder!“

Noch erwidert keiner der Männer ein Wort, verdrießlich starrt jeder vor sich hin.

Da tritt, fast unmerklich leise, Betty an den Vater heran, faßt ihn um den Hals und sagt in heiterstem Tone:

„Lieber Papa, ich habe eine Bitte.“

Sobald Betty zu sprechen beginnt, klären sich unwillkürlich die Gesichter der drei Männer auf und richten sich nach der Sprechenden.

„Nun, mein Kind?“ fragt Engelbert freundlich.

„Es ist heute so wunderschönes Wetter, die Wege im Hochgebirge sind von dem Sturme, der unser Lorenzchen so erschreckt hat, schon wieder trocken — wie wär's, wenn wir Alle, die wir hier so friedlich (sie betont das Wort besonders und ein allerliebstes Lächeln umspielt dabei

ihren Mund) bei einander sind, uns Nachmittags aufmachten, Onkel Gosaus Waldhorn zu suchen?"

„Das läßt sich hören," sagt Engelbert, in seine gemüthliche Stimmung zurückkehrend.

„Vortrefflich," stimmt Erich bei.

„Sie findet immer zur rechten Zeit das rechte Wort," sagt Gosau und drückt Betty die Hand.

„Da sehen Sie, Herr von Gosau, welche Macht Ihr Waldhorn besitzt, daß es sogar in seiner Abwesenheit harmonisch wirkt," bemerkt Frau Mathilde aufstehend.

„Ja, wenn es von solchem Munde geweckt wird," ruft Gosau, auf Betty deutend, begeistert aus.

Auch Engelbert und Erich haben sich erhoben, denn der alte Friedrich ist eingetreten und meldet, die Arbeiter seien gekommen, die der gnädige Herr bestellt habe.

„Ah, meine braven Leute von gestern," ruft Engelbert aus, „ich komme." Und Erich die Hand reichend, fährt er fort: „Entschuldigen Sie mich einige Augenblicke. Wollen wir uns nicht nachher im Garten treffen?"

„Ich denke ja," antwortet Frau Mathilde, „ich will nur mit Dir gehen, den Leuten zu trinken geben."

„Thu' das. Also auf Wiedersehen im Garten, Erich," sagt Engelbert, ihm freundlich zunickend, worauf Erich völlig versöhnt erwidert: „Auf Wiedersehen, Herr Engelbert!"

Kaum ist dieser mit seiner Frau hinausgegangen, so eilt Gosau auf Fräulein Lorenz zu, in der festen Absicht, sie derart zu fesseln, daß es ihr nicht möglich wird, eine Unterredung zwischen Erich und Betty zu stören.

„Darf ich Sie um einige Augenblicke bitten, mein Fräulein?“ beginnt er feierlich und halblaut zu Fräulein Lorenz.

„Mich?“ fragt das Fräulein heftig erschreckend über den Ernst, der sich auf seinem Gesicht ausprägt.

„Ja, mein Fräulein, vielleicht im Garten.“ Er bietet ihr seinen Arm an, den sie zögernd annimmt.

„Was will er nur? Er ist so feierlich,“ denkt sie und geht einige Schritte, dann aber bleibt sie plötzlich stehen und sieht sich nach Erich und Betty um.

„O, die Herrschaften kommen uns schon nach,“ sagt Gosau, sie weiterführend, „nicht wahr, Herr Forstassessor?“

„Gewiß, sofort,“ erwidert Erich, wie aus einem Traum erwachend. — —

Nun ist er mit Betty allein. Er geht auf sie zu und sagt mit vernehmbarer Befangenheit:

„Darf ich Ihnen meinen Arm anbieten, mein gnädiges Fräulein?“

Betty bricht in ein kurzes Gelächter aus, sieht ihn dann ernst an, macht einen steifen Knix und sagt mit gespielter Affektirtheit:

„Wenn Sie die Gnade haben wollen, mein Herr königlicher Forstassessor, — oder mein königlicher Herr Forstassessor — wie muß ich sagen, um mich keiner Majestätsbeleidigung schuldig zu machen?“

Bettys Ironie wirkte erfrischend und belebend auf Erich.

„Sie haben Recht Fräulein Betty, mich zu höhnen,“ sagt er lebhaft, „wahrhaftig, was bin ich für ein steif-

leinener Kerl geworden, seitdem ich dem Zauber Ihrer Gegenwart entrückt bin."

„Verfallen Sie nur nicht aus einem Extrem in's andere."

„Nein wirklich — es überkommt mich der ganze glückselige Jugendübermuth, der uns einst die Berge und Wälder hier zum Paradiese schuf, wenn ich in Ihre Augen sehe, wenn ich Ihre muntere Stimme höre!"

Betty wendete sich kurz von ihm ab, machte einige Schritte und sagte sehr ernst:

„Ja, ja; und dieser Jugendübermuth taugt nichts, wenn man in Amt und Würden ist, — — deshalb haben Sie auch ganz Recht, jene Augen und jene Stimme zu meiden, so sehr als möglich."

„Fräulein Betty —" Er geht ihr nach und will ihre Hand ergreifen.

„Nein, nein, im Ernst," sagt sie abwehrend, „ich weiß nicht einmal, ob ich es wagen darf, Ihnen meinen Dank auszusprechen für Ihre gestrigen Bemühungen — oder — wußten Sie nicht, daß Sie mich gestern über's Wasser getragen haben?"

„Sie haben mich also doch erkannt?" ruft Erich lachend aus. Betty wendet sich rasch zu ihm und schaut ihn vorwurfsvoll an.

„Ich nicht!" sagt sie stark, „ich habe es erst später erfahren, aber Sie, Sie wußten es und wollten unerkannt bleiben, blos um mir aus dem Wege zu gehen," und sich wieder von ihm wegwendend, fügt sie halb verächtlich

hinzu: „Dann habe ich wirklich nicht das Recht, mich bei Ihnen zu bedanken.“

„Sie haben es, Fräulein Betty!“ ruft Erich, ihr nacheilend treuherzig aus, „Sie haben das Recht. Hier, schlagen Sie in meine Hand ein. Nichts ist mir willkommener, als Ihr Dank. Aber ich will Ihnen sagen, was mir mein Incognito so reizvoll machte, daß ich es bis zum Schluße nicht aufgab —“

„Nun?“ fragt sie und nimmt die dargebotene Hand an.

„Sie hielten mich ja garnicht für einen Menschen,“ erwidert Erich mit Humor.

„Wie? Für was denn?“ Sie entzieht ihm ihre Hand.

„Sie wußten,“ fährt Erich im Tone eines Märchenerzählers fort, „daß eine böse Fee die Wasserschleusen des Himmels geöffnet hatte, um Ihnen die Rückkehr in die Heimat abzuschneiden; Sie wußten aber auch, daß der Ihnen wohlgesinnte Rübezahl zur rechten Zeit seinen Gehülfen senden würde. Ist es nicht so?“

Betty mußte lachen, alter Zeiten gedenkend.

„O, an Ausreden hat es Ihnen nie gefehlt,“ sagt sie, ihm mit dem Finger drohend. Erich aber fährt unbeirrt fort:

„Als Sie so rathlos an dem tosenden Weißbach standen, dachten Sie nicht: läßt mich heut Rübezahl im Stich? Und als ich dann kam, fanden Sie es nicht so natürlich, daß Sie gar nicht zu mir sprachen, sondern nur im Stillen Freund Rübezahl Ihren Dank abstatteten?“

„O du liebe Zeit, wo denken Sie hin!" ruft Betty mit einem kaum merklichen Seufzer aus, „die Feen und die Geister sind aus unsern Bergen ja längst entschwunden."

„Doch nur, seitdem wir nicht mehr zusammen den Nixengrund hinab zur Melusinenbrücke wandern?"

„Glauben Sie?"

„Zuversichtlich. Wollen wir heut Nachmittag nicht die Probe machen?"

Er steht dicht vor ihr und sieht ihr voll in's Auge.

„Ich bin dabei," sagt sie, ohne die Augen niederzuschlagen.

Sie schwiegen Beide.

„Dann will ich Ihnen auch verrathen, daß ich Sie fast täglich gesehen habe," fährt er nach einiger Zeit mit halber Stimme fort.

Betty erschrickt und erröthet bis zu den Haarwurzeln.

„Sie mich gesehen? Wo denn?" fragt sie.

„Im Walde — auf den Bergen — am Bache — im Borkenhäuschen — beim hohen Hause — kurz überall, überall habe ich Sie gesehen," erwidert er lächelnd.

„Da haben Sie wohl eine Tarnkappe?"

„Vielleicht! Wer weiß?"

„Nein, — aber sagen Sie mir, wie ist das möglich, daß ich Sie nie gesehen habe?"

„Sie haben eben gar nicht an mich gedacht."

„O doch," erwidert Betty schnell, fährt aber verlegen fort: „das heißt, — ich habe —"

„Das heißt, Sie haben nur gedacht, das ist doch ein unartiger Mensch! Nicht?“

„Warum denn aber“, sagt Betty ausweichend — — „ja so, danach soll ich ja nicht fragen, das ist ja Waldgeheimniß!“

„Nicht so ganz — sah ich doch Herrn von Gosau täglich bei und mit Ihnen — und wer konnte wissen — kurz, ich wollte ihm nicht in's Gehege kommen.“

Betty sieht ihn eine Weile erstaunt an, dann bricht sie in ein fröhliches Gelächter aus.“

„Wie? Das also? — Onkel Ferdinand! Ach, das ist ja köstlich, das müssen Sie mir eingehender erzählen!“

„Das Alles erzähle ich Ihnen lieber, wenn der Weißbach dazu murmelt und die alten Tannen über uns flüstern wie vor vielen, vielen Jahren. Denn ich habe Ihnen so viel, so unendlich viel zu sagen —“, er hält inne und sieht ihr wiederum in die Augen, die sie aber diesmal niederschlägt. Er hat ihre Hand genommen und sie läßt sie ruhig in der seinen.

„Oder — nein!“ sagt er nach langer Pause sanft.

„Was denn?“ fragt sie und schaut ihm in's Gesicht.

„Ich habe Ihnen — garnichts zu sagen!“

„Garnichts? Warum?“ fragt sie ängstlich.

„Denn Sie wissen ja Alles!“ antwortet er leidenschaftlich.

Betty wendet sich rasch von ihm ab und geht einige Schritte, sie weiß nicht, was sie thun soll, sie ist so hilflos in diesem Augenblicke und doch so unaussprechlich glücklich.

Da ist es ihr fast willkommen, als hinter ihr eine fremde Stimme sagt: „Guten Morgen, gnädiges Fräulein!"

Konrad ist soeben eingetreten und macht seine tiefe Verbeugung.

„Was bringen Sie, lieber Konrad?" fragt Erich.

„Herr Forstassessor, der Justizrath Fröhlich wartet in der Kanzlei. Er hätte dringend mit Ihnen zu reden, sagt er und wenig Zeit."

„Ja, da muß ich fort," erwidert Erich, „ich will mich nur im Garten verabschieden."

Er geht auf Betty zu, ergreift ihre Hand, die er fest hält und sagt mit Innigkeit:

„Auf Wiedersehen, Fräulein Betty, im Tannengrund, und ich sage, abweichend von Herrn von Gosau:

Der Tannengrund
Thut manch' Geheimniß kund."

Betty erwidert nur: „Auf Wiedersehen!" aber ihr Auge spricht unendlich viel mehr.

VIII.

Sie steht lange unbeweglich allein und starrt den beiden Männern, die sie eben verlassen, nach.

Sie fühlt, daß etwas in ihr Leben eingetreten ist, was sie bisher nicht gekannt hat und was doch so herrlich ist, daß ihr die Thränen in's Auge steigen vor Glück und Freude.

Es geht ein leises Zittern durch ihren ganzen Körper, sie legt beide Hände auf ihre Brust und flüstert leise:

„Ja, er hat Recht, er braucht mir nichts zu sagen, ich weiß, ich weiß Alles!"

Und nun ist sie auf einmal wie umgewandelt. Sie breitet ihre Arme aus und stürmt durch die Zimmer, sie muß in's Freie, sie muß sich einer befreundeten Seele mittheilen oder ihr Glück den Bäumen des Waldes anvertrauen, sonst, fühlt sie, springe ihr übervolles Herz.

Da kommt ihr, noch ehe sie das Haus verlassen, Fräulein Lorenz entgegen, der sie von Kindheit an keine Regung ihres Herzens verheimlicht.

Betty stürzt auf sie zu, umarmt sie, tanzt mit ihr, der Widerstrebenden, in der Hausflur umher, dann hält sie an, ergreift ihre beiden Hände und sieht ihr in's Gesicht.

Fräulein Lorenz schaut verdrießlich, ja düster drein.

Sie hat sich mit Noth von Herrn von Gosau befreit, der mit seinen geheimnißvollen Redensarten, ohne es zu wissen, ihr Mißtrauen, ihren Verdacht noch verstärkt hat.

„Was ist Dir?" ruft ihr Betty zu, „Lorenzchen, liebe Seele, freust Du Dich denn gar nicht mehr? Sieh doch, wie die Sonne lacht, wie lustig die Vögel singen, der Sturm hat aufgehört, die Welt ist ein Paradies!"

Sie will Fräulein Lorenz am Arm hinausführen, wird aber von ihr sanft zurückgehalten, ja gebeten, in's Zimmer zurückzukehren.

„Was hast Du nur?" fragt Betty betroffen.

„Ich habe mit Dir zu reden," antwortet Fräulein Lorenz ernst, fast streng.

„Ja, das sollst Du, aber nicht in dem Leichenbittertone, das vertrage ich heut nicht."

Fräulein Lorenz sieht sie erstaunt an und fragt: „Heute? warum heute?"

Sie fürchtet, daß bereits ein Unglück geschehen und setzt darum mit Nachdruck hinzu: „Die Sache erfordert den Ernst, ich komme Dich zu warnen."

„Wovor?" fragt Betty ungeduldig.

Fräulein Lorenz scheint einen Augenblick mit sich zu kämpfen, ob sie das verhängnißvolle Wort aussprechen soll, aber sie sagt sich, daß es sich hier um das Lebens=

glück ihres geliebten Zöglings handelt und antwortet, den Blick fest auf Betty gerichtet:

„Ich komme Dich zu warnen vor Herrn Keller."

„Vor Herrn Keller? Was soll das heißen?" fragt Betty, tief erröthend.

Fräulein Lorenz hat sich ganz in ihre Rolle als Erzieherin zurückgefunden und sagt pedantisch:

„Das soll heißen, daß sein Besuch in keiner freundschaftlichen Absicht geschehen ist."

Betty hat ihre Unbefangenheit wiedergefunden.

„Wenn Du damit meinst," sagt sie schalkhaft, „daß er gekommen ist, Jemand zu entführen, so kannst Du Recht haben."

„Wie? hat er's von der Seite angefangen? Das war übrigens vorauszusehen!"

„Mache mich nicht böse! Denkst Du Deine schlechte Laune an einem Andern auszulassen, so wähle Dir draußen unsern Nero, aber verschone mich!"

Sie wendet sich schmollend ab, Fräulein Lorenz aber folgt ihr freundlich nach und sagt in fürsorglichem Tone:

„Liebes Kind, ich bin untröstlich, daß ich nicht heiterer zu Dir reden kann. Aber eben, weil ich Dich so liebe, weil ich Deinen Vater, Deine Mutter so verehre, darf ich nicht schweigen. Du könntest Dich — in Herrn Keller verlieben — (Betty zuckt zusammen) — es wäre wahrhaftig nicht zu verwundern, denn er ist schön und liebenswürdig — das gäbe dann ein schreckliches Unglück!"

„Du machst Einen ganz wirr mit Deinen Reden," antwortet Betty ängstlich, „ist denn der Mann verheirathet, verlobt mit einer Anderen? Ist er ein Unwürdiger, gar ein Verbrecher? Wahrhaftig, ich weiß nicht, was ich von Deinen Worten halten soll."

„Halte sie für den Ausdruck des ergebensten Herzens, meine liebe gute Betty, die ich Dich kenne und geleitet habe von frühester Jugend an."

„So erkläre Dich deutlicher! Was ist Dir begegnet seit gestern?" Beide Frauen sind so erregt, daß sie gar nicht auf den Gedanken kommen, sich zu setzen, unruhig stehen sie mitten im Zimmer.

„Ich habe den Grund erfahren," beginnt Fräulein Lorenz zögernd, „weshalb Herr Keller bisher dieses Haus gemieden hat; weshalb schon früher —" (Betty muß unwillkürlich lächeln, indem sie an die vermeintlichen besseren Rechte des Herrn von Gosau denkt) — „weshalb schon früher eine Einigung zwischen den befreundeten Familien nicht zu Stande gekommen ist; mit einem Worte: ich bin eingeweiht in das Waldgeheimniß."

Dieses Wort macht nicht den gewünschten ernsten Eindruck auf Betty, denn sie glaubt viel tiefer eingeweiht zu sein in das Waldgeheimniß, als irgend Jemand. Deshalb fragt sie nur leichthin:

„Du? durch wen?"

„Durch die alte Klose, die dem Forstassessor die Wirthschaft führt."

„Und was ist es? Was hat sie Dir erzählt?" fragt Betty, sicher in ihrem Glauben.

Fräulein Lorenz stutzt, nun sie dabei ist, das Schreckliche zu offenbaren, sie hat die Mittheilung doch nicht für so schwer gehalten, als sie ihr jetzt wird. Ausweichend antwortet sie daher:

„Das möcht' ich Dir lieber nicht sagen, ich möchte Dich nur bitten, daß Du Herrn Keller gegenüber durchaus kühl und ruhig bleibst, Dich von seinen glänzenden Eigenschaften nicht bestechen läßt. Alles Uebrige wirst Du ja wohl leider zeitig genug erfahren."

„Nein, nein, das genügt mir nicht, auf solche allgemeine Andeutungen hin will ich von keinem Menschen etwas Schlimmes denken, am allerwenigsten aber von ihm! Sage was Du weißt, ich will Alles wissen!"

Nun wird Fräulein Lorenz kleinmüthig, sie zweifelt einige Augenblicke, ob ihr Verfahren auch das richtige sei, ob sie nicht hätte noch schweigen sollen.

„Hätt' ich nur lieber nichts gesagt, es wird mir selber dabei angst und bange!" ruft sie aus und will das Zimmer verlassen. Betty aber hält sie energisch zurück.

„Heraus mit der Sprache? Was beabsichtigt nach Deiner Meinung Herr Keller?" fragt Betty streng.

Fräulein Lorenz kann nicht mehr ausweichen.

„Er will spioniren," sagt sie matt.

„Spioniren? Um was denn?"

„Es ist so furchtbar, daß ich es kaum aussprechen kann, aber ich glaube wirklich, es ist besser, ich mache Dir jetzt den kurzen Schmerz, ehe er ein unendlicher wird. — Die Kellers lebten in der Meinung — und Erich thut

es noch, daß — nein, ich kann es nicht sagen, denn es ist zu abscheulich!“

„Rede, rede, sie sind der Meinung, daß —?“

„Es muß sein,“ sagt Fräulein Lorenz, um sich selbst Muth einzuflößen, — „sie sind der Meinung, daß bei dem Raubmord vor Jahren im Höllengrund — Du weißt doch — Dein Vater mit dem Mörder die Beute getheilt hat.“

In Bettys Gesicht geht eine furchtbare Verwandlung vor sich, sie wird kreidebleich, die Augen quellen hervor und starren wie bewußtlos die Sprecherin an, es geht ein Frösteln durch alle ihre Glieder, dann stößt sie einen dumpfen Schrei aus und fällt ohnmächtig zu Boden.

Außer sich vor Angst und Besorgniß wirft Fräulein Lorenz sich über sie.

„Betty, Betty!“ ruft sie, „höre mich doch, mein geliebtes Kind; ich Unglückselige! was hab' ich gethan! Betty, Betty, höre mich doch!“

Nur ganz allmählig kommt Betty zu sich, richtet sich langsam mit dem Oberkörper wieder auf und schaut sich verwundert um.

„Laß nur, laß nur!“ sagt sie tonlos, auf dem Boden sitzend, „es war eine Dummheit von mir. Ich habe nicht recht gehört — sagtest Du — sagtest Du wirklich? — nein, es ist nicht möglich!“

Sie erhebt sich rasch vollständig und starrt der Freundin forschend in's Gesicht.

„O, hätte ich doch nichts gesagt!“ ruft diese klagend aus.

„So habe ich doch recht gehört? Und Herr von Gosau kennt dieses Geheimniß?“

„Der weiß von nichts, von gar nichts, — nur die alte Klose —“

„Aber das Alles ist ja Gefasel eines alten Weibes!“ ruft Betty aus.

„Freilich, freilich, das hab' ich auch gedacht,“ erwidert Fräulein Lorenz schnell, „wenn nur —“

„Nun? Wenn nur?“

„Wenn nur die Alte nicht so vernünftig wäre und wenn sie mir heut früh nur nicht noch einmal Alles bestätigt hätte, was sie mir gestern Abend erzählt hat. Sie ist Zeugin gewesen, wie seine Mutter auf dem Todtenbette ihn, den Sohn, zur Rache aufgefordert hat für das dem verstorbenen Vater zugefügte Unrecht.“

Betty schaudert zusammen; sie sinkt auf einen Stuhl nieder und weint bitterlich in ihr Taschentuch hinein.

„Daß ein solcher Gedanke überhaupt erst gedacht werden konnte,“ schluchzt sie, während die Freundin, ebenfalls weinend, ihr den Kopf streichelt, „das verleidet mir die ganze Welt; daß er aber von ihm, von Erich gedacht werden konnte, das macht sie mir zur Hölle! — O, Du — mein lieber, einziger Vater, daß man Dich in solchem Verdacht haben konnte, das geht über meine Kräfte, das ertrage ich nicht! — — Aber was kann er wollen, was kann Erich wollen? Was kann er denn ausspioniren?“ fragt sie, durch Thränen zu Fräulein Lorenz aufblickend.

„Weiß ich's? Aber die Alte sagte mir, seine ganze Thätigkeit die acht Wochen hier war hauptsächlich der

Ergründung dieser Sache gewidmet; deshalb auch die vielen Zusammenkünfte mit dem Justizath Fröhlich, den er in's Geheimniß gezogen zu haben scheint."

„Und was hat er denn für Beweise?"

„Einen Brief — laß Dir erzählen! —"

„Einen Brief?" fragt Betty hart, „nichts als einen Brief? Womöglich einen anonymen?"

Fräulein Lorenz nickt mit dem Kopfe.

„Und darauf hin?" Betty erhebt sich und ihre Augen sprühen vor heiligem Zorn.

„Ah!" ruft sie aus, „das ist erbärmlich, das ist nichtswürdig —"

„Doch höre mich," unterbricht sie Fräulein Lorenz plötzlich, als ob ihr ein ganz neuer tröstlicher Gedanke gekommen wäre, „wenn er nun vielleicht mit Hülfe des Justizraths Fröhlich die Unschuld Deines Vaters festgestellt hätte —"

„Wenn er? wenn er?" sagt Betty höhnisch; „wenn er nur überhaupt einmal diesen Gedanken hat ernstlich haben können, so ist er für mich schon gerichtet — nein — nein, sage mir nichts mehr, ich will Alles von ihm selber hören, Alles! Er soll sich vor mir verantworten, soll mir Rede stehen! O, er wird klein vor mir werden, dieser große Mensch mit der kleinen Seele! Er soll vor mir zittern!"

Sie geht erregt im Zimmer umher.

„Du willst — um Gotteswillen, Du willst zu ihm gehen?" fragt Fräulein Lorenz entsetzt.

„Hole mir meinen Hut, ich finde jetzt nichts; schnell, schnell!“

„Aber —“

„Kein aber — geh, geh! — Hier kommt es auf die Minute an.“

Die Freundin eilt nach dem Hute, während Betty mit hochgeröthetem Gesicht, racheerfüllt im Zimmer zurückbleibt und bei sich schon die Worte erwägt, die sie zu ihm sprechen will.

Fräulein Lorenz erscheint mit dem Hute und ist selbst zum Ausgehen gerüstet.

„Ich danke Dir,“ sagt Betty, den Hut nehmend, „aber was willst Du? — Du hast auch den Hut auf?“

Fräulein Lorenz faltet die Hände und blickt Betty flehend an.

„Bitte, bitte!“ sagt sie, „ich will Dich begleiten.“

„Nein, nein, Du bleibst,“ erwidert Betty fest; „Du bleibst und weißt nichts, wenn man Dich fragt, wo ich sei, hörst Du? Ich gehe allein, — o, noch nie im Leben fühlte ich mich so stark!“

Noch einmal winkt sie der Freundin mit der Hand, zu bleiben und eilt davon. Fräulein Lorenz sieht ihr verzweifelt nach und sinkt gebrochen auf einen Stuhl nieder.

IX.

Heimlich und ohne von Jemand bemerkt zu werden, verläßt Betty das Haus und gelangt auf unbetretenen Pfaden rasch in den Wald.

Die feierliche Stille, das kaum hörbare Rauschen der Bäume, der frische erquickende Duft der Tannen stimmten sie wieder weich.

Sie vergegenwärtigt sich noch einmal das ganze Gespräch, das sie vorhin mit Erich geführt, sie wiederholt sich jedes Wort, jede Miene, den Ton seiner Stimme, seine Stellung zu ihr, kurz jede Kleinigkeit — und sie kann es nicht fassen, daß das Alles nur gespielt gewesen sein sollte, gespielt, um sie zu überlisten — — — nein, nein, das war nicht möglich.

Sie geht immer langsamer, sie wird immer nachdenklicher, und als sie an die Weißbachbrücke kommt, bleibt sie gar stehen, lehnt sich über das Geländer und heiße, bittere Thränen rollen über ihre Wangen hinab in das rauschende Wasser.

So schnell sollte das Glück vorüber gegangen sein, das sie für ewig gehalten! Nein, nein, das kann nicht sein!

Bald rafft sie sich wieder zusammen, trocknet ihre Thränen, blickt klar um sich und spricht laut:

„Sei es, wie es sei! Das Beste ist doch, ich stelle ihn sogleich zur Rede; Gewißheit will ich haben, das Weitere findet sich.“

Und neu gekräftigt durch diesen Entschluß, wandert sie den Pfad weiter, der Oberförsterei zu.

* * *

In der Kanzlei daselbst geht inzwischen der Forstschreiber Jahn, mit dem Sonntagsrock angethan, einen neuen Hut auf dem Kopfe, das Gesangbuch unter dem Arm, wie auf irgend Jemand wartend, ungeduldig auf und ab. Von Zeit zu Zeit schaut er durch's Fenster in den Hof hinaus. Dann bleibt er mitten im Zimmer stehen und fängt laut an zu denken.

„Soll mir der junge Dachs in die Quere kommen? Der Sache muß ein Ende gemacht werden. Auch das ewige Schnüffeln des gnädigen Herrn Forstassessors im hohen Hause gefällt mir nicht. Das Alles kommt mir verdächtig vor. Der alte Hegemeister ist ein schwacher Narr und wird täglich närrischer. Ich muß heute meinen letzten Trumpf ausspielen, Alles daran setzen, daß er sich entscheidet und dann fort über alle Berge. Sonst kriegt der verdammte Schlingel, der Konrad, das Mädel herum, ehe der Alte uns seinen Segen gegeben hat. Prosit die Mahlzeit!“ — er speit in die Stube — „dann kann ich

den Kuckucksvater spielen. — Wo bleibt aber der verdammte Schlingel? — Na endlich! Da ist er!"

Ein Knabe von etwa zwölf Jahren, barhäuptig und barfüßig, athemlos vom Laufen, tritt ein und schnappt nach Luft.

„Nu? Was läßt der Hegemeister sagen?" schreit ihn Jahn an.

„Er läßt sagen — ja — er läßt sagen — er will heute nich' in die Kerche gehn."

„Er will nicht in die Kirche gehen?"

„Ne!" Er wischt sich mit dem Aermel die Nase.

„Warum denn nicht?"

„Er is so schwach uf de Beene, und er hat die ganze Nacht nich' geschlofen."

„So?"

„Erscht gegen Morgen hat er wieder getraumt, — wieder den alten Traum von dem Waldhorn, hat er gesagt."

„Verdammter alter Schwachkopf! Ja so — heute am Sonntag soll man ja nicht fluchen. — Er soll mich mit dem Waldhorn in Ruhe lassen, das ist ja nun, Gott sei Dank! zum Teufel! — Und die Fräulein Rosel?"

„Die soll oben bleiben beim Alten, alleene is' em zu gruselig."

„Schon recht, daß sie oben bleibt." Er lächelt vergnügt und spricht freundlicher: „Geh zurück Hansel, sag' dem Hegemeister, ich würde auch nicht in die Kirche gehen, sondern werde ihn besuchen. Er soll hübsch zu Hause

bleiben und die Jungfer Rosel dazu, ich hätte ihnen was Wichtiges zu sagen. Hast Du mich verstanden?"

„Jo!"

„Was sollst Du sagen?"

„Ich soll sagen," stottert Hansel, als ob er eine schlecht gelernte Lektion in der Schule hersagte, „ich soll sagen, der Herr Forstschreiber würden in die Kirche gehen und die Fräulein Rosel sollte nicht zu Hause bleiben, der alte Hegemeister würde sie besuchen."

Jahn nimmt ihn wüthend bei den Ohren.

„Ei, Du infamer Schlingel, wirst Du wohl besser aufpassen?"

„Au, au! — ich soll sagen — ich soll sagen —"

„Du sollst sagen, ich würde den Hegemeister sogleich besuchen, auch die Fräulein Rosel sollte hübsch zu Hause bleiben, ich hätte was Wichtiges mitzutheilen, he?"

In schnellstem Tempo leiert Hansel nunmehr seine Lektion herunter: „Der Herr Forstschreiber läßt sagen, er würde den Hegemeister besuchen, die Fräulein Rosel sollte auch zu Hause bleiben, der Herr Forstschreiber hätte was Wichtiges mitzutheilen."

„So war's richtig."

Er greift in seine Westentasche und nimmt ein Geldstück heraus.

„Nu lauf, hier hast Du auch zehn Pfennige."

„Danke schön, Herr Forstschreiber."

An der Thür betrachtet Hansel das Geldstück.

„Das is ja blos a Fünfer!" sagt er kläglich.

„Wirst Du machen, daß Du 'naus kommst!" Und wie der Wind ist Hansel auf und davon.

Jahn legt das Gesangbuch bei Seite und sagt:

„Ist mir beinahe lieber so. In der Kirche hört das Gegaffe nicht auf, wenn ich neben der Rosel sitze. Und wenn ich mich jetzt gleich auf den Weg mache, komme ich dem jungen Dachse noch zuvor. Wär' nur der Weg nicht so steil! Und tragen kann ich mich doch nicht lassen. Das wäre doch lächerlich und könnte mir nur schaden."

Da wird an die Thür gepocht.

„Na, wer will mich denn da noch aufhalten? Herein!" ruft er verdrießlich.

Betty öffnet die Thür und sagt möglichst unbefangen:

„Guten Morgen, Herr Forstschreiber."

Jahn reißt den Hut vom Kopf.

„Gehorsamer Diener, mein gnädiges Fräulein, was verschafft uns die Ehre?"

„Ist der Herr Forstassessor zu sprechen?" fragt Betty noch in der Thür.

„Der hat vor Kurzem mit dem Justizrath Fröhlich die Kanzlei verlassen, wollte aber sogleich wieder zurück sein."

„Muß er hierher zurück?"

„Jawohl, gnädiges Fräulein — das heißt — wenn er nicht —"

Er zuckt die Achseln, lacht verschmitzt und ein niederträchtiger Gedanke geht ihm durchs Gehirn.

„Wenn er nicht?" fragt Betty dringend.

Jahn kratzt sich hinter den Ohren und fährt frech

lachend fort: „wenn er nicht etwa einen Abstecher nach dem hohen Hause macht; das hat einen starken Magneten!"

„Wie? Für den Herrn Forstassessor?" fragt Betty unbedacht und erschrickt heftig. Sie ist leichenblaß geworden und muß sich an der Thürklinke festhalten, um nicht zu wanken.

„Gott sei's geklagt", jammert Jahn, innerlich sehr zufrieden über die Wirkung seiner Worte, „da wird's Unsereinem sauer den Freiwerber zu spielen."

Betty rafft ihre Kräfte zusammen, tritt ein und sagt kalt:

„Ich werde ein wenig warten."

Sie läßt sich in den großen Lehnstuhl nieder, um ihr Gesicht vor den frechen Blicken Jahns zu verbergen. Der aber denkt bei sich: „Ich habe richtig gerechnet. Sie wird ihn schon zurückhalten vom hohen Hause, dann habe ich wieder freie Hand."

Laut aber fragt er: „Darf ich mich empfehlen, gnädiges Fräulein?"

„Bitte, bitte, Herr Forstschreiber," antwortet sie mit Anstrengung, denn sie ist kaum im Stande, ihre Thränen zurückzuhalten. Es ist ihr nun Alles klar. Ihr ganzes Lebensglück ist zusammengestürzt, in die Lüfte verweht wie eine Seifenblase. Er hat sie schmählich betrogen, ihr Liebe vorgeheuchelt, während er eine Andere im Herzen trug. Fräulein Lorenz hatte also doch Recht. Und warum bleibt sie hier? — Sie ist ja gekommen ihres Vaters wegen und ihre Aufgabe erscheint ihr jetzt sogar leichter als zuvor.

Als Jahn sich entfernen will, tritt ihm Erich entgegen.

„Wohin, lieber Jahn?" fragt er, ohne Betty zu bemerken.

„In — die Kirche," antwortet Jahn sehr verwirrt und schaut in's Zimmer zurück.

„Etwas spät, lieber Jahn; aber immer fromm. Beten Sie für mich."

„Ich werde nicht verfehlen —"

„Aber Sie vergessen Ihr Gesangbuch!"

„Wahrhaftig, ja, ich hätte es beinahe vergessen."

Er nimmt das Buch, heimlich fluchend, daß er das Ding nun doch schleppen müsse.

„Es ist auch Besuch da," sagt er abgehend und deutet auf den Sessel, aus dem sich Betty erhebt.

„Fräulein Betty! Welche herrliche Ueberraschung!" ruft Erich entzückt aus und geht auf Betty zu, während Jahn neugierig an der Thür verweilt.

„Störe ich jetzt? Ich hätte mit Ihnen zu reden," sagt sie mit bewunderungswürdiger Ruhe und blickt auf Jahn.

„Stören! Sie stören?! —" Er bemerkt, daß Jahn noch da ist und ruft diesem zu: „Adieu, lieber Jahn!"

Endlich entfernt sich dieser und Erich will voller Seligkeit Betty die Hand reichen, stutzt aber, als er in ihre Augen sieht, die ihm zornfunkelnd entgegensprühen.

„Zurück!" ruft sie aus, „rühren Sie mich nicht an!"

„Betty! Was ist denn vorgefallen?" fragt er bestürzt.

„Zwischen uns ist Alles aus, ich habe nur noch eine Angelegenheit mit Ihnen zu verhandeln und die soll mich nicht lange hier aufhalten.“

„Ist dies ein Scherz — oder wie soll ich das verstehen?“ fragt er, noch immer starr vor Erstaunen.

Betty's Augen füllen sich mit Thränen und mit unsicherer Stimme sagt sie:

„O nein — zu scherzen wagten Sie nur mit uns —“ Sie richtet sich straff in die Höhe und fährt mit starker Betonung fort:

„Nein, Sie sollen mir keine Thränen abringen. Dazu sind mir die Thränen doch zu kostbar.“

„Was ist das? — Sie sprechen zu mir wie zu einem Verbrecher, der Ihnen das bitterste Leid zugefügt hat,“ sagt Erich sehr ernst.

„Und das haben Sie auch,“ erwidert Betty schnell.

„Ich?“

„Ja, Sie. — Doch ich will mich nicht hineinreißen lassen, das darf ich nicht.“ Sie beginnt stark zu zittern, sie befürchtet, von neuem einer Ohnmacht zu unterliegen und hält sich krampfhaft an der Lehne des alten Sessels fest.

„Ach!“ seufzt sie, „ich bin so unaussprechlich unglücklich, daß ich alle Haltung verloren habe!“ Ihr Ton ist jetzt weicher wie vorher.

„Sagen Sie mir nur,“ fährt sie fort, „wie ist es nur möglich, daß Sie meinen Vater eines solchen Verbrechens schuldig glauben konnten oder noch können?“

Erich fährt wie von einem Schlage getroffen zusammen und erbleicht.

„Wie? Welches Verbrechens?“ fragt er unsicher.

„Oh — der Schreck, der Sie eben durchzuckte, macht Ihre Frage zur Lüge! — Also Sie haben es wirklich geglaubt, Sie glauben es noch?“ fragt Betty mit Beben.

„Wovon reden Sie? Ich beschwöre Sie!“ ruft Erich verwirrt aus. Betty sieht ihn durchbohrend an, er ist kaum im Stande, ihren Blick zu ertragen.

„Sie haben es geglaubt,“ sagt sie scharf, „daß er mitschuldig ist an einem Raubmorde, der vor Jahren im Höllengrunde begangen worden ist?“

„Um Alles in der Welt, wer hat Ihnen das gesagt?“ fragt Erich, völlig fassungslos.

„Sie haben es geglaubt auf einen anonymen Brief hin?“ fährt Betty, noch immer die Augen fest auf ihn gerichtet, fort, als fühlte sie, wie er unter ihrem Blicke leide.

„Woher wissen Sie das? Können die Gräber reden?“ ruft er verzweiflungsvoll aus und ringt die Hände. Aber auch Bettys Kraft ist zu Ende, sie sinkt gebrochen auf dem Sessel nieder und sagt nur noch mit halber Stimme:

„O, das ist erbärmlich!“

„Nein, nein, ich habe es nicht geglaubt, ich glaube es nimmermehr!“ ruft Erich, wie plötzlich zur Besinnung gekommen, aus.

„So wenig,“ sagt Betty bitter, „daß Sie zwei Monate lang das Haus meiner Eltern mieden wie das eines Aussätzigen.“

„Sie nehmen mich da in ein furchtbares Verhör,“ antwortet er mit Würde, „aber bevor ich mich weiter

vertheidige, muß ich wissen, woher Sie Ihre Anschuldigungen haben?"

„Ist das für den Angeklagten nicht ganz gleichgültig? Genug, daß er gesteht!"

„Nichts gestehe ich; und es kann mir auch nicht gleichgültig sein, wie ein Geheimniß, das zwischen der sterbenden Mutter und ihrem Sohne am Todtenbette verhandelt wird, wie ein solches Geheimniß zu Ihren Ohren gelangen konnte?"

„Sie wurden belauscht —"

„Die alte Klose?" fragt Erich betroffen.

Betty nickt mit dem Kopfe. „Ja, sie hat Alles mit angehört und es Fräulein Lorenz mitgetheilt."

„Ah! die Undankbare!" ruft Erich aus, „sie, die in unserem Hause alt geworden, sie horcht nicht nur, sie bringt auch das Erhorchte unter die Leute. Und wie, wie? Wahrscheinlich mit tausend Zuthaten versehen. Das soll sie mir büßen!"

Er eilt zur Thür, Betty aber springt auf und hält ihn zurück.

„Bleiben Sie, lassen Sie die Alte. Sie that es nicht, Sie zu kränken, sie geht ja für Sie durch's Feuer. Und mir kam der Zufall zu statten, indem er mich von einer verderbenbringenden Thatsache in Kenntniß setzte, ehe es zu spät war."

„Wie? Was bedeutet denn das wieder?" fragt Erich in erregtem Tone.

Betty steht vor ihm wie eine Anklägerin, sie hat ihre vollen Kräfte wiedergefunden, es gilt die Ehre ihres Vaters.

„Haben Sie sich nicht in unser Haus eingeschlichen, um zu spioniren?" beginnt sie fest, „um meinem Vater in einer schwachen Stunde das Geständniß zu entlocken? Um ihn dann an Ihrem Vater für das diesem vermeintlich zugefügte Unrecht zu rächen? Haben Sie nicht, um sicher zu gehen, sich des schändlichen Mittels bedient, mir Gefühle zu heucheln, die Sie niemals gefühlt, wenigstens nicht für mich gefühlt haben?"

Erich steht vor ihr in sprachlosem Erstaunen, in dumpfer Verworrenheit, es ist ihm, als ob alle seine Sinne gefesselt wären, als ob er sich nicht bewegen könnte.

„Sie wissen nichts zu erwidern," fährt sie nach einer Pause mit derselben Sicherheit fort, „denn Alles, Ihr ganzes Verhalten spricht wider Sie. Wer fähig ist, von meinem Vater eine solche Schlechtigkeit zu glauben, ein Verbrechen so niedriger Art, der ist auch zu allem Anderen fähig. Aber Ihr Unternehmen wird sich gegen Sie selbst richten. Geben Sie Acht, Sie haben schuldlose Menschen vernichten wollen und werden selbst daran zu Grunde gehen."

Wie von schwerem Banne erlöst, schreit Erich auf: „Betty, Betty! Welch' ein Berg von Mißverständ —", aber sie läßt ihn nicht ausreden, sondern fährt heftig dazwischen:

„Nennen Sie mich nicht beim Vornamen! Sie haben kein Recht dazu!"

„Gut," sagt Erich fest, „ich werde Sie nicht eher so nennen, als bis Sie mir dieses Recht wiedergeben."

„Niemals!"

„Sie werden es, sobald Sie mich ruhig anhören."

„Wie könnt' ich das? Wie sollte ich in dieser Sache jemals ruhig werden können?"

„So will ich auch das nicht von Ihnen verlangen — so will ich nur verlangen, daß Sie mir überhaupt Gehör schenken. Es ist doch das Wenigste, was ein Verbrecher beanspruchen kann. Danach mögen Sie mich ja verurtheilen, verdammen für immer, wenn Sie können — — Sie würden auch keine Ruhe haben, wenn Sie mich ungehört verurtheilen wollten!"

„So reden Sie!" sagt Betty kurz und läßt sich auf ihrem Sessel nieder, während Erich sich vor sie hinstellt.

„Ein Berg von Mißverständnissen, — wiederhole ich, hat sich zwischen uns aufgethürmt, den ich aber zu zerstören hoffe, und zwar durch die Aufzählung bloßer Thatsachen. Ich beginne mit jenem unglücklichen Ereigniß im Höllengrund. Mein Vater wird wegen Fahrlässigkeit im Dienst auf einen schlechteren Posten versetzt, büßt sein Vermögen ein und hat nur ein kümmerliches Auskommen. Durch allerlei Zwischenträgereien, deren Inhalt mir unbekannt geblieben ist, wird auch das letzte Glück, das er hatte, das Verhältniß zu seinem Freunde Engelbert, getrübt. Wiederholte Versuche, das alte Verhältniß wieder herzustellen, scheitern, ich lasse dahingestellt, durch wessen Schuld. — Inzwischen hat mein Vater nicht unterlassen, Forschungen nach allen Richtungen hin

anzustellen über den Verbleib der verlorenen großen Summe, für die er allmählich aufzukommen hat. Da erhält er vor einigen Jahren jenen verhängnißvollen Brief, ohne Poststempel und Datum, ohne jedes Zeichen, woher er sein könnte, von einem unbekannten Manne abgegeben. Er glaubt an seinen Inhalt nicht, ich schwöre es Ihnen zu; er hält ihn für boshafte Erfindung und verbietet auf's Strengste, je seiner Erwähnung zu thun. Das hat mir ausdrücklich die Mutter gesagt. Ja, er ist sogar der Meinung, den Brief vernichtet zu haben; leider aber hat ihn meine Mutter zu erhalten gewußt. Sie kann nach Frauenart das Mißtrauen nicht los werden, sie eröffnet auf dem Sterbebette die ganze Sache ihrem Sohne, übergiebt ihm den Brief, räth ihm, der Wahrheit nachzuforschen und fleht ihn an, da sie weiß, daß er in kurzer Zeit nach Tannenbusch abgehen soll, sich in Acht zu nehmen vor der Familie Engelbert."

„Empörend!" unterbricht ihn Betty und wendet ihr Gesicht zornig von ihm.

„Sie sehen, ich schminke nicht."

„Nein, wahrhaftig nicht," ruft Betty beleidigt aus, „und das Alles soll ich mir ruhig mit anhören!"

„Hören Sie mich, bitte, bitte, zu Ende! Zunächst schreibe ich an die Regierung und bitte, meine Berufung nach Tannenbusch rückgängig zu machen —"

„War das nicht das sicherste Zeichen, daß Sie jenem Briefe Glauben schenkten?" fragt Betty erbittert dazwischen.

„Ich stand noch unter dem Einfluß des Todes meiner Mutter, ich kannte ja auch Ihren Vater so gut wie gar nicht — bedenken Sie doch, wie alt ich war, als ich von hier fort kam — bald aber wurde mir die Unmöglichkeit der Sache klar —"

„Und als Sie nun wider Ihren Willen doch hierher kamen, weshalb scheuten Sie sich, uns aufzusuchen?"

„Ich fürchtete — abgesehen von Motiven, die später hinzutraten — (hier warf ihm Betty einen verächtlichen Blick zu) — im Verkehr mit Ihnen und Ihrer Familie meine Nachforschungen nach dem Schreiber des Briefes nicht mit der nöthigen Vorsicht und Unbefangenheit ausführen zu können, und dennoch halte ich es für absolut nothwendig, daß man dem Schreiber auf die Spur kommt."

„Wozu das, wenn man den Inhalt für falsch hält?" fragt Betty scharf.

„Weil man dadurch einmal das Verbrechen selbst aufzudecken im Stande ist, weil ferner auch Andere getäuscht worden sein können, und hier gilt es, den guten Namen eines Ehrenmannes in seiner Fleckenlosigkeit zu erweisen und zu erhalten."

„Welche Ausflüchte!" sagt Betty wegwerfend.

„Wer bürgt mir dafür," fährt Erich lebhaft fort, „daß der anonyme Briefschreiber, was weiß ich zu welchem Zwecke, nicht jenen Verdacht weiter verbreitet hat, daß er im Stillen seinen verderblichen Fortgang nimmt?"

Betty wendet sich bei diesen Worten heftig erschreckend wieder zu ihm und sagt schnell:

„Von diesem Gesichtspunkte aus — hatte ich die Sache allerdings nicht betrachtet —“ Sie hört nun gespannt auf Erich's Worte.

„Sie sehen ja,“ fährt dieser fort, „das Geheimniß, das ich in meinem tiefsten Innern verborgen glaubte, es ist nicht mehr mein, und wer kann wissen, wie weit es schon Verbreitung und Glauben gefunden hat!“

„Entsetzlich!“ ruft Betty schaudernd aus, „aber wo ist der Brief? Haben Sie ihn noch? Sie haben ihn doch vernichtet?“

„Nein, er ist noch unversehrt, obwohl ich ihn schon hundertmal in die Hand genommen, um ihn zu vernichten.“

„Auch das ist wieder eine Schwäche oder Unaufrichtigkeit,“ sagt Betty sich erhebend, „warum haben Sie das verruchte Schriftstück aufbewahrt? Wo ist es? Ich will es sehen, ich habe ein Recht dazu!“

Erich zögert.

„Ich weiß nicht, was es Ihnen nützen soll?“ sagt er ausweichend, „auch bin ich noch nicht zu Ende mit meiner Rechtfertigung.“

„Eine Rechtfertigung, die so lang ist, wie die Ihre, taugt nicht viel. Ich glaube kaum, daß Sie mich überzeugen werden. Wo ist der Brief?“

Während Erich den Brief aus einer Schublade hervorsucht, steht Betty blutenden Herzens hinter ihm. Sie sieht im Geiste plötzlich das „hohe Haus“ und die

frische Rosel vor sich und ihre Knie wanken und ein Frösteln durchzieht ihre Glieder bei dem Gedanken an den furchtbaren Betrug, den man sich mit ihrem Herzen erlaubt hat.

Erich kehrt sich zu ihr.

„Sie sind hart gegen mich, weil Sie leiden. — Hier ist der Brief,“ sagt er traurig.

Betty sieht sein kummervolles Gesicht, sie kann eine solche Verstellungskunst nicht fassen, sie greift mechanisch nach dem Briefe, starrt hinein und kann nichts lesen, denn die Buchstaben tanzen vor ihren Augen. Allmählich aber werden sie wieder fest und Betty liest und liest, dreimal hinter einander liest sie den ganzen Brief.

„Geehrter Herr! Ein Sterbender naht Ihnen mit einem Bekenntniß, das seine letzten Stunden erleichtern soll. Felix Rottmann, der Forstgehilfe, ist nicht erschlagen worden, er ist verunglückt. Ich und ein Anderer haben ihn gefunden, noch athmend, aber bald seinen Geist aufgebend. Wir haben ihn seines Geldes beraubt und den Raub unter uns getheilt. Der Verdacht hat sich auf Männer gelenkt, die unschuldig sind. Fragen Sie, wo Herr Engelbert am Tage des Unglücks gewesen ist? Er und ich haben den Todten beraubt. Mir hat das Geld nichts genützt, ich bin elend geworden und sterbe einen jämmerlichen Tod. Ich habe den Muth nicht, meinen Namen zu nennen, weil nahe Verwandte von mir leben, denen ich die Schande ersparen möchte. Erfahren Sie meinen Namen, so schonen Sie ihn. Vergeben Sie mir, daß ich Ihnen schwere Stunden gemacht

habe. Gott wird mich richten. Glauben Sie mir, ein Sterbender lügt nicht."

Darunter waren drei Kreuze gemacht.

Betty starrt noch immer in den Brief; Erich beobachtet sie voll Liebe und Sorge und weiß nicht, was er von ihrer Haltung denken soll. Ist es Wuth, ist es Schreck, der sie so erstarren macht?

„Entschließen Sie sich, Fräulein Betty," sagt er sanft, „zerreißen Sie das abscheuliche Schriftstück, verbrennen wir's!"

Betty steht noch immer regungslos; dann schüttelt sie langsam den Kopf.

„Warum vernichten Sie es nicht?" fragt Erich erstaunt.

„Ich kann es nicht," antwortet sie verzweifelt mit leiser Stimme, „es brennt mir in den Fingern, dieses entsetzliche Papier, aber ich kann es nicht zerreißen! — Ist die Macht der Verleumdung so groß, so furchtbar groß, daß das Kind an seinem eigenen Vater zu zweifeln beginnt? Herr meines Lebens, hättest Du mich doch diese Stunde nicht erleben lassen. Der ganze schöne Bau Deiner Welt ist mir in Stücke gegangen!"

Thränenlos starrt sie in's Ungewisse, ihre Augen glühen, aber kein erlösender Tropfen lindert ihre Qualen.

„Um Gotteswillen, Fräulein!" ruft Erich aus, ihr den Brief entreißend, „welche Muthlosigkeit übermannt Sie?"

Betty schrickt zusammen.

„Nein; was wollen Sie?" fragt sie, sich aufrichtend, „ich bin nicht muthlos. Und wenn hundert Zeugen

hier vor mir ständen und schwüren: mein Vater sei schuldig, ich glaubte es doch nicht! Aber nun hab' ich erfahren, welches Gift die Verleumdung ist; jetzt beurtheile ich auch Sie milder, die Sie meinen Vater kaum kennen konnten; jetzt stimme ich mit Ihnen überein, daß man dem Schreiber dieser Zeilen unter allen Umständen auf die Spur kommen muß. Also weiter. Reden Sie. Was ist bis jetzt geschehen? Ich habe keinen anderen Gedanken mehr, ich weiß nicht, aus welchen Motiven heraus Sie mir gegenüber handeln, ich weiß nur das Eine: es darf nichts versäumt werden, um die Wahrheit an's Licht zu fördern!"

Erschöpft setzt sie sich wieder hin.

„Das war und ist auch mein Bestreben!" nimmt Erich wieder das Wort, „ich habe, seitdem ich hier bin, alle Menschen, die zu jener Zeit hier wohnten und noch leben — ohne daß sie bemerken konnten, was ich bezweckt, ausgehorcht und ausgeforscht; ich habe von Allen, die in Betracht kommen konnten, die Handschrift studirt, die Kirchenbücher nach den Todestagen der Männer durchstöbert, um Anhalte zu finden, ich habe die Acten des ganzen Processes wieder vorgeholt, die ich durch Vermittelung des Justizraths Fröhlich einsehen konnte; nichts, nichts war zu entdecken, was auf den Urheber jener Zeilen hätte zurückführen können. Aber auch nirgends fand ich unter den Menschen hier die leiseste Spur von Verdacht gegen Ihren Herrn Vater. Das mußte mich allmählich beruhigen. — Ich weiß nicht, ob Ihnen bekannt ist, daß

man gegen zwei Verdächtige lange die Untersuchung geführt hat?"

Betty schüttelt den Kopf.

„Gegen meinen jetzigen Schreiber Jahn und den Hegemeister Steffens. Sie beide sollten damals in der Nähe der Unglücksstätte gesehen worden sein. Auch andere Momente sprachen gegen sie. Man mußte jedoch die Untersuchung gegen sie einstellen, weil sie in so überzeugender Weise — namentlich durch das eidliche Zeugniß des alten Herrn von Gosau — ihr Alibi nachwiesen, daß jeder Verdacht gegen sie ausgeschlossen wurde. Jahn war meinem Vater sehr treu und genoß stets sein vollstes Vertrauen, wie auch jetzt das meinige. Verdächtiger ist mir, das muß ich gestehen, auch bis auf den heutigen Tag, noch der alte Hegemeister —"

Betty, die bisher unverwandt vor sich hingesehen, wird bei diesen Worten aufmerksamer und richtet ihre Augen streng auf Erich.

„Ihn habe ich wohl," fährt dieser ruhig fort, „am öftesten ausgeforscht, und Alles, was er sagte, war so unbestimmt, so sich widersprechend, und sein Wesen verrieth bei diesem Gegenstande so viel Unruhe, daß ich immer noch hoffe, dort vielleicht das letzte, erlösende Wort zu vernehmen."

Bettys Spannung ist auf's Höchste gestiegen.

„Sie waren fast täglich im hohen Hause?" fragt sie fast athemlos.

„Fast täglich," erwidert Erich arglos, „und ich konnte

es um so unauffälliger, als man glaubte, ich mache der Jungfer Rosel den Hof —"

Ein unbeschreibliches Gefühl von Wonne und wehmüthigem Glück bemächtigt sich Bettys bei diesen Worten, sie sinkt in den Sessel zurück, sie schluchzt heftig, es entringt sich ihrer Brust ein Schrei und ein befreiender Strom von Thränen bricht unaufhaltsam aus ihren Augen.

Also er hat nicht gelogen, hat ihr keine Gefühle vorgeheuchelt, sein ganzes Thun und Treiben war den edelsten Beweggründen entsprossen, und sie, sie hatte ihn in so schmählichem Verdacht haben können! Mußte sie nun schon zum zweiten Male heut erfahren, wie schnell das Gift der Verleumdung wirkt! Sie ist so glücklich in diesem Augenblick, daß sie für kurze Zeit ganz vergißt, was sie eigentlich hierher geführt hat. Sie möchte dem geliebten Mann um den Hals fallen, ihn mit tausend Küssen bedecken und ihn um Verzeihung bitten für die bodenlose Härte, mit der sie ihn behandelt hat.

Aber gerade die Unausführbarkeit dieses Wunsches bringt sie auch auf den eigentlichen Zweck ihres Hierseins zurück.

Wie verbittert wird ihr die Freude. Und doch bricht diese immer wieder, wie die Sonne durch trübes Gewölk, siegreich hervor.

Erich steht vor ihr und ahnt nichts von dem, was in Betty vorgeht. Er sieht sie nur weinen und neue Angst beschleicht sein gequältes Herz.

„Was ist Ihnen, Fräulein Betty?" fragt er besorgt.

„Nichts, nichts," winkt sie mit ihrem Taschentuche und flüstert dann noch immer unter Thränen: „Ich bin nur so — verwirrt — von Allem — — was sagten Sie zuletzt? Ich verstand Sie nicht recht."

Sie hat ihn sehr wohl verstanden, aber sie will es noch einmal hören, was ihr Herz so selig macht.

„Ich sagte," wiederholt Erich einfach, „ich mußte den Schein aufrecht erhalten, als interessire ich mich für die Rosel, obwohl diese längst im Stillen mit Konrad einig ist, zum großen Aerger des alten Jahn, dem es die Rosel ebenfalls angethan hat."

Ein Lächeln schimmert durch Bettys Thränen.

„Ja — ja — ach Gott — und was sagt denn Konrad zu Ihren vielen Besuchen?" Sie verbleibt gar zu gern bei diesem Thema, zur Verwunderung Erichs.

„Er weiß ja," sagt er, „daß ich nur mit dem Alten über ein Geheimniß verhandle — wenn er auch keine Ahnung hat, was es betrifft."

„Und Rosel? Was denkt *sie* über die Sache?"

„Die denkt gar nicht, sie glaubt ihrem Konrad auf's Wort, daß es sich um eine Jagdangelegenheit handelt, von der sie nichts versteht."

Betty sieht ihn dankbar an und sie bewegt die Lippen, als wollte sie ihm Abbitte leisten.

„Was sagen Sie, gnädiges Fräulein?" fragt Erich, überrascht durch den freundlichen Ausdruck in ihrem Gesichte.

„Ich überlegte eben," antwortet sie, die Thränen trocknend, „wie es wäre, wenn ich einmal — — mit Ihnen zusammen dem Alten in's Gewissen redete?"

Erich glaubt, sich verhört zu haben, mit weitgeöffneten Augen starrt er Betty fragend an, diese aber nickt ihm bestätigend zu.

„Betty!“ ruft er aus, „welch' sonniger Gedanke!“

Er läßt sich zu ihr auf's Knie nieder und sagt, ihr voll Innigkeit in's Auge schauend:

„Ich sehe, Sie finden allmählich den Weg zu mir zurück, Sie glauben an meine Aufrichtigkeit?“

„Ich möchte daran glauben,“ erwidert sie, sich ganz ihrem Glücke hingebend, „obwohl mir noch nicht ganz klar ist, weshalb Sie so lange gezögert haben, zu uns zu kommen; wir hätten vielleicht die Wahrheit längst gefunden!“

„Sie vergessen,“ sagt Erich lächelnd, „— Herrn Ferdinand von Gosau!“

Betty hat es nicht vergessen, aber auch dies Geständniß wollte sie noch einmal aus seinem Munde hören.

„Ach!“ sagt sie erröthend — „doch davon dürfen wir jetzt nicht reden, unsere Aufgabe ist zu ernst.“

„Ja,“ ruft Erich begeistert aus bei dem Gedanken, daß ihn mit Betty eine gemeinsame Aufgabe verbindet — „jetzt soll uns beide nur ein Gedanke erfüllen: Licht zu schaffen in dieser finsteren Angelegenheit.“

Betty reicht ihm die Hand und sagt aufstehend:

„Ich danke Ihnen, Erich, für dieses Wort.“ Sie betont dabei seinen Vornamen.

„Und ich danke Ihnen für diesen Dank,“ erwidert Erich und küßt ihr leidenschaftlich die Hand; „gemeinsam soll uns Alles glücken!“

Eben will Betty einen Vorschlag machen, wann sie am besten den alten Hegemeister aufsuchen, da stürmt, ohne anzuklopfen, Konrad herein. Sobald er der beiden ansichtig wird, fährt er zurück und will das Zimmer wieder verlassen.

„Ich bitte um Entschuldigung, ich vermuthete Niemand in der Kanzlei,“ sagt er, wobei er eine heftige Erregung nicht zu verbergen vermag.

„Was fehlt Ihnen, Konrad?“ fragt Erich, „Sie haben sich geärgert?“

„Ja, ich habe mich geärgert: ich wollt' es Ihnen auch mittheilen, Herr Forstassessor; aber,“ fügt er mit einem Blick auf Betty hinzu, „es hat ja Zeit, ich werde wiederkommen.“

„Nein, Konrad, bleiben Sie! Handelt sich's um das hohe Haus?“

„Jawohl, Herr Forstassessor.“

„Dann reden Sie nur frei und offen, das gnädige Fräulein ist in Alles eingeweiht.“

Konrad tritt näher und macht eine tiefe Verbeugung.

„Ich bekam vor einer halben Stunde von Rosel einen Brief,“ sagt er, „in dem sie mir mittheilt, — aber es ist vielleicht besser, wenn ihn der Herr Assessor selbst liest, — hier ist der Brief!“

„Darf ich laut lesen?“ fragt Erich, den Brief nehmend.

„Jawohl, das gnädige Fräulein wissen ja Alles.“

Erich liest: „Lieber Schatz, wir haben eine schreckliche Nacht verbracht. Der Sturm heulte um unser Haus

wie noch nie. Mein Großvater hat die ganze Nacht phantasirt. Er schrie immerfort nach dem Herrn Assessor, er wollte ihm Alles sagen, er glaubte, sein letztes Stündlein sei gekommen. Wenn der Sturm nicht so getost hätte und ich den Großvater nicht hätte allein lassen müssen, wäre ich gewiß zu Euch hinabgekommen. Jetzt ist er wieder ganz ruhig und will nichts von seinen Phantasien wissen, ja er schilt mich, wenn ich davon spreche. Aber soeben hat der alte Jahn wieder hergeschickt, er wolle uns besuchen. Kannst Du ihm nicht zuvorkommen? Seine Anträge sind mir schrecklich und der Großvater ist ihm leider so zugethan, daß ich immer für unser Glück fürchte. Sage Alles dem Herrn Assessor, vielleicht kann er uns helfen. — Wie mir neulich auffiel, verstehst Du den Wachtelschlag vortrefflich nachzumachen. Kündige Dich nur heute damit an, damit ich die nöthige Vorsicht gebrauche. Deine ewig treue Rosel."

„Der Brief ist sehr wichtig", sagt Erich mit bedeutsamen Blick auf Betty, —" ich danke Ihnen, Konrad — er bestätigt nur meine Vermuthungen", setzt er leiser zu Betty gewandt, hinzu.

„Können wir nicht sofort hin?" fragt sie unternehmungslustig.

„Hören wir erst, was Konrad noch auf dem Herzen hat," erwidert Erich, sich an diesen wendend, „warum sind Sie nicht hinaufgegangen?"

„Ich war im Begriff hinaufzugehen, da treffe ich den Schreiber Jahn —"

„Ich denke, der ist in der Kirche?"

„Er hatte wohl ein Gesangbuch unter dem Arm, aber er kroch auf die Berge," sagt Konrad zähneknirschend.

„Ei, ei, Herr Jahn, treibt man's so? Den Alten hat die Liebe wirklich närrisch gemacht," bemerkt Erich lachend zu Betty.

„Ja, und da theilte er mir mit, ich solle nur sofort umkehren und mich in die Kanzlei begeben, der Herr Assessor wolle mich in die Stadt schicken."

„Das ist schon weniger verzeihlich," sagt Erich ernst, „kein Wort habe ich davon gesagt. Den Alten macht die Liebe nicht blos zum Narren, sondern sogar zum Lügner."

„Dacht' ich's doch!" ruft Konrad wüthend aus, „nun ist er mir wieder zuvorgekommen; denn wenn der da ist, läßt mich der alte Hegemeister nicht hinein."

„Da soll schon Rath geschafft werden," beruhigt ihn Erich. „Hören Sie, Konrad, wir wollen uns gegenseitig helfen. — Darf ich einen Vorschlag machen, gnädiges Fräulein?" fragt er Betty.

„Bitte sehr, Herr Forstassessor."

„Für heute Nachmittag ist eine gemeinsame Partie verabredet. Wir müssen beim „hohen Hause" vorbei. Bei dieser Gelegenheit können wir unauffällig etwas zurückbleiben. Herr von Gosau wird die Uebrigen schon unterhalten. Sie, Konrad, sorgen mir dafür, daß um 3 Uhr der alte Hegemeister ganz allein zu sprechen ist! Verstanden?"

„Ja — aber —"

„Da ist kein „aber“, lieber Freund; haben Sie Rosel wirklich lieb, so giebt es für Sie keine Hindernisse in der Welt —“ (Bei diesen Worten trifft ihn ein beseligender Blick Bettys.) „Also“ fährt er fort, „machen Sie's, wie Sie wollen, Sie stehen mir dafür, daß der Alte um 3 Uhr allein zu haben ist. Jeder Andere ist uns dort im Wege. Wie Sie Jahn auf die Seite bringen, ist mir gleichgültig, und um die Rosel bin ich nicht besorgt, die wird Ihren Spuren schon folgen.“

„Gut, gut,“ sagt Konrad ermuthigt; „wenn nur der Herr Assessor dann die Güte haben möchten, für mich ein gutes Wort einzulegen.“

„Darauf können Sie sich verlassen, die Sache mit Ihnen wird in's Gleiche gebracht.“

„Dann verpflichte ich mich zu Allem,“ verspricht Konrad zuversichtlich.

„Und Sie, mein gnädiges Fräulein, sind Sie einverstanden?“ wendet sich Erich fragend an Betty.

„Vollkommen,“ erwidert sie, sich zum Gehen anschickend, „jetzt lassen Sie mich eilen, damit ich Lorenzchen beruhige und sie verhindere, weiteren Schaden anzurichten.“ — — —

Aber leider kommt dieser Entschluß zu spät. Man hatte Bettys Verschwinden bemerkt, war unruhig geworden, in Fräulein Lorenz gedrungen, ob sie nicht wisse, wohin ihr Schützling gegangen sei, und da diese wiederum soviel Zeichen von Angst und Sorge zu erkennen gab daß man das Schlimmste befürchtete, so blieb ihr bei immer dringlicheren Fragen am Ende nichts übrig, als

Alles zu gestehen und in Gegenwart Engelberts, seiner Frau und des Herrn von Gosau die Mittheilungen der alten Klose bis in's Kleinste zu wiederholen.

Die Wirkung dieser Mittheilung war schrecklich.

Engelbert, bei aller tiefen Herzensgüte ein Mann von leicht aufflammendem Zorn und trotz seiner Jahre von jugendlich stürmischen Gefühlen, wurde abwechselnd todtenblaß und feuerroth, rannte wie ein verwundetes Raubthier, das nicht gleich weiß, wohin es sich bergen soll, unschlüssig im Zimmer umher, stöhnend und ächzend, als schleppe er eine centnerschwere Last, während Frau Mathilde mit sorgenvoller Miene an ihm hing und nur zu genau wußte, daß in diesem Augenblick jedes Wort des Trostes und der Ermahnung zur Ruhe Oel in's Feuer gießen bedeutete.

Fräulein Lorenz liegt vollkommen vernichtet, zusammengekauert, in einer Ecke des Zimmers, während Herr von Gosau so starke Herzbeklemmungen empfindet, daß er keines Wortes mächtig ist. Er legt nur sanft seine Hand auf Engelberts Schulter und versucht, ihn tröstend anzublicken.

„Herr, was wollen Sie?" schreit ihn Engelbert an, „nehmen Sie sich in Acht, Sie könnten es mit einem Mörder zu thun haben!"

Und als Gosau, den Kopf schüttelnd, ein Wort der Beruhigung erwidern will, läßt er ihn nicht ausreden, sondern schreit: „Ei, Sie schwingen sich schon auf, mich zu vertheidigen! Danke, danke ergebenst, das will ich noch selbst besorgen! — Aber zunächst gilt es, meine Tochter

zu retten!" setzt er wuthschnaubend hinzu, greift nach seinem Hute, der an der Wand hängt, und stürmt hinaus.

Gosau wirft nur einen Blick auf Frau Mathilde, den diese bedeutungsvoll erwidert, versteht sie sofort und eilt Engelbert nach.

Er holt ihn ein und mit Anwendung aller seiner Kräfte macht er es möglich, neben ihm zu bleiben.

Wer die Beiden so durch den Wald dahineilen sah, den großen starken Mann und daneben die zarte Gestalt Gosaus, ohne zu wissen, von welchen Gefühlen sie durchtobt wurden, mußte gewiß lachen, denn sie schienen ein scherzhaftes Wettlaufen veranstaltet zu haben.

Dabei ließ Gosau, ungeachtet der heftigsten Erwiderungen von Seiten Engelberts, nicht nach, fort und fort ihn zur Ruhe zu ermahnen, ihm vorzustellen, daß er es hier nur mit dem Gewäsch eines alten Weibes zu thun habe, daß er, Gosau, die edle Gesinnung Erichs kenne und daß Engelbert sich hüten möge, durch seine Heftigkeit Alles zu verderben.

Engelbert verbat sich, daß Andere sich in seine Angelegenheiten mischten; er wisse schon selbst, was er zu thun habe und schließlich werde das Gericht zu entscheiden haben, ob man mit der Ehre eines Mannes in dieser leichtsinnigen, ja brutalen Weise ungestraft verfahren dürfe.

Sie waren noch in heftigem, lautem Wortwechsel begriffen, als sie schon vor der Oberförsterei standen und Betty eben im Begriff war, dieselbe zu verlassen.

Nichts Gutes ahnend, kehrt Betty in die Kanzlei zurück und fragt:

„Was ist das für Lärm?"

Erich und Konrad eilen an's Fenster und berichten kurz, was sie sehen.

„Um Gottes willen — welche Ahnung!" ruft Betty erbleichend aus.

„Sie meinen, Fräulein Lorenz könnte —?"

Betty nickt stumm mit dem Kopfe.

„Lassen Sie uns allein, Konrad," sagt Erich entschlossen und Konrad zieht sich schleunigst so weit zurück, daß es ihm in keinem Falle möglich ist, auch nur das Geringste von dem zu vernehmen, was etwa in der Kanzlei verhandelt werden könnte.

Erhitzt und durch die Ermahnungen Gosau's nur noch aufgebrachter tritt Engelbert ein, der treue Freund folgt ihm auf dem Fuße, noch immer bemüht, den Wüthenden zurückzuhalten.

„Lassen Sie mich — kein Mensch soll mich hindern —" sagt Engelbert, sich von Gosau losreißend.

„Aber bedenken Sie doch —"

„Ich habe bedacht! — Wo ist meine Tochter? — Betty! Du noch hier?"

Betty eilt auf den Vater zu und will ihn umarmen.

„Vater, laß Dir erklären —" beginnt sie, und auch Erich ist herangetreten und sagt zu gleicher Zeit:

„Herr Engelbert, gestatten Sie mir ein Wort —"

Beide aber unterbricht Engelbert rauh und zurückweisend:

„Es bedarf keines Wortes, ich sehe Alles!“

„Vater, willst Du uns denn nicht anhören?“ wagt Betty noch einmal das Wort zu nehmen. Engelbert aber schaut sie höhnisch an und sagt:

„Uns?! Das sagt mir genug! — Ich frage Dich, beruhen die von Fräulein Lorenz berichteten Thatsachen auf Wahrheit? Hast Du vielleicht den anonymen Brief gelesen? Antworte mir!“

„Ja, Vater“, sagt Betty, ohne zu zagen.

„Du hast ihn sogar gelesen! Und enthielt er die von Fräulein Lorenz mitgetheilte Anschuldigung?“

Anstatt Betty's wagt Erich zu erwidern:

„Gestatten Sie mir nur, Herr Engelbert —“

„Ich spreche nicht zu Ihnen, nur zu meiner Tochter!“ unterbricht ihn Engelbert streng und wendet sich wieder zu Betty: „Antworte mir!“

„Ja,“ erwidert Betty mit wunderbarer Ruhe, „er enthielt die Anschuldigung.“

„Und Du vermagst noch eine Secunde in diesem Hause zu bleiben? So weit hat er Dich schon gebracht?“

Betty schweigt und sieht den Vater ruhig und kalt an.

„Sie sind im Unrecht!“ sagt nun Erich ebenfalls heftig.

„Das wird sich finden!“ erwidert Engelbert höhnisch und fährt dann in gebieterischem Tone fort: „ich untersage Ihnen ein für alle Mal, je wieder die Schwelle meines Hauses zu übertreten! Was wir sonst noch mit einander zu verhandeln haben, werden Sie durch meinen Rechtsanwalt hören!“

Gosau steht dicht bei ihm und flüstert ihm flehend in's Ohr: „Nur eine Ueberlegung in Ruhe!"

„Ich denke, ich bin über die Maßen ruhig!" schreit Engelbert und ergreift Betty's Hand. „Du gehst mit mir!"

Betty erwidert nichts. Sie richtet auf Erich einen ernsten, sicheren und hoffnungsvollen Blick, der eben so erwidert wird und verläßt mit dem Vater die Kanzlei.

Gosau will ihnen nach, wird aber von Engelbert zurückgewiesen; er kehrt zu Erich zurück, um diesen zu trösten, mit ihm zu berathschlagen, findet aber auch hier kein Gehör, so daß er endlich im Hofe der Oberförsterei rathlos stehen bleibt und verzweifelt in die Worte ausbricht:

„Da hat der Teufel wieder einmal seinen Gifttropfen in die Schale des Glücks geträufelt!"

X.

Frau Mathilde und Fräulein Lorenz sitzen noch immer allein und harren vergeblich auf die Rückkehr Engelberts und Betty's.

Sie sind in begreiflicher Aufregung und namentlich Fräulein Lorenz kann ihre Fassung immer noch nicht wiederfinden, trotzdem Frau Mathilde in ihrer sanften Art sie zu trösten bemüht ist.

„Grollen Sie mir denn auch wirklich nicht, Frau Engelbert?" fragt das Fräulein nach einer langen Pause des Schweigens zum dritten Male. Sie sitzt zu Füßen der Frau Mathilde und schaut mit ihren verweinten Augen zu ihr auf. „Ach, wenn ich geahnt hätte, was ich anrichten würde! Aber Betty blieb so lange aus, Herr Engelbert drang so entschieden in mich, zu sagen, wo sie sei und was mir fehle, daß ich mich nicht länger halten konnte. Vergebung, noch einmal Vergebung!"

„Beruhigen Sie sich, liebes Fräulein," antwortete Frau Mathilde und streichelte ihr die Haare, „wer weiß,

wozu es gut ist, sagen wir hier in Schlesien. Früher oder später hätte die alte Klose doch geschwatzt und dann wäre die Wirkung vielleicht noch schlimmer gewesen. Die Verleumdung ist zu plump, als daß sie nicht leicht niedergeschlagen werden könnte."

„Sie wissen Alles zum Besten zu kehren," erwidert Fräulein Lorenz einigermaßen getröstet und küßt Frau Mathilde die Hand.

Da hört man Tritte im Nebenzimmer.

„Endlich kommt Jemand," sagt Frau Mathilde, sich erhebend, „hoffentlich hören wir, daß Alles besser geworden ist, als wir befürchteten."

Herr von Gosau tritt ein.

„Das haben Sie gut gemacht, Fräulein Lorenz," sagt er athemlos, „Alle sind außer Rand und Band."

Er sinkt erschöpft auf einen Stuhl nieder und trocknet sich den Schweiß von der Stirn. Trotzdem er sehr schnell gegangen ist, bedeckt eine fahle Blässe sein Gesicht. Fräulein Lorenz bricht von Neuem in Thränen aus.

„Schelten Sie mir Fräulein Lorenz nicht," bittet Frau Mathilde und macht Herrn von Gosau heimlich Zeichen, die so viel bedeuten, daß die arme Seele schon genug leidet. „Wer ist denn außer Rand und Band?"

„Ihr Gemahl, Ihre Tochter, der Forstassessor, ich selbst — was weiß ich, wer sonst noch!"

Ermattet läßt er seinen Kopf auf die Brust sinken.

„Und wo sind sie?" fragt Frau Mathilde ungeduldig.

Gosau seufzt tief.

„Betty ist ihrer Gewohnheit gemäß, wenn sie seelisch

erregt ist, in die Berge hinaufklettert; sie wollte sich weder von ihrem Vater noch von mir sprechen lassen. Ich bin ihr nachgeeilt, mußte aber die Verfolgung aufgeben; wie ein Reh huschte sie mir davon. Ihr Herr Gemahl sucht aber im ganzen Dorfe unten nach dem Justizrath Fröhlich, der hier sein soll, um einige Testamente bei Bauern aufzunehmen. Der Forstassessor hat die Büchse umgehängt und ist in den Wald gerannt und ich — ich habe mir von allen dreien die größten Grobheiten sagen lassen müssen."

„Aber warum denn?"

„Weil ich zur Vernunft geredet habe."

„Und wie ist es mit dem Briefe? Ist ein solcher wirklich vorhanden?"

„Freilich ist er vorhanden; Betty hat ihn selbst gelesen. Es ist Alles so, wie die alte Klose gesagt hat, bis auf —"

Frau Mathilde winkt Gosau heftig zu, er solle schweigen, denn unbemerkt ist Engelbert eingetreten, hat die letzten Worte gehört und steht nun, finster dreinblickend, an der Thür.

„Gieb Dir keine Mühe, Mathilde, Herrn von Gosau zum Schweigen zu bringen," beginnt er mit dumpfer Resingnation, „ich habe es gehört. Ich sehe, Ihr seid in guter Arbeit. — Ja, es ist Alles so, wie die alte Klose gesagt hat!" Und plötzlich heftig werdend, sagt er, auf Gosau, Fräulein Lorenz und Mathilde nach einander mit dem Finger deutend: „und Sie, und Sie, und Du, ihr glaubt es auch, wie ich eben gehört!"

„Aber Engelbert!“ sagt Frau Mathilde vorwurfsvoll und schließt ihn in ihre Arme, während Gosau mit zwar ruhiger, aber an ihm selten wahrzunehmender Festigkeit sich zu den Worten hinreißen läßt:

„Ich muß mir solche Beleidigungen verbitten, Herr Engelbert!“

Fräulein Lorenz macht nur stumme, abwehrende Bewegungen.

„Tobe Dich nur aus, Alterchen, ich sehe, vorläufig bist Du noch nicht zu sprechen!“ fährt Frau Mathilde fort, ihm freundlich in's Antlitz schauend.

„So etwas sollte man von einem alten Freunde des Hauses nicht sagen!“ bemerkt Gosau, ebenfalls zu ihm herantretend.

„So? Nach den Erfahrungen, die ich gemacht habe?“ erwidert Engelbrecht etwas ruhiger. „Hat nicht der alte Keller, mein intimster Freund, den Verdacht mit sich viele Jahre herumgeschleppt? Denn was seine Frau geglaubt hat, das hat er auch geglaubt! — Ist es nicht, um den Verstand zu verlieren, daß ich so etwas noch an Grabes Rande erleben muß? — Und sein Sohn? — Nun, ich dächte, das wäre doch klar wie der Tag, wie der über die Sache denkt. Acht Wochen lang hat er das jede Stunde gezeigt und wenn ihm nicht zufällig unsere Betty begegnet wäre, — — da ist sie ja,“ unterbricht er sich, auf die eintretende Betty, der die Mutter eilig entgegengeht, deutend, — „wenn ihm nicht zufällig unsere Betty begegnet wäre, wiederhole ich, wer weiß, was wir von ihm noch erlebt hätten!“

„Darin irrst Du, Vater," erwidert Betty schnell, sich von Mathilden und Fräulein Lorenz losmachend.

„So? Du weißt schon, von wem die Rede ist? Wo warst Du denn so lange?"

„Ich habe mir oben bei den alten Tannen Ruhe geholt. Alles hab' ich noch einmal klar vor mein geistiges Auge gestellt und —"

„Und zu welchem Resultat bist Du gelangt?" fragt Engelbert gespannt.

„Daß Erich Keller gehandelt hat wie jeder Ehrenmann an seiner Stelle! Wolltest Du uns nur ruhig anhören —"

„Dacht' ich's doch!" ruft Engelbert bitter aus, „ich kenne meine stolze Tochter nicht wieder. Wenn Dir der junge Herr nicht den Kopf verdreht hätte, dächtest Du anders über den Punkt!"

Betty zuckt zusammen, will reden, schweigt aber, da ihre Mutter sie bittend ansieht.

„Engelbert!" sagt Frau Mathilde nur sanft verweisend.

„Sie vergessen, Herr Engelbert, zu wem Sie sprechen," sagt Gosau aufgebracht; er leidet ebenso wie Betty.

„Sagen Sie mir das?" fährt Engelbert auf, „Herr ich bin hier in meinem eigenen Hause und in meiner eigenen Familie, das scheinen Sie zu vergessen!"

„Nein, denn ich rechne mich selbst zu Ihrem Hause und zu Ihrer Familie, — das sehen Sie aus der Ruhe, mit der ich Ihre Launen ertrage!"

„Launen! Launen nennen Sie das!“ ruft Engelbert schmerzlich bewegt aus, „wenn einem das Herz brechen möchte über solche Schurkerei! Soll man noch an Liebe und Treue in der Welt glauben! Zwanzig Jahre hat man zusammengelebt, wie Zwillingsgeschwister, es gab kein Fleckchen in dem Herzen des Einen, das dem Andern nicht so bekannt war, wie ihm selbst, — — und plötzlich die Erkältung! Man sagt zwar, die höchste und zarteste Freundschaft werde durch die Falte eines Rosenblattes schon verletzt, — aber selbst eine solche Falte konnte ich die Jahre hindurch nicht ergrübeln, bis mir jetzt mit einem Male eine so entsetzliche Fackel aufgesteckt wird. Wenn das möglich ist, dann ist auch noch Schlimmeres möglich —“ Er sieht sich in fürchterlicher Herzensqual mißtrauisch unter den Anwesenden um und fährt dann gepreßt fort; „ich sehe es Euch an, — wehrt Euch nicht dagegen, mir's zu gestehen, Ihr selbst — Ihr Alle — Ihr haltet mich für schuldig!“

Mit den Händen sein Gesicht bedeckend, sinkt der starke Mann gebrochen auf einem Stuhle nieder. Alle eilen herzu, ihn zu besänftigen.

„Alterchen, Du bist außer Dir! Was machst Du Dir für abscheuliche Gedanken!“ sagt Frau Mathilde, ihre tiefe Rührung verbergend.

„Ich mache sie mir nicht, sie kommen ungerufen,“ erwidert er, die Hände vom Gesicht entfernend, „und gebt Acht, sie werden auch zu Euch kommen, wenn sie noch nicht da sind. Meine eigene Tochter ist in einer

halben Stunde, die sie mit dem jungen Keller gesprochen, anderer Meinung geworden."

„Vater, ich bitte Dich, höre auf!" fleht Betty.

„Engelbert, wohin verirrst Du Dich," ermahnt Frau Mathilde.

„Zweifelhaft seid Ihr doch geworden, und der Zweifel frißt weiter, das sollt Ihr sehen."

„Darauf weiß ich nichts mehr zu erwidern," sagt Gosau traurig und wendet sich ab.

„Nein, darauf ist nichts zu erwidern", sagt Engelbert lebhaft, „das spricht für sich selbst. Wie ein Lauffeuer hat sich die ganze Geschichte im Dorfe verbreitet, weiß Gott, durch wen? Ihr hättet sie nur sehen sollen die unsicheren Blicke meiner guten Freunde, die gestern noch so stramm mir in's Gesicht schauten. O, das menschliche Herz ist weicher wie Wachs, wenn es sich um die Verleumdung des lieben Nächsten handelt. Und unser Freund Keller, was wettet Ihr, daß er jetzt für Saiten aufziehen wird? Nachdem ich ihm mein Haus verboten habe? — Da ich ihm die Kammer zu seinem Schatz verriegelt, wird er nach meinem Fenster mit Steinen werfen!"

„Das ist zu arg! Das darf ich mir nicht gefallen lassen!" braust nun Betty, trotz der Ermahnungen Mathildens auf; „höre, Vater, ich liebe den Mann, ich liebe ihn von ganzem Herzen, und ich will sofort mein Leben für die Reinheit seiner Absichten auf's Spiel setzen. Und doch habe ich geschworen, kein Wort von Liebe mit ihm zu sprechen, so lange die Sache unaufgeklärt bleibt;

geschworen, ihm niemals meine Hand zu reichen, so lange Dein Segen mir versagt ist; aber dulden will ich es von Niemand, auch von Dir nicht, daß man schlecht von Erich Keller in meiner Gegenwart spreche!"

„Gut, gut, meine Tochter," erwidert Engelbert, sich zur Ruhe zwingend, „ich will Dich nicht verletzen, aber wartet nur ab, ob er die Probe bestehen wird!"

Um das Gespräch abzubrechen, wendet sich Frau Mathilde wieder zu Engelbert und sagt in leichtem Tone:

„Dein Gesicht glüht so, Alterchen; willst Du Dich nicht ein wenig zurückziehen, Dir Ruhe gönnen?"

„Ruhe? Weshalb Ruhe?" erwidert er aufstehend, „ich erwarte jeden Augenblick den Justizrath Fröhlich. Ich beantrage die Wiederaufnahme des Verfahrens, oder ich werde eine Verleumdungsklage anstrengen, oder was mir sonst mein Rechtsbeistand rathen wird."

„Lieber Mann — das solltest Du doch unterlassen," sagt Mathilde sanft.

„Sie wollen von Neuem sich all' der Aufregung aussetzen?" fragt Gosau.

Engelbert sieht sie erstaunt mit großen Augen an.

„Wie?" fragt er gedehnt, „das sollt' ich unterlassen? Das könnt Ihr mir rathen? Das hieße ja zugeben, daß ich schuldig bin, das zeigt mir ja am besten, wie auch Ihr über die Sache denkt. — — O, es ist schon weit gekommen. — — Aber nein, nein, Niemand soll mich abhalten!" ruft er erregt aus, während er mit großen Schritten das Zimmer mißt.

Eine dumpfe Stille tritt ein. Mathilde und Gosau

geben vorläufig jeden weiteren Versuch, ihn zu beruhigen, auf. Da wird an die Thür gepocht.

„Das wird der Justizrath sein!“ ruft Engelbert aufathmend aus, „sofort an’s Werk! — Herein!“

Aber nicht der Justizrath Fröhlich, sondern ein Wesen tritt herein, das Niemand in diesem Augenblick erwartet hätte und das, wie Alle meinen, zu einer ungeeigneteren Zeit sich nicht hätte blicken lassen können.

Im bäuerlichen Sonntagsstaat, einen großen rothen Regenschirm in der Hand, erscheint Frau Klose.

„Gut Mittag, meine Herrschaften,“ sagt sie knixend und kommt näher heran.

„Die hatte noch gefehlt!“ flüstert Gosau verzweifelt, während alle Anderen sich in verlegenes Schweigen hüllen und den Gruß kaum erwidern.

„Stör’ ich vielleicht? Da komm’ ich a andres Mal wieder, wenn mer’sch auch das Herz abdruckt, was ich zu sagen hab!“

„Liebe Frau, Sie sollten wirklich ein ander Mal,“ beeilt sich Gosau ihr zu sagen, Engelbert aber fällt ihm in’s Wort:

„Nein, nein! Bleiben Sie und reden Sie! — O, Ihr sollt sehen, wie sich meine Prophezeiungen hier schon bestätigen werden! — Reden Sie, Frau Klose, was haben Sie Neues über den Raubmörder Engelbert gehört?“

„Wie könn’ Se ok so reden!“ sagt die Alte treuherzig und sieht ihn mit zur Seite geneigtem Kopfe wehmüthig an. „Lieber Herr, ne, ne, ne, — was ich zu

sagen hab', das geht aus 'ner ganz andern Tonart, gar sehr piano." Sie kneift die Augen zusammen. „Der Mensch is' halt a schwaches Geschöpf und merschtentheils wir alten Weiber bederfen ganz besondersch der Nachsicht. — Nu säh'n Se, wie ich da hinte in der Kirche sitze, prädigt der Herr Pastor zufällig über das Wort: Du sollst nicht falsch Zeugniß reden wider Deinen Nächsten! Und da wurde mer immer weecher zu Mutte, wenn ich an das denken that, was ich gestern der Fräul'n Lorenz erzählt hatte. Reenewegs butterweech is mer geworden. Jeses, Jeses, hob' ich mer gedacht, wenn das nu Alles doch erstunken und erlogen is! Und wie ich so ganz kleenmüttig nach Hause komm', treff ich auch unsern Herrn Assessor, und nu hätten Se mal hören sollen, wie der mer de Levitten gelesen hat. Jeses, Jeses, das wär' ich nie nich vergessen! Ob ich altes Weib denn ganz den Verstand verloren hätte, daß ich einen solchen niederträchtigen Verdacht uf unsern allverehrten Herrn Engelbert aussprechen könnte. Wer so was von ihm denken könnte, der müßte ja selber a elendiger Kerle sein. Und was das Schlimmste wär', ich hätt' durch mei' niederträchtiges Gewäsch ihm Alles verdurben. Er wär' schon auf dem besten Wege gewest, dem Verleumder auf die Spur zu kommen; nu hätt' ich geschwatzt und wer weiß, wer nich schon Alles von mir die Geschichte gehört hätte, sodaß sich der Schuldige wieder verbergen könnte. — — Nu, was das anbelangt, — geschwatzt hab' ich noch nich weiter, — ich weeß aber nich, ob nicht die Fräul'n Lorenz verleicht — —" (und dabei

machte die Alte ein so gutmüthig verschmitztes Gesicht, daß selbst über Engelberts Antlitz ein leichtes Lächeln flog) — „nu, nu, ich meen' ok so," fährt sie entschuldigend fort, „aber es hat mer keene Ruh' nich gelassen; ich bin beschämt wie a Kind in mei Kämmerle geschlichen und hab' den lieben Gott gebäten, er möcht' mer meine Schlechtigkeit nicht anrechnen. — Aber das war mer doch nich genug, es druckst mer immer noch so uf em Härzen, so hier in der Gegend, säh'n Se — ich mußte halt zu Ihnen und Se bitten, daß Se der alten Klose ihr loses Maul nich thäten übelnähmen. — Se können mer'sch wahr und wahrhaftig glooben, Herr Engelbert, seit der Herr Assessor mit mir geredt hat, is mer'sch wie Schuppen von de Augen gefallen. — — Es muß Ihnen ja freilich gewurmt haben, die Geschichte, Herr Engelbert, — aber Sie tragen's ja nich alleene! — Säh'n Se, ich ha' alle meine Leute uf'm Kirchhof — (sie trocknet mit der Schürze eine Thräne) — den Mann und sieben Kinder, — und wenn mer was Unangenähmes passirt — da muß ich's alleene uf mich nähmen — das is nich leichte. — Aber Sie" — (sie schüttelt Engelbert kräftig die Hand) — „Sie haben de liebe Frau Engelberten" — (nun reicht sie dieser die Hand) — „und de liebe Fräuln Betty und de Fräuln Lorenz, de gutte Seele" — (auch dieser die Hand reichend und sich dann wieder zu Engelbert wendend, setzt sie mit Bezug auf Fräulein Lorenz hinzu:) „Se meent's wahrhaftig nich schlecht mit Ihnen — und der Herr von Gosau ist ooch noch da, der da tragen hilft, soviel uf seinem Puckel grade Platz hat."

„Sie haben's getroffen, liebe Frau," sagt Gosau gerührt und reicht nun seinerseits der Alten die Hand.

„Und nu'" fährt diese fort, „nähmen Se's nich für ungutt und glooben Se mer: de Sunne brengt's doch an den Tag, wer Ihn den Schabernack gespielt hat — verleicht ehnder, als Se's denken. Man möcht' monchmal sprechen, s' wär nich möglich, was de Alles passirt. — Und nich wahr, uf meinen gutten, gutten Herrn sein Se nich mehr beese, gelt?"

Sie hält ihm wieder die Hand hin und Engelbert nimmt sie und behält sie in der seinen.

„Liebe Frau Klose —" sagt er und schweigt dann gerührt.

„Nu säh'n Se, so is recht. — Und nu adjes mitsammen! De alte Klose findt wieder ke' Ende, werden Se sprechen! — Adjes, adjes mitsammen; de Sunne brengt's doch an den Tag!"

Gosau eilt der Abgehenden nach und umarmt sie an der Thür.

„Adjes, mei Engelchen!" sagt sie zu ihm und verschwindet.

Engelbert aber reicht nach einander seiner Frau, seiner Tochter und Gosau die Hand und sagt weich:

„Die Alte hat mir die Haltung wiedergegeben. Verzeiht mir!"

XI.

An einer Berglehne hoch oben im Wald steht auf einer terrassenförmigen Lichtung, die mit saftigem Gras und bunten Blumen reich bedeckt ist, das „hohe Haus.“ Von rechts und links führen Gebirgspfade herauf, die sich dicht hinter dem Hause vereinigen und dann in einem Wege nach oben fortsetzen.

Hier haust seit vielen Jahren der pensionirte Hegemeister Steffens mit seiner Enkelin Rosel und zwei Mägden, die drei Kühe und einige Ziegen zu versorgen haben. Menschen und Vieh ruhen unter demselben Dache, nur durch eine leichte Lehmwand von einander getrennt.

Sonntägliche Stille breitet sich um das hohe Haus herum aus. Auf dem grünen Platze davor brütet die heiße Nachmittagssonne, Bienen und Waldschmetterlinge gaukeln von Blüthe zu Blüthe, ein betäubender Duft von blühendem Klee steigt zum wolkenlosen Himmel empor. Aus weiter Ferne ertönt der Schlag der Dorfuhr und verkündet die zweite Stunde.

Das Mittagessen ist längst vorüber, die Mägde sind unten im Dorf, und drinnen sitzen an dem bereits abgedeckten Tisch der alte Steffens und sein Freund Jahn beim Glase Wein.

Rosel ist am Fenster mit einer Handarbeit beschäftigt und blickt von Zeit zu Zeit unruhig hinaus.

Sie sieht Herrn von Gosau den Berg heraufklimmen. Langsam und öfter stehen bleibend kommt er den Fußpfad rechts gegangen. Er ist tief in Sinnen verloren und seine Seele ist trauriger denn je. Man hat seine Vermittelung wiederum von beiden Seiten, wenn auch höflich, so doch entschieden abgelehnt.

Der alte Engelbert hatte sich gleich nach dem Besuche der Frau Klose mit seiner Frau zu einer geheimen Besprechung zurückgezogen, Betty aber lebte ganz in dem Gedanken an das mit Erich um drei Uhr verabredete Rendezvous und wollte Niemand in's Geheimniß ziehen, als die Mutter. Sie hatte daher für „Onkel Ferdinand" gar keine Zeit. So ging er denn zu Erich hinüber, fand aber den so einsilbig und verschlossen, daß er unverrichteter Sache verdrießlich nach Hause schlich. Nach Tische kam er auf den Gedanken, sein Waldhorn allein zu suchen.

Noch niemals ist ihm seine vereinsamte Stellung im Leben so gegenwärtig geworden wie heute.

„Sie mögen ja recht haben," denkt er bei sich, „was kann ich ihnen auch helfen, — nun, vielleicht hätte ich doch manches vermocht, — vielleicht später. — Die alte Klose hat einen Waffenstillstand herbeigeführt, aber auf

wie lange? Jeder hält Selbstschau, da ist der Freund natürlich auch überflüssig. Ich hätte mir mehr erwartet von dem Besuch der Alten. — Aus der gemeinsamen Partie ist nichts geworden, so will ich mein Waldhorn allein suchen. — Auch gut! —"

Er bleibt vor dem „hohen Hause" stehen und denkt einen Augenblick daran, auf der Bank davor ein wenig auszuruhen. Aber er hört drin sprechen.

„Nein," sagt er sich, „mit den liebsten Menschen soll ich nicht sprechen dürfen jetzt, da mag ich es mit anderen erst recht nicht."

Er nickt der Rosel am Fenster freundlich zu und geht den Fußpfad weiter hinauf. Ein melancholischer Trotz erfüllt ihn.

„Sollt' ich mein Waldhorn finden, so sollen mich heute zehntausend Aerzte nicht abhalten, meine Leiblieder zu blasen — und kosteten sie mich gleich das Leben. — Mein Leben!"

Er zuckt verächtlich die Achseln. „Sich so selbst aus der Welt hinausblasen, wär' garnicht schlecht, wahrhaftig, — gar nicht schlecht!"

Und mühsam weiterschreitend verschwindet er im Gehölz. — —

Vor dem „hohen Hause" ist es wieder still wie zuvor.

Dann aber regt sich's drinnen und laute Stimmen schallen heraus.

Bald erscheint der Forstschreiber Jahn, der den alten Steffens, einen weißhaarigen, mageren erblindeten Greis am Arme herausführt. Hinter ihnen folgt ein junges

blühendes Mädchen mit vollem blondem Haar, üppigem Wuchs und prächtigen blauen Augen, ein Ruhekissen in der Hand tragend.

„So, Herr Steffens, hier ist es viel schöner als drin. Die Luft ist warm und doch würzig und erfrischend," sagt Jahn, den Alten auf die Bank vor dem Hause niederlassend.

„Ja — ja, hier wollen wir bleiben — wo hast Du das Kissen, Rosel?"

„Hier Großvater."

„Sei doch nicht so unaufmerksam," fährt er sie an. Rosel legt ihm das Kissen zurecht und steht dann neben den Männern, als harrte sie eines Auftrages.

„Und nun, Fräulein Rosel," sagt Jahn affectirt, „so gern ich auch in Ihr schönes Gesicht schaue, möcht' ich Sie bitten, mich ein paar Augenblicke mit dem Großvater allein zu lassen."

„Geh' in die Stube, Rosel, hörst Du?" fügt der Alte hinzu.

„Ja, Großvater," sagt Rosel und entfernt sich.

„Aber nicht in den Wald!" ruft ihr der Alte nach, „setz' dich an's Fenster, daß ich Dich errufen kann!"

„Wie Sie befehlen, Großvater," antwortet Rosel an der Thür und geht in's Haus. —

„Nun siehst Du, alter Kerl!" beginnt Jahn, sobald Rosel verschwunden ist, mit verändertem Tone und gedämpfter Stimme, „daß Du wieder einmal blinden Lärm gemacht hast. Wie fühlst Du Dich jetzt?"

„Jetzt in der That ganz gut. Der Wein hat mich sehr gestärkt.“

„Du siehst aus wie ein junger Mann und machst Dummheiten wie ein Kind. Solche verdammte Phantasien, wie sie Dir heute durch den Kopf gegangen sind, mußt Du ein für alle Mal unterdrücken. Du kannst noch Deine dreißig Jährchen leben.“

„Hähähä,“ lacht der Alte, erfreut durch diese Aussicht.

„Trinke nur täglich ein Glas Wein, Knauser! — Und dann, daß Dir das Waldhorn immer noch im Sinne liegt, ist doch eine Albernheit. Nun es verloren ist, wirst Du es hoffentlich für immer vergessen. Hörst Du? Gosau hat's verloren!“

Steffens nickte zufrieden mit dem Kopfe.

„Sei nur standhaft, wenn Dir der Assessor wieder zu Leibe gehen sollte. Schwöre Stein und Bein, Du wüßtest nichts von einem Briefe! und wenn er Dir den Inhalt wieder andeutet, so laß durchblicken, daß der schon richtig gewesen sein könnte. Du bist doch sonst ein alter Fuchs. Hölle und Teufel! Mit dem Bißchen Leben hier ist's für immer zu Ende, da muß man sich's doch vergnüglich gestalten!“

„Glaubst Du das wirklich?“ fragte der Alte zweifelnd.

„Hundertmal hab' ich dies schon gesagt!“ erwidert Jahn wüthend, „und hab' ich Dir's nicht bewiesen damals? He? Als keine Antwort erfolgte auf meine Frage? He?“

„Nu — ja, ja, gewissermaßen doch eine Antwort," murmelt der Alte, mit dem Kopfe nickend, „Du magst ja Recht haben, aber das Gewissen, das Gewissen!"

„Dummheit, Gewissen! Schwache Nerven alter Narren! Laß mich solches Zeug nicht wieder hören. Ich seh' schon, wir müssen fort von hier, sonst verdirbst Du mir noch Alles. Heute noch wird die Sache mit der Rosel richtig gemacht. Die Gelegenheit trifft sich gut. Der Justizrath Fröhlich ist im Dorf, ich gehe gleich und bitte ihn, mir hierher zu folgen. Das Geld bleibt Dir bis an's Lebensende, außerdem will ich für Deine Pflege schon sorgen. Du sollst die schönste Wohnung im Städtchen haben, hier oben das verkaufst Du, verkommst ja vor Einsamkeit. — Giebst Du mir aber die Rosel nicht — Jahn knirscht mit den Zähnen — so chikanir' ich Dich in drei Wochen zu Tode, das kannst Du mir glauben. Ich erzähl's allen Leuten, daß sie die Tochter des alten Gosau ist. Die Beweise hab' ich ja in Händen, wie Du weißt. Dann wird sie Dir der junge Gosau schon wegnehmen und mit Deinem Geschäft ist's Essig. — Die Rosel wird's bei mir nicht schlecht haben, — übrigens kann's Dir ja gleich sein — ist sie ja doch nicht Dein Fleisch und Blut. — Dem Konrad, dem Lumpen, müßtest Du ohnehin noch eine Mitgift geben, der hat ja keinen rothen Dreier."

„Schon recht, schon recht, wenn ich Dir nur — mit dem Gelde trauen könnte!" versetzt der Alte langsam und mißtrauisch.

„Wenn der Justizrath die Sache richtig macht? Traust Du dem auch nicht?“

„Na, wenn der's macht, dann gut. Aber ich will Alles schwarz auf weiß haben und das Geld soll mir in die Hand gezählt werden, damit ich's fühle.“

„Ja, Du alter Geizhals, das soll geschehen,“ brummt Jahn und sieht ihn wüthend an. „So ruf' die Rosel, damit ich gehen kann. Es ist ein Bißchen viel, zweimal am Tage hier herauf klettern, aber die Gelegenheit ist nicht immer so günstig.“

Er erhebt sich und der Alte ruft die Rosel herbei.

„Sagt dem Kinde noch nichts,“ flüstert in Eile Jahn dem Alten noch in's Ohr, „es ist besser, es geschieh nachher, wenn der Justizrath da ist, da wird sie nicht widersprechen.“

„Gut, gut — und vergeßt das Geld nicht.“

„Alter Raubvogel!“

Rosel ist wieder herausgetreten und nähert sich den Beiden.

„Adieu, mein schönes Kind,“ sagt Jahn zu ihr, „ich komme bald wieder und heute Abend — ja, ja, glaubt mir's nur — heut Abend steht Euch noch eine große Freude bevor!“

Tief den Hut ziehend und ihr einen Handkuß zuwerfend entfernt er sich, während Rosel ihm achselzuckend den Rücken kehrt und bei sich denkt: „Da behüte mich Gott vor, was wird das nur wieder sein!“

„Hier setz' Dich her, Rosel,“ sagt der Alte und deutet neben sich auf die Bank.

Rosel setzt sich.

„Du mußt Dir den Konrad aus dem Sinn schlagen," beginnt er nach einer Pause wieder.

„Warum, Großvater?"

„Das ist ein roher Mensch und ein Mädchen-Verführer! Der meint's nicht ernst mit Dir."

„Sagt das der Forstschreiber?" fragt Rosel spöttisch.

„Ich sag's! Hörst Du nicht?" erwidert der Alte heftig. „Der Forstschreiber ist ein Ehrenmann, dem kannst Du vertrauen!"

„Nicht so weit, als ich ihn seh', Großvater," kichert Rosel.

„Fängst Du schon wieder an? Ich will Dir Gehorsam beibringen! Daß mir der Laffe, der Konrad, nicht mehr in's Haus kommt, das bitt' ich mir aus. Der mag nun mit seinem Forstassessor dahin gehen, wo er hergekommen ist!"

Da hört man in der Ferne einen Wachtelschlag und Rosel fährt unruhig von ihrem Sitz empor. „Ach!" ruft sie kurz aus.

„Was hast Du denn? Sitz doch ruhig!" herrscht sie der Alte an.

„Mir war's, als hört' ich eine Wachtel schlagen," erwidert sie, sich eifrig umschauend.

„Dummes Zeug! Eine Wachtel! Ich bin ein alter Forstmann, aber mir ist eine Wachtel so hoch im Gebirgswald noch nicht vorgekommen."

Wieder läßt Konrad seinen Wachtelruf erschallen.

„Aber es ist doch eine!“ sagt Rosel und steht auf; jetzt bemerkt sie auch Konrad leise den Fußpfad links heranschleichen. Sie macht ihm Zeichen vorsichtig zu sein.

„Ich denke mir,“ sagt sie möglichst unbefangen, „es wird Müller's zahme Wachtel sein, die aus dem Hause entkommen ist und hier herumirrt.“

„Ich habe noch nichts gehört,“ sagt der Alte.

Rosel winkt Konrad, etwas näher heranzukommen und dieser läßt von Neuem seinen Ruf ertönen.

„Da? Hast Du sie jetzt gehört?“ fragt Rosel, sich das Lachen verhaltend.

„Wahrhaftig, ja“, antwortet der Alte verwundert. „Siehst Du sie denn?“

„Wenn sie noch einmal schlägt, will ich Acht geben,“ sagt sie so laut, daß es Konrad hören muß. Der Wachtelruf erschallt wieder.

„Jetzt hab' ich sie wieder gehört,“ ruft Steffens aus.

„Und ich sehe sie auch,“ sagt Rosel lustig.

„Wo sitzt sie denn?“

„Sie kommt herangehüpft, soll ich versuchen, sie zu fangen?“

„Ja, aber lauf mir nicht davon.“

Ganz leise ist Konrad näher geschlichen und umarmt Rosel geräuschlos.

„Sie ist ganz zahm, ich will ihr was Süßes geben,“ sagt Rosel und drückt ihre rothen Lippen auf des glücklichen Konrads Mund.

„Was war denn das? Das hörte sich ja an wie ein Kuß?“ fragt der Alte erstaunt.

„Ja, ich habe sie gefangen, ich habe sie auf das Schnäbelchen geküßt; o, ein süßes Schnäbelchen.“ Sie drückt den Geliebten an sich.

„Bring' sie mal her, daß ich sie anfühle,“ sagt der Alte mißtrauisch.

„Oh — da ist sie mir entwischt! Jetzt sitzt sie auf dem Haus. Hörst Du?“

„Ich kann die Wachteln nicht leiden, ihr Ton erschreckt mich immer. Wenn Du sie wieder fangen solltest, so dreh' ihr den Hals um und brate sie zum Abendbrot.“

„O, das wäre Schade! — Nein; fangen will ich sie wohl und pflegen. Es ist ohnehin so einsam hier oben.“ Sie blickt seufzend auf Konrad, der in der Zeichensprache ihr seine glühenden Gefühle zum Ausdruck bringt.

„Wirst nicht mehr lange einsam sein, Frau Forstschreiberin in Hoffnung.“

Rosel und Konrad sehen sich wehmüthig an.

„Ist die Wachtel fort?“ fragt der Alte verdrießlich.

„Ich sehe sie noch immer.“

„Nun, laß sie sitzen. Komm, führe mich hinein, ich will mich etwas hinlegen, mich friert hier draußen.“

Er steht auf.

„Es ist ja aber so warm,“ sagt Rosel, ihre Freude darüber unterdrückend, daß er sich schlafen legen will.

„Widersprich nicht immer! Komm, führ' mich hinein, und daß Du mir nicht etwa der Wachtel nachläufst!“

„Die wird nicht davonfliegen!“ sagt Rosel mit einem zärtlichen Blick auf Konrad.

„Du bleibst vor dem Haus, verstanden? Und weckst mich, wenn der Herr Forstschreiber kommt,“ befiehlt der Alte und tritt mit Rosel in's Haus.

Konrad bleibt vor der Thür in Seligkeit zurück. So lieb ist ihm Rosel noch nie begegnet wie heute. Er ist der besten Hoffnung, daß es ihm gelingen werde, Rosel mit sich fortzuführen, denn er hat von seinem Herrn nochmals den Auftrag erhalten, dafür zu sorgen, daß um drei Uhr der alte Hegemeister allein im Hause zu treffen sei.

Bald darauf erscheint Rosel wieder vor der Thür.

„Sprich leise,“ sagt sie im Flüstertone, „sonst schläft der Alte nicht ein.“

„Wir wollen uns dicht zusammensetzen, da brauchen wir nicht zu schreien.“

Sie setzen sich nebeneinander auf die Bank. Rosel rückt ein wenig zur Seite und sagt:

„Ich dächte, so ging's auch.“

„Freilich — so geht's auch,“ sagt Konrad neckisch und giebt ihr einen Kuß.

„Warte, Du—“ droht sie. Da ruft plötzlich der Alte drin:

„Rosel!“

„Ja, Großvater! Was soll ich?“

„Bist Du da?“

„Freilich!“

„Mit wem sprichst Du denn?“

„Ich? — Ei, ich hab' die Wachtel gefangen und mit ihr geplaudert.“

„Lauf' nicht davon," sagt er schon halb im Schlaf. Rosel und Konrad ziehen sich etwas weiter vom Hause zurück und lassen sich auf einer Rasenbank im kühlen Schatten nieder.

Rosel hat aber keine Ruhe, sie läuft noch einmal zum Hause und schaut durch's Fenster in die Stube, wo der Alte ruht. Dann kommt sie freudig zurück.

„Er schläft, jetzt können wir plaudern."

Aber sie plaudern lange Zeit nichts, sie müssen sich immerfort ansehen und küssen — wozu sollten sie da auch plaudern?

Endlich beginnt Konrad.

„Sage, Rosel, liebst Du Deinen Großvater?"

„Was geht's Dich an?" antwortet sie, von ihm wegsehend.

„Ich möcht's wissen," sagt er, sie an sich ziehend.

„Ich kann nicht lügen."

„Du liebst ihn nicht!"

„Ich mach' mir manchmal Vorwürfe, aber lieben kann ich ihn nicht. Er ist so unfreundlich zu mir und zu allen Leuten, dabei ist er immer in Angst, als ob er was auf dem Gewissen hätte, und so schrecklich geizig. Denke Dir, er hat eine ganze Kiste voll Goldstücke."

„Ach!" ruft Konrad erstaunt.

„Ja, ich hab' ihn beobachtet, als er sich einmal in seine Kammer eingeschlossen hatte. Da zählte er jedes Stück und dabei hatte er ein Gesicht — — Gott verzeih mir die Sünde — wie ein Teufel."

„Hast Du denn Deine Mutter nicht gekannt?"

„Weder Vater noch Mutter. Sie starben, als ich noch ein ganz kleines Ding war.“

„Wer hat Dich aufgezogen?“

„Ein armes Weib, das dem Großvater die Wirthschaft führte. Eine liebe, stille Seele, sie sah aus, wie der leibhaftige Gram. Der Großvater hat sie schlecht behandelt, aber ich habe von ihr kein böses Wort gehört. Voriges Jahr im Herbst ist sie gestorben.“

„Und wo bist Du in die Schule gegangen?“

„Unten im Dorf.“

Sie schweigen wieder eine Zeit lang und Konrad denkt: nun wird es Zeit, daß ich Rosel fortführe. Könnt' ich's nur so anfangen, daß sie keine Absicht dabei merkt.

„Weißt Du, Rosel, heute ist ein prächtiger Tag. Wie die Tannen duften.“

„Ach so schön! Aber man soll den Tag nicht vor dem Abend loben. Der alte Jahn hat gesagt, er will wiederkommen und mir Abends eine Freude machen.“

„O weh!“

„Was wird's nur sein?“

„Nichts Gutes.“

„Glaub's auch,“ sagt Rosel traurig. Sie starren vor sich hin, jedes ist mit demselben Gedanken beschäftigt, wann wohl ihre Vereinigung stattfinden wird?

„Rosel?“ fängt Konrad wieder an.

„Nu?“

„Ich hätt' Dir was Wichtiges zu sagen.“

„So sag's.“

„Aber hier will mir's garnicht von der Leber. Ich hab' eine Angst, es könnt' Jemand kommen und uns stören."

„Ist's denn so wichtig?"

„Gar zu wichtig."

„Aber ich kann nicht fort."

„Der Alte schläft ja," sagte Konrad, sie streichelnd; „er hat einen festen Schlaf, wird nicht so leicht aufwachen."

„Aber wenn der Forstschreiber zurückkommt?"

„Also auf den wartest Du? Kannst's ohne ihn nicht aushalten?" scherzt Konrad.

„Bist'n rechter Lapp!" erwidert Rosel zürnend und versetzt ihm einen leichten Stoß mit dem Ellenbogen.

„Na also, dann komm! — Bist Du denn schon mal droben im Wald gewesen an so einem Tag wie heute?"

„Schon lange nicht."

„Du glaubst nicht, wie schön 's da ist und heiliger wie in der Kirche. Da allein kann ich Dir auch sagen, was ich zu sagen hab."

„So heimlich ist's?" fragt sie ernst.

„So heimlich!"

„Ach, wenn ich doch könnte."

„Du kannst, wenn Du willst," antwortet er, sie sanft emporziehend, „Rosel, so mit Dir durch den Wald zu wandern, ganz allein, das war immer mein schönster Traum. Danach kann's wohl nicht mehr viel Schöneres geben, gelt?"

Sie nickt mit dem Kopfe.

„Und weißt Du, Rosel, mag auch der Alte ein Bissel schimpfen, der Himmel wird darum nicht einfallen.“ Er zieht sie immer weiter mit sich fort. „Und sieh nur, wie schön blau der Himmel ist. Und wenn wir beide zusammen sind, da ist's mir immer so, als könnte nun passiren, was da wollte, uns könnt's gleich sein.“

„Geradso ist mir's auch,“ sagt Rosel und geht immer weiter, „und siehst Du, Konrad, mir wird's dann so, als ob's gar kein Gestern gegeben hätte und als ob's gar nimmer anders werden könnte!“

„O, mein Gott, Rosel, mir gehen die Augen über vor Seligkeit, wenn Du so redest!“ Er führt sie immer rascher in den Wald hinein, nicht achtend auf die Wurzeln, die sich über den Weg hinziehen.

„Heda!“ ruft Rosel, die ein wenig stolpert, „wisch' nur hübsch Deine Augen aus, daß Du mich nicht irre führst; gleich wär' ich über 'ne Wurzel gefallen!“

„Laß gut sein, ich trage Dich!“

Er umfaßt sie an den Hüften und will sie aufheben. Sie stößt ihn zurück und sagt bestürzt: „Horch!“

„Was ist?“ fragt er und horcht ebenfalls ängstlich.

Man hört nur den Kuckuck in der Ferne rufen. Beide müssen lachen.

„Ein Kuckuck!“ ruft sie.

„Komm; wir wollen ihn fragen, wie lange wir noch zusammen leben!“

Und zählend und lachend gehen sie weiter und verschwinden im Dickicht!

XII.

Erich ist zur bestimmten Zeit an Ort und Stelle. Unhörbar schleicht er an das Haus heran. Sein Herz klopft. „Ob Betty wohl kommen wird?" denkt er und schaut sich nach allen Seiten um. „Die Hitze ist fast unerträglich. Sie wird sich deshalb verspätet haben."

Er wendet sich wieder dem Hause zu und blickt in die Fenster. „Konrad hat seine Sache gut gemacht. Es ist Alles wie ausgestorben! Der Alte wird doch aber nicht auch fort sein? — Nein, da liegt er ja und schläft. — Ich muß ihn wecken."

Er will eben in das Haus eintreten, da hört er hinter sich das Rauschen eines Kleides, er dreht sich um und vor ihm steht mit erhitztem Angesicht athemlos Betty.

„Das lohne Ihnen der Himmel, daß Sie gekommen sind!" ruft er aus und reicht ihr die Hand.

„Nichts hätte mich verhindern können, mein Wort zu halten!" antwortet sie nach Athem ringend.

„Wie Sie sich erhitzt haben! Ach, liebes Fräulein,

welche Angst habe ich um Sie ausgestanden! Sagen Sie mir nur, wie haben Sie Ihren Vater verlassen?"

„Er ist ruhiger, aber tief traurig. Die Mutter hat ihn vermocht, sich etwas hinzulegen und er ist sanft eingeschlafen. Ihr habe ich Alles mitgetheilt, sie weiß, daß ich hier bin, sie hofft das Beste von unserem gemeinschaftlichen Vorgehen. Sie wollte es so einrichten, daß sie mit dem Vater, sobald er erwacht, uns nachkommt und ihn unterwegs allmählich auf das vorbereitet, was ihn hier erwarten dürfte — ich fühle mich so hoffnungsvoll, ich denke, es muß gelingen."

Sie sieht ihn mit ihren schönen Augen so ernst und doch freudig an, daß er leidenschaftlich ihre beiden Hände ergreift und sie mit glühenden Küssen bedeckt.

„Still, still, lieber Freund," sagt sie, ihm sanft die Hände entziehend, „vergessen wir nicht, was wir einander gelobt haben. Kein anderer Gedanke soll uns beschäftigen —"

„So soll es sein!" fällt er ein und wendet sich der Thür zu, „lassen Sie uns den Alten wecken."

Der ist aber von dem laut geführten Gespräch aufgewacht und ruft jetzt ängstlich nach Rosel.

Noch schlaftrunken auf dem Bette liegend, starrt er den vor ihm stehenden Erich mit seinen leblosen Augen an und schreit:

„Wer ist da? Wer spricht hier? Wo ist die Rosel hingegangen? Das liederliche Ding ist der Wachtel nachgelaufen!"

Er setzt sich auf und Erich hilft ihm vollends auf die Beine.

„Beruhigen Sie sich, Herr Hegemeister, ich bin hier, der Forstassessor und das gnädige Fräulein aus der Glashütte.“

Sie führen ihn hinaus und setzen ihn auf die Bank vor dem Hause.

„Was wollen Sie hier?“ fragt er barsch, „warum überfallen Sie mich? Wo ist die Rosel? Wo haben Sie die Rosel hingeschickt?“

„Wir haben die Rosel nirgends hingeschickt,“ erwidert Erich ruhig, „sie wird ein wenig in den Wald gegangen sein, da Sie schliefen; sie ist doch alt genug, um sich selbst zu behüten.“

„Junge Dinger! junge leichtsinnige Dinger!“ brummt er ärgerlich vor sich hin, „aber was wollen Sie von mir, was will das gnädige Fräulein von mir, die sich doch sonst hier nicht blicken läßt!“

„Wir wollen uns ein wenig mit Ihnen unterhalten, Herr Hegemeister,“ nimmt Betty zutraulich das Wort, „aber Sie dürfen nicht so aufgeregt sein, wir kommen ja in guter Absicht.“

„In guter Absicht? In guter Absicht!“ erwidert er, unruhig hin und herrückend, „was soll das heißen? was soll das heißen?“

„Wir haben gehört, daß Sie eine so schlechte Nacht gehabt haben und wollten uns nach Ihrem Befinden erkundigen,“ sagt Erich theilnahmsvoll.

„Wer hat das gesagt? Wer hat gesagt, daß ich eine schlechte Nacht gehabt habe. Es ist nicht wahr, ich habe vorzüglich geschlafen — aber wer hat das gesagt?“

Er richtet seine blinden Augen, als könnte er sehen, bald auf Erich, bald auf Betty.

„Die Rosel hat es gesagt,“ erwidert Erich unbefangen. „Sie hätten so laut phantasirt und nach mir gerufen, Sie wollten mir Alles sagen, war's nicht so?“

„Das hat die Rosel gesagt? — Das soll sie mir büßen! Nichts hab' ich gesagt, garnicht hab' ich phantasirt, ich habe geschlafen wie ein Bär! Das soll sie mir büßen!“

Er ballt die Faust.

„Aber was regen Sie sich so auf, Herr Hegemeister? Die Rosel hat es ja nur gut gemeint,“ sagt Betty besänftigend.

„O, ich weiß schon, wo der Herr Assessor hinauswill. Sie wollen mich wieder aushorchen. Aber das sag' ich Ihnen, das verbitt' ich mir ein für alle Mal! Ich will von der Angelegenheit nichts mehr hören! — Und was wollen Sie denn, mein gnädiges Fräulein?“ fügt er etwas ruhiger hinzu.

„Lieber Herr Hegemeister, ich wollte gerade noch etwas von der Angelegenheit hören. Nehmen Sie mir's nicht übel, aber es geht mich auch sehr nahe an,“ erwidert Betty ernst.

„Es geht Sie an? es geht Sie an? Wieso denn? Was hat das Alles mit Ihnen zu thun?“

„Hat Ihnen der Herr Assessor nichts von einem Briefe gesagt?“ fragt Betty vorsichtig.

„Freilich hat er mir gesagt von einem Briefe, von dem ich nichts weiß. Er hat mir auch seinen Inhalt angedeutet und ich — und ich —“

„Und Sie? So reden Sie doch!“ bittet Betty dringend.

„Nein, ich mag nicht! ich habe es nicht nöthig,“ erwidert er störrisch, „ich stehe hier nicht vor dem Richter. — Aber wenn ich vor dem Richter stände, so würde ich — —“ er bricht ab und starrt vor sich hin.

„Was würden Sie? Sagen Sie es, lieber Herr Hegemeister!“

„Nein, ich kann es nicht sagen, was ich thun würde,“ sagt er halblaut.

„Spannen Sie uns nicht auf die Folter, bester Herr Hegemeister, sagen Sie es doch!“

Betty ergreift seine Hand, um seine Bitte wirksamer zu machen.

„Ich hab' es nicht nöthig,“ antwortet er abweisend.

In Erich regt sich der Zorn.

„Aber Sie werden es nöthig haben, wenn ich dem Richter davon Anzeige mache. Und das thue ich, wenn Sie uns gegenüber schweigen!“ sagt er streng.

„Ah, drohen Sie mir? Drohen Sie mir?“ erwidert Steffens höhnisch, „nun gut“ — (er erinnert sich plötzlich der Mahnungen Jahns) — „nun gut, ich habe aus Zartgefühl schweigen wollen. Nun Sie mir aber so kommen — will ich auch — mit der Sprache heraus, gut, gut! — —“

Er schweigt wieder und zittert am ganzen Körper.

„Um Gottes willen, so sprechen Sie doch!“ drängt Betty.

„Sie können's ja gar nicht erwarten? Nun gut — wenn ich vor dem Richter stände — —“

„Auch wenn Sie vor dem höchsten Richter ständen?“ fällt Erich ein.

Steffens zuckt zusammen.

„Unsinn! höchster Richter, giebt es nicht!“ platzt er, sich vergessend, heraus, stottert aber sofort weiter: „das heißt, — ich meine — natürlich meine ich — daß wir hier am Landgericht keinen — höchsten Richter haben — ich sage, ja — wenn ich vor dem Richter stände, so könnte ich nur aussagen — daß, daß — der Inhalt jenes Briefes, wie Sie ihn mir angedeutet haben — daß dieser Inhalt vor Jahren ein öffentliches Geheimniß war — das sich die Mägde auf dem Hofe gegenseitig zuflüsterten!“

Diese Wendung hat Betty nicht erwartet. Sie erbleicht, die Sinne versagen ihr, sie droht umzusinken. Erich hält sie aufrecht.

„Mensch, wissen Sie auch, was Sie da gesagt haben!“ fährt er den Alten an, der immer sicherer zu werden scheint.

„Ich weiß es — ich kann das wiederholen vor dem Richter — aber“, setzt er höhnisch hinzu, „Ihr werdet Euch wohl hüten, es mich wiederholen zu lassen!“

Betty erhebt sich mühsam und sieht verzweifelt Erich an, dann macht sie ein Paar Schritte, als ob sie fort

wollte, bleibt aber wieder stehen und läßt rathlos die Hände sinken. Erich eilt auf sie zu und ergreift ihre Hand.

„Verlieren Sie nicht den Muth! Ich glaube dem Alten nicht! Ich halte ihn für einen durchtriebenen Schurken; versuchen wir's noch einmal!"

Betty kehrt zu Steffens zurück, faßt ihn beim Arm und fleht mit einer Stimme, die einen Stein hätte erweichen können:

„Mann! Mann! Ich frage Sie noch einmal, ich bitte, ich flehe Sie an! Sagen Sie mir die reine Wahrheit! Ich bin die Tochter Engelberts! Wissen Sie, was Sie vorhin gesagt haben? Wissen Sie, welche Beschuldigung Ihre Aussage enthält?"

„Ich weiß es, ich weiß es, — und ich kann es wiederholen vor dem Richter, ich habe Zeugen," sagt Steffens trotzig und kaut, am ganzen Leibe zitternd, an den Fingernägeln seiner knöchernen Hand.

„So hab' ich hier nichts mehr zu suchen," sagt Betty tonlos und eilt verzweifelt davon.

Erich will sie zurückhalten, sie aber macht sich gewaltsam los und sagt:

„Lassen Sie mich! Leben Sie wohl!"

„Betty, wo wollen Sie hin?" fragt Erich außer sich vor Gram und Sorge.

„Fürchten Sie nichts," erwidert sie, sich zur Ruhe zwingend, „nur hoch hinauf will ich, reine Luft athmen. Ich komme wieder, bleiben Sie, bleiben Sie, ich muß allein sein."

Mit raschen Schritten entfernt sie sich, den Fußpfad hinauf. Erich sieht ihr verzweifelnd nach. Dann, als sie seinen Blicken entschwunden ist, stürzt er sich von Neuem auf den Alten.

„Sie haben einen furchtbaren Verdacht auf einen Ehrenmann geschleudert, Mensch! Sind Sie sich auch der Verantwortlichkeit dessen klar?"

„Lassen Sie mich in Ruh' mit der Geschichte! Ich hab' es satt, mich fortwährend von ihnen verhören zu lassen!" schreit Steffens, Erich von sich stoßend.

„Und ich sage Ihnen, ich glaube Ihnen dennoch nicht. Ihre Unruhe verräth Sie. — Sie sind ein alter Mann, Sie werden bald vor einem höheren Richter stehen — Hegemeister. Hören Sie mich?"

„Ich höre Sie, aber ich bitte, daß Sie mich verlassen. Ich bin noch nicht so alt, ich kann noch 30 Jahre leben — und nun lassen Sie mich in Ruh'." Wenn nur Jahn bald käme, denkt er.

„Sie werden keine Ruhe finden, wenn das, was Sie eben gesagt, auf Unwahrheit beruht. Der Jammer, den Sie über eine edle Familie bringen, ist grenzenlos. Was war es denn für ein öffentliches Geheimniß? Reden Sie doch deutlich. Warum schweigen Sie jetzt?"

„Ich will nichts mehr reden — lassen Sie mich zufrieden, — rufen Sie die Rosel!" Wieder kaut er an den Fingernägeln.

„Sie sagen, Sie haben Zeugen; wen denn?" beginnt Erich nach einer Pause von Neuem, „wer soll es

denn bestätigen, daß der Inhalt des Briefes ein öffentliches Geheimniß war?"

„Sie sind nicht mein Richter, ich habe Ihnen schon gesagt, daß Sie mich in Ruhe lassen sollen!" schreit Steffens in voller Wuth.

„Nun gut, so sollen Sie vor den Richter kommen, verlassen Sie sich darauf! So gewiß, wie Sie dereinst vor einem höheren Richter werden Rechenschaft ablegen müssen von einem jeden Wort, das Sie geredet haben. Der Tag der Vergeltung ist noch für keinen ausgeblieben."

„Unsinn!" schreit Steffens, „lassen Sie mich mit solchen Albernheiten, mit denen man Kinder schreckt."

„Albernheiten? Warum zittern Sie denn so, wenn ich Ihnen in's Gewissen rede?"

„Ich zittere nicht, ich weiß nicht, was Sie wollen!"

„Sie zittern an allen Gliedern. Ist das nicht die Sprache des Gewissens? Und was ist es denn, was Ihnen Tag und Nacht keine Ruhe läßt; was hat Sie denn heut' Nacht wieder so erschreckt, daß Sie nach mir riefen und mir Alles erzählen wollten? Besinnen Sie sich doch auf die heutige Nacht."

Steffens schaudert unwillkürlich zusammen. Seine ganze Hoffnung ist auf Jahn gesetzt, der so unbegreiflich lange ausbleibt. Seine geistigen Kräfte verlassen ihn. Halb geistesabwesend murmelt er:

„Das wird — das wird mich nicht mehr erschrecken — das ist ja verloren — verloren!"

„Was ist verloren?" fragt Erich.

Aber statt zu antworten, erhebt sich Steffens rasch

von seiner Bank und stürzt einige Schritte vor. Seine blinden Augen quellen aus dem Kopfe heraus, mit geöffnetem Munde richtet er das rechte Ohr, das noch gut hört, nach dem Walde hin.

Er horcht, horcht lange.

Auch Erich, dessen Sinne bisher ausschließlich auf den alten Mann vor ihm gerichtet waren, vernimmt nun aus weiter Ferne die Töne eines Waldhorns. Jetzt weht der Wind ganz deutlich eine zusammenhängende Melodie herüber, so daß man sie erkennen kann.

Steffens will augenscheinlich reden, vermag es aber nicht, er streckt beide Arme weit aus, schwankt noch einige Schritte vorwärts, ein unnachahmlicher Schrei entringt sich seinem Busen und er stürzt zu Boden.

„Was ist das?“ ruft Erich, der dem ganzen Vorgange mit höchstem Erstaunen zugesehen hat; „welche Wirkung übt dieses Waldhorn, das Gosau vermuthlich wiedergefunden hat?“

Er hebt den Alten auf, der sich allmählig erholt und setzt ihn wieder auf die Bank.

„Mann! Hegemeister! Kommen Sie doch zu sich!“ ruft er ihn an.

Steffens öffnet die Augen wieder und horcht, — noch immer tönt das Waldhorn.

Er tastet um sich, er befühlt Erich, er befühlt sich selbst, um sich zu vergewissern, daß er nicht träume, dann sagt er leise:

„Das Waldhorn — Herrn von Gosaus Waldhorn — dasselbe Stück — hören Sie nicht ein Waldhorn?

Das doch verloren gegangen ist. — Ah —" er schreit auf — „es giebt doch eine Vergeltung!"

„Beichten Sie, beichten Sie, alter Mann! erleichtern Sie Ihr Gewissen!" sagt Erich schnell und eindringlich.

„Ja, ja — ich will Alles sagen! O, ich halte es nicht länger aus, ich muß mich befreien — es giebt doch eine Vergeltung! Das Waldhorn? —" Wieder horcht er, man hört die Klänge ganz deutlich. Dann erzählt er, Erichs Arm ergreifend und sich fest an ihn klammernd, in furchtbarer Erregung, mit schwacher Stimme, aber fliegender Hast Folgendes:

„Jahn und ich, wir jagten im Tannengrund, wir waren in die tiefste Schlucht, den Teufelsgrund hinabgeklettert, der unter dem Hochjoch liegt — da hören wir das Stöhnen eines Menschen. Wir sehen zu und da liegt der Forstgehilfe Rottmann, schwer verletzt, herabgestürzt, aber noch lebend. Wir wußten, daß er mit Geld gegangen war. Und da faßte Jahn zuerst den teuflischen Gedanken. Niemand sah uns und Niemand hätte so leicht zu uns vordringen können. Er nahm das Geld, wir theilten es. Der arme Rottmann bat und flehte, wir sollen ihn retten, aber wir waren hart, unmenschlich. Als er sah, daß wir ihn beraubt hatten und Jahn ihm den Garaus machen wollte, da streckte er die Arme zum Himmel aus und rief: ‚Herr Gott, Du siehst uns, räche meinen Mord!'"

Er schweigt und horcht wieder auf.

„Weiter, weiter," drängt Erich, der fürchtet, die Kräfte könnten den Alten verlassen, bevor er zu Ende gebeichtet. Steffens fährt hastig fort:

„Und wie das der Rottmann gesagt, in demselben Augenblicke ertönt, keine fünfzig Schritt von uns, das Waldhorn des alten Herrn von Gosau, wie eine Zusage des Himmels — — und ganz dasselbe Stück, das jetzt ertönt — wer weiß von wem? — Wie ich das höre, durchzuckt es mich und ich werfe das Geld von mir. „Höre, Jahn, rufe ich aus, das war ein Wink des Himmels! Laß ihn leben, gieb ihm das Geld zurück!" Jahn aber lacht mich aus und spricht:

„Was Wink vom Himmel! Ich will Dir zeigen, wie der Himmel sich um uns kümmert!" Und dann sprach er ganz laut: „Wenn es eine Vergeltung giebt, wenn es einen Gott im Himmel giebt, so rette diesen Menschen!" Da blieb Alles still, nur das Waldhorn tönte herüber und der arme Rottmann flüsterte: das Waldhorn wird mich rächen! — Jahn aber überschrie ihn: „Siehst Du, wo bleibt Dein Gott?" — Und mit kräftigem Griff am Halse hat er den Rottmann erwürgt —"

Ermattet sinkt er zurück und schweigt. Erich befindet sich in unbeschreiblicher Aufregung. „Er stirbt mir unter den Händen, ehe er sein Bekenntniß vollendet!" ruft er aus, „und Niemand, Niemand ist mein Zeuge, man wird mir nicht glauben wollen!"

Er faßt den Alten an beiden Schultern, rüttelt ihn und sagt: „Kommen Sie zu sich! — warum haben Sie den Herrn Engelbert verleumdet? Wozu, wozu das?"

Der Alte rafft sich von Neuem auf und fährt mit schwacher Stimme fort:

„Ihr Vater ließ nicht ab mit Nachforschung. Da hatte ich eine ununterbrochene Angst und fand keine Ruhe Tag und Nacht. Ich schrieb dem Jahn, wie mir's gehe und sagte ihm, wenn er nicht Abhilfe schaffen könne, müßte ich Alles gestehen. Da verfaßte er jenen Brief — und so geschickt — und wußte Ihrem Vater selbst mit allerhand Andeutungen in den Ohren zu liegen, daß Ihr Herr Vater von jeder weiteren Untersuchung abließ, — ja, geradezu verhinderte, daß auch Andere der Sache nachforschten."

„Welch' maßlose Verworfenheit! Dieser Jahn!" ruft Erich dazwischen. In unzusammenhängenden und abgerissenen Sätzen, wie im Traume, fährt Steffens fort:

„Das hatte geholfen, — ja, aber mein Glück war nicht gemacht — die Ruhe wollte nicht wiederkehren — der alte Gosau starb auch — ich hörte das Waldhorn immer noch — wie heute, jetzt — wo ist die Rosel? — der arme Rottmann wird doch gerächt!"

Wieder sinkt er in sich zusammen und scheint die Besinnung gänzlich zu verlieren.

„Wenn doch nur eine Seele käme!" ruft Erich verzweifelt aus, „ich habe mir alle Zeugen selbst bei Seite geschafft. Auch Betty ist fern und der Mann stirbt mir hier. So Vieles ist noch unklar. Giebt es denn keine Rettung aus dieser Noth? Soll denn die Wahrheit nicht an den Tag kommen!"

Der Alte rührt sich wieder und scheint zu erwachen. Erich will ihn emporrichten, da hört er hinter sich

Stimmen. Er hätte einen Freudenschrei ausstoßen mögen in diesem Augenblicke, aber er unterdrückt ihn.

Der Justizrath Fröhlich erscheint mit einem Schreiber und hinter ihnen Jahn.

„Da sind wir, Herr Justizrath! eine beschwerliche Tour,“ sagt nichtsahnend Jahn, sich den Schweiß von der Stirn wischend.

„Sieh da, Herr Assessor, was machen Sie hier?“ fragt der Justizrath, der Erich zuerst bemerkt.

„Ich pfuschte Ihnen in's Handwerk,“ erwidert Erich, vor Erregung zitternd, „kommen Sie, lieber Justizrath, und helfen Sie mir den Mann in die Stube führen, er ist schwer krank und will — vielleicht sein letztes — Bekenntniß ablegen.“

Er blickt, indem er dies sagt, forschend seinen Schreiber Jahn an, welcher erbleicht und sich einige Schritte zurückzieht.

„Da bin ich wohl — nur überflüssig hier?“ sagt er mit gezwungenem Lächeln, sich devot verneigend und will davoneilen. Erich aber ist ihm mit einem Sprunge nach, faßt ihn beim Kragen und ruft laut:

„Nein, mein Herr — o, das thut gut! — Sie spielen die Hauptrolle in diesem Stück! Und wie klug! Sie haben sich Ihren Rechtsbeistand gleich selber mitgebracht. Haben Sie die Güte, mir zu folgen!“

Und während der Justizrath und sein Schreiber den alten Hegemeister in's Haus tragen, schleppt Erich den sich wie einen Wurm windenden und krümmenden Jahn am Kragen ihnen nach.

XIII.

Der Justizrath hat die Lage der Dinge sofort durchschaut, einige Worte Erichs genügen, um ihn vollständig zu informiren. Er winkt seinem Schreiber, übergiebt ihm ein kurzes Schreiben und sendet ihn damit hinab in's Dorf zum Amtsvorsteher.

Der alte Hegemeister liegt anscheinend schlafend in seinem Lehnstuhl, Jahn sitzt mit trotzigem Angesicht am Tische, ihm gegenüber der Justizrath, zu seiner Rechten Erich.

Jahn ist nicht geneigt, sich sofort zu ergeben, er hofft auf den krankhaften Zustand des Hegemeisters und behauptet, Alles, was der Alte gesagt habe und was ihm soeben von Erich vorgehalten worden, seien Phantasien, von denen er nichts wisse. Sein Freund leide schon seit Jahren an diesem schrecklichen Zustande, es wäre die höchste Zeit, ihn einem tüchtigen Arzte zu übergeben.

Der Justizrath erwidert hierauf zunächst nichts, sondern breitet einen Bogen Papier vor sich aus und macht sich bereit, ein Protocoll aufzunehmen.

„Hat es denn einen Zweck, die Hallucinationen eines Geisteskranken, die Worte eines phantasirenden Sterbenden zu Papier zu bringen?" erlaubt sich Jahn mit wehmüthigem Lächeln zu bemerken.

„Ich kann nicht finden, daß der Herr Hegemeister im Sterben liegt und phantasirt," erwidert der Justizrath, einen Blick auf den Alten werfend, der erwacht ist, sich in seinem Sessel aufrichtet und sich augenscheinlich sehr erholt und beruhigt hat.

„Nein, meine geehrten Herren," sagt der Alte mit auffallender Festigkeit, wenn auch in abgerissenen Sätzen, „ich fühle, daß es noch nicht mit mir zum Sterben geht — und daß mir Gott die Gnade zu theil werden lassen will — noch auf Erden einen Theil meiner Schuld abzubüßen. — Ich bin so erleichtert durch mein Geständniß — daß mir zu Muthe ist — als wäre eine schwere Last von meiner Brust genommen. — Jahn, Jahn, kehre um — ein Leben wie wir es bisher geführt, voll Heuchelei und Unruhe — ist kein Leben — ist eine unausgesetzte Marter."

Er legt sich wieder im Sessel zurück. Jahn wirft ihm einen wüthenden Blick zu und murmelt zwischen den Zähnen: „Vermaledeiter Schwachkopf!"

„Das, was der Herr Hegemeister Ihnen soeben in's Gewissen geredet, klingt durchaus nicht phantastisch, Herr Forstschreiber, ich glaube, Sie thun am Besten, wenn Sie dem guten Rathschlage folgen und ein offenes Geständniß ablegen," wendet sich der Justizrath an Jahn,

der den Mund nur zu einem höhnischen Lächeln verzieht und verächtlich erwidert:

„Ich habe nichts zu gestehen."

„Um Ihnen die Sache zu erleichtern, werde ich zunächst Herrn Steffens ersuchen, noch einmal den ganzen Sachverhalt zu erzählen," fährt der Justizrath unbeirrt fort, „Sie werden doch jetzt die Kräfte haben, Herr Steffens?"

Der Alte ist sofort bereit dazu und berichtet noch einmal, was wir schon wissen, während der Justizrath das Erhebliche zu Papier bringt.

Erich sitzt in schmerzlicher Aufregung dabei und kann es nicht fassen, wie sein Vater, wie er selbst dem Forstschreiber Jahn so lange ihr unbeschränktes Vertrauen haben schenken können. Eine solche Verstellungskunst, eine so raffinirte Heuchelei hat ihre biedere Natur für eine Unmöglichkeit gehalten. Noch immer beobachtet er zweifelnd den bei den Worten des Alten düster vor sich hinblickenden Jahn.

„Kehr' um, kehr' um, Jahn!" schließt der Alte wiederum sein Bekenntniß, „erleichtere Dich, zu retten bist Du doch nicht!"

Es tritt eine dumpfe Stille ein.

Der Justizrath und Erich wollen sie, obwohl ihnen noch eine Anzahl Fragen auf der Zunge schwebt, nicht unterbrechen, sie sehen, daß Jahn mit sich kämpft, daß er etwas sagen will und nur das richtige Wort nicht zu finden scheint.

Endlich athmet er auf, und wie wenn ihm ein rettender Gedanke gekommen wäre, lacht er frech und sagt:

„Uebrigens ist die ganze Geschichte längst verjährt.“

Der Justizrath und Erich sehen sich mit einem Blick an, der so viel sagen will wie: nun hat er doch gestanden, und es leuchtet eine kurze Freude aus ihren Augen.

Der Justizrath aber macht sich die Hoffnung Jahns, wegen Verjährung straflos auszugehen (obwohl er diese Hoffnung nicht theilt) zu Nutze und erwidert sehr ruhig:

„Es ist wohl möglich, ja wahrscheinlich, daß die Sache verjährt ist; indessen, dies zu beurtheilen, ist Sache des Richters und nicht die unsere. Uns kommt es vor Allem darauf an, die Wahrheit zu finden und den schmählichen Verdacht von dem Namen eines Ehrenmannes zu entfernen.“

„Sie glauben also auch, daß die Sache verjährt ist?“ fragt Jahn schnell.

„Ich wiederhole, es ist sehr möglich,“ erwidert der Justizrath achselzuckend, „aber es ist nicht meines Amtes, dies zu entscheiden. Wollen Sie nur die Güte haben,“ fügt er hinzu, als ob Jahn wirklich schon ein Geständniß abgelegt hätte, „uns über einige Punkte noch Aufklärung zu geben. Zunächst möchte ich wissen: wie war es möglich, daß der alte Herr von Gosau eidlich bezeugen konnte, Sie und Herr Steffens seien am Tage der Ermordung, welcher durch ärztliches Gutachten mit voller Genauigkeit bestimmt worden ist, in Hirschberg gewesen und erst in später Nacht mit ihm, dem Herrn von Gosau, zusammen heimgekehrt?“

Steffens will antworten, Jahn läßt ihn aber nicht zu Worte kommen.

„Herr von Gosau hat eben einen Meineid geleistet," sagt er mit einem Ausdruck in der Stimme, als freue er sich, einen so vornehmen Mitschuldigen aufweisen zu können. Er läßt jetzt allmählig seine Maske fallen und zeigt sich in seiner ganzen Gemeinheit.

„Sie sind sehr rasch in Ihrem Urtheil, Herr Jahn," sagt der Justizrath ruhig, „vermuthlich hat sich Herr von Gosau geirrt!"

Der alte Hegemeister schüttelt traurig den Kopf und Jahn, der von seiner Ehre doch nichts mehr zu verlieren hat, antwortet mit kaltblütigem Hohne:

„Ihr Urtheil scheint mir voreiliger zu sein, als das meine. Die Thatsachen sind folgende gewesen: Als Steffens durch das Waldhorn erschreckt — (er zuckt verächtlich die Achseln) — so leise wie möglich vom Thatorte fortschleichen wollte, um Herrn von Gosau nicht in die Hände zu fallen, konnte ich es nicht unterlassen, auszuspähen, was der Herr eigentlich hier in der Einsamkeit treibe und beobachtete ihn in seinem Versteck. Er blies thatsächlich in aller Seelenruhe, wie es schien, sein Waldhorn. Neben ihm aber saß ein junges Mädchen, ein reizendes Persönchen, das so aufmerksam und entzückt den Klängen des Waldhorns lauschte, daß man die Gruppe für eine schöne Idylle hätte halten können. Aber das Blasen nahm ein Ende und das Liebesspiel begann, das leider nicht ohne schlimme Folgen blieb. Denn Herrn von Gosau war das Malheur passirt, daß

das junge Mädchen noch nicht 15 Jahre alt war und daß der Staatsanwalt von der Sache Wind bekam. Das Mädchen blieb stumm bis zu ihrem bald erfolgten Tode. Ich weiß nicht, womit man ihr Schweigen erkauft hatte —, ich aber war da, der Alles gesehen hatte, und da man in unserer Sache uns hart zu Leibe ging und ich mir nicht mehr zu helfen wußte, so ging ich zu Herrn von Gosau, setzte ihm die Pistole auf die Brust und machte ihm den Vorschlag, wir wollten uns gegenseitig aus der Klemme helfen. Das haben wir denn auch redlich gethan!"

„Nicht möglich!" ruft Erich entsetzt und sein erster Gedanke ist, wie man diese fürchterliche Thatsache dem nichtsahnenden Ferdinand von Gosau verheimlichen könnte.

„Nicht möglich!" ruft er noch einmal und faßt den alten Steffens beim Arme, wie um ihn aufzufordern, das eben Gehörte als Lüge zu bezeichnen.

Der Alte aber nickt mit dem Kopfe und sagt seufzend: „Ja, ja — so war es! Das junge Mädchen war die jüngste Schwester von Rosel's Mutter, die er auch schon auf dem Gewissen hatte. Er hat aber die Unehre nicht so lange ertragen wie wir. An dem Tage, an dem er starb, kam er früh Morgens zu mir und sagte: Steffens, wenn mir heute auf der Jagd was Menschliches passirt, so verliert erst kein Wort darüber, aber nehmt Euch des Kindes an, das man Euch morgen in's Haus bringen wird. Das Mädel gedeiht gut, laßt's Niemand wissen, daß es meine Tochter ist, es könnte ihr schaden. Behaltet die Alte, die Euch das Kind bringt, bei Euch, sie wird es gut pflegen. — Meine Frau war längst todt

und da auch meine einzige Tochter eben gestorben war, so nahm ich das Kind und die Alte auf. Später verbreitete sich das Gerücht, es wäre ein uneheliches Kind meiner Tochter, und ich habe die Leute dabei gelassen. Man glaubte auch, Herrn von Gosau habe der Schlag gerührt — wir aber wissen's besser, er hat sich erschossen!"

„Jawohl, er hat sich erschossen," bestätigt Jahn, „die Kugel ist ihm im Gehirn stecken geblieben."

„Und Sie haben den Brief an meinen Vater geschrieben?" fragt Erich schaudernd weiter.

„Ich hab's gethan," antwortete Jahn finster, „der Hegemeister hat mich durch sein Lamentiren dahin gebracht."

„Aber warum verfielen Sie gerade auf Herrn Engelbert, der Ihnen doch nichts zu Leide gethan hat?"

„Was das anbelangt," erwidert Jahn, „so hat er mir in früheren Jahren allerdings einmal etwas Böses zugefügt, als er eine kleine Unterschlagung von mir aufdeckte; dann aber war er derjenige, der Ihrem Vater am nächsten stand, und ich wußte, daß in dem Augenblicke, wo meine Denunciation einlief, jede weitere Forschung nach dem Thäter aufhören würde. Dazu hatte ich durch Anspielungen und hingeworfene Worte schon genug vorgearbeitet und als mein Brief eintraf, brachte er nur die Bestätigung dessen, was man längst geahnt hatte."

„Schurke, nichtswürdiger!" ruft Erich, sich vergessend aus, und stürzt sich mit geballter Faust auf Jahn zu, den er zu Boden schlagen will. Noch rechtzeitig aber fällt ihm der Justizrath in die Arme und drückt ihn zurück.

„Lieber Herr Forstassessor," sagt er sanft, „überlassen wir die Strafe den Richtern."

In diesem Augenblick wird auch die Thür geöffnet und ein Gensdarm erscheint mit dem Schreiber des Justizraths.

Der Gensdarm zieht ein Schreiben des Amtsvorstehers aus der Tasche, durch welches ihm der Befehl zu Theil geworden, den Forstschreiber Jahn und den Hegemeister Steffens sofort zu verhaften und nach dem Gefängniß des Amtsgerichts abzuliefern.

Jahn will Einspruch erheben, „die Sache ist verjährt," schreit er unausgesetzt, aber jeder Widerstand ist vergeblich. Ohne ein Wort zu reden, nimmt ihn der Gensdarm beim Kragen und führt ihn sowie den Alten, der willig folgt, hinaus, wo sie von handfesten Begleitern in Empfang genommen werden.

Eben will sich der seltsame Zug in Bewegung setzen, da erscheinen auf dem Fußpfade links Herr Engelbert mit seiner Frau und Fräulein Lorenz.

Erstaunt bleiben sie stehen und glauben ihren Augen nicht zu trauen. Was hat das zu bedeuten?

Erich und der Justizrath aber eilen voll Freude auf sie zu und berichten mit einer Hast, daß Einer den Anderen kaum zu Worte kommen läßt, was sich soeben zugetragen.

XIV.

Inzwischen ist Betty, kummervollen Herzens, immer höher den Waldpfad hinaufgestiegen. Die Natur ist heute todt für sie, ihr ganzes Empfinden ist Schmerz, grenzenloser Schmerz, in dem sie wie auf uferlosem Meere dahintreibt, keines hilfsbereiten Segels, keiner rettenden Küste gewärtig.

Die Kehle ist ihr wie zugeschnürt, die Augen brennen in ihren Höhlen. Wie giftige Schlangen erheben sich die Gedanken in ihrem Kopfe, aber sie schlägt sie immer wieder zu Boden, sie will nichts denken, garnichts denken, — denn was ihr die Gedanken bringen, ist gar zu trostlos, gar zu schrecklich.

Mechanisch reißt sie hohe Farrenkräuter aus dem Boden, windet blauen Enzian dazwischen zu schönem Strauß.

Wie hatte sie sonst diese Beschäftigung immer erfreut, wie liebliche Träume hatte sie mit den Blumen in die Sträuße verwoben, — heute hält sie krampfhaft nur

den einen Gedanken fest: ich will nichts denken, ich will nichts denken, denn die Gedanken machen mich wahnsinnig.

Da ertönt plötzlich, wie zur Erlösung, in der Ferne „Onkel Ferdinands“ Waldhorn.

Sie bleibt stehen, erleichtert athmet sie auf, sie horcht nach der Richtung, woher die Töne kommen, sie kennt den Ort, an dem er so gerne sitzt, hoch oben auf der Geierplatte, von wo man einen so köstlichen Blick in den Grund und weit hinaus in die Lande genießt.

Warum fällt ihr der Freund erst jetzt ein? Warum hat sie in stolzem Selbstvertrauen seine Hülfe vorhin zurückgewiesen? Er, der selbstloseste, der treueste Berather, der sein Herzblut für sie opfern würde, er soll jetzt ihren Kummer theilen, ihre Besorgnisse vernehmen, ihr Herz erlösen von qualvoller Angst und Befürchtung.

Sie schlägt einen schmalen Seitenweg ein, er geht zwischen struppigem Unterholz und hohem Farrenkraut dahin; sie eilt so sehr sie kann und achtet es nicht, daß sie mit ihrem Kleide hie und da an den Dornen hängen bleibt.

Sie kennt jeden Weg im Walde, sie weiß, daß dieser am schnellsten zum Ziel führt. Wie lang er ihr heute gleichwohl erscheint, endlos lang!

Aber nein, nein, hier steht ja die mächtige Tanne mit dem rothen Kreuz daran, sie ist auf der rechten Fährte, noch fünfzig Schritt, so erhebt sich der kahle Rabenfels vor ihr und dahinter liegt die Geierplatte, wo er immer zu sitzen pflegt.

Wird er aber auch da sein? Wird er den Platz gar schon verlassen haben? Es ist doch wunderbar, daß er nicht mehr bläst! Er wird gewiß müde sein; er soll ja überhaupt nicht blasen, der Arzt hat es ihm verboten.

Sie kann es kaum erwarten, ihn zu sehen, auf ihn zuzueilen, ihn zu umarmen und ihm ihr Herz auszuschütten. Wenn er keinen Ausweg weiß, dann giebt es keinen, dann heißt es entsagen Allem, was bisher das Höchste, das Reinste in der Welt war, dann ist der Tod ihre einzige Erlösung.

Wenn der Alte vor dem Richter wirklich wiederholte, was er gesagt? Sie schaudert zusammen und bleibt unwillkürlich stehen. — „Fort, fort, fort! ich will nichts denken!“ ruft sie leidenschaftlich aus und eilt so schnell um den Rabenfels herum, daß sie auf dem glatten Boden fast das Gleichgewicht verliert.

Endlich ist sie am Ziele.

O, Glück. Dort sitzt ja Onkel Gosau auf seinem Felsenstuhle. Mit einem Freudenschrei stürzt sie auf ihn zu — bleibt aber plötzlich wie versteinert vor ihm stehen.

Er schläft. Das Haupt ist auf die Brust gesunken und fest geschlossen sind die Augen. In der rechten Hand, die schlaff am Körper herabhängt, hält er das wiedergefundene Waldhorn.

„Wie sanft er schläft!“ denkt Betty und betrachtet ihn gerührt, „ich darf ihn nicht wecken.“

Sie setzt sich ihm gegenüber auf einen Felsblock und schaut ihn unverwandt an. Wie blaß er ist. — So blaß

wie sie ihn nie gesehen. Ein tiefes Mitleid durchzieht ihre Brust, und mit einem Male fallen ihr eine Menge Worte ein, mit denen sie ihn gewiß gekränkt hat. Sie will Alles wieder gut machen.

Aber wie regungslos Onkel Ferdinand dasitzt!

Plötzlich erfaßt sie eine unsagbare Angst. Sie hat noch nie im Leben einen Todten gesehen. Ob wohl die Leichen so aussehen, so friedlich, so sanft, — ob Onkel Gosau am Ende gar gestorben ist?

Sie wagt es nicht, sich zu rühen, sie sitzt wie festgebannt, in seinem Anblick verloren. Ihr Auge täuscht ihr vor, daß seine Wimpern, sein Mund sich leise bewegen. Von neuem hofft sie, daß er wirklich nur schläft.

Sie ermannt sich, sie schleicht auf den Zehen bis an den äußersten Rand der Felsplatte, ob sie im Grunde vielleicht ein menschliches Wesen erspähe, das sie herbeirufen kann.

Lange schaut sie vergeblich; — da endlich — ist das nicht Konrad, ist das nicht Rosel an seiner Hand, die dort im Grunde spazieren? — Ja, ja, sie sind's, sie zieht ihr Tuch aus der Tasche, sie winkt, sie ruft „Konrad", verstummt aber sofort wieder und sieht sich erschreckt nach dem Schlafenden um, ob sie ihn wohl erweckt habe?

Aber Onkel Gosau schläft friedlich weiter, ja, als ob er schön träumt, erscheinen seine edlen Züge von einem freundlichen Lächeln verklärt.

„Er kann nicht todt sein," denkt Betty, „nein, nein, er schläft gewiß nur."

Und wieder winkt sie mit dem Tuche, und macht Konrad Zeichen, heraufzukommen, eilig, eilig, es sei Gefahr im Verzuge.

Als ob sie den Tod überlisten könnte! —

Konrad hat sie verstanden und klimmt mit Rosel den kürzesten, steilsten Pfad zur Geierplatte empor. Es vergehen keine zehn Minuten, da stehen die beiden mit geröthetem Antlitz und klopfendem Herzen vor Betty, die ihnen entgegengekommen ist.

„Was ist? Was ist geschehen?" fragt Konrad, der in Betty's Gesicht die bange Sorge wahrnimmt.

Betty winkt schweigend nur, ihr zu folgen, und führt die Beiden vor den Schlafenden.

„Konrad," fragt sie, „ist das Schlaf?"

Erschreckt kniet Konrad zu Herrn von Gosau nieder, ergreift seine linke Hand und horcht mit dem Ohre dicht an seinen Lippen, ob er den Athem spüre? — Die Hand ist kalt, er vernimmt, er fühlt keinen Odem. — Er öffnet das sammtene Röckchen, er legt seine Hand auf die nackte Brust, ob er den Schlag des Herzens noch fühle? — Es regt sich nichts. —

Bleich und verstört richtet Konrad sich auf und sagt mit tonloser Stimme:

„Das ist nicht Schlaf — das ist der Tod!" —

In stummem Schmerz stehen die drei vor der Leiche und lassen ihren Thränen freien Lauf.

Ueber Betty kommt allmählich eine wunderbare Ruhe, es ist, als ob all' ihr herber Schmerz sich auflöse in

sanfte Schwermuth, als ob ihr tiefes Leid zerrinne vor der Majestät des Todes.

Rosel schluchzt laut wie ein Kind und klammert sich ängstlich an Konrad, sie weiß nicht, daß sie in dem Todten auch einen Bruder beweint. —

„Wir müssen eine Bahre machen und ihn hinuntertragen," sagt Betty ernst und gefaßt.

„Jawohl," erwidert Konrad wie aus einem Traum erwachend und macht sich sofort an's Werk.

Mit Hülfe seines Waidmessers hat er schnell die geeigneten Stämme gefällt, die er zusammenfügt und mit Bast verbindet, während die Mädchen, still weinend, Blätter und Blumen pflücken, um die theure Leiche mit dem zu schmücken, was ihm im Leben soviel Freude bereitet.

Die Bahre ist fertig, grüne Reiser bedecken sie ganz und Konrad unternimmt es, die Leiche darauf zu betten.

Wie er den leichten Körper aufhebt, dessen rechte Hand noch immer krampfhaft das Waldhorn festhält, brechen die beiden Mädchen in lautes Weinen und Klagen aus, während Konrad stumm die Thränen über seine braunen Wangen gleiten läßt.

Nun liegt er so friedlich da, der Freund des Waldes und der Berge, im Grün versteckt, daß kaum das blasse Antlitz daraus hervorlugt.

Konrad und Rosel heben die Bahre auf und setzen sich in Bewegung, Betty folgt schweigend zur Seite.

So geht der stille Zug langsam den Waldpfad hinab und die alten Tannen rauschen leise ihren ergreifenden Trauerchor dazu.

*　　*　　*

Der Justizrath und Erich sind mit ihrem Bericht zu Ende. Engelbert, Frau Mathilde und Fräulein Lorenz haben ihn auf der Wiese vor dem „hohen Hause" stehend vernommen. Alle sind von den unerhörten Enthüllungen überrascht, daß es keinem einfällt, den Platz zu verlassen, obwohl die Sonne noch immer glühend darauf ruht.

Engelbert umarmt tief gerührt seine Frau, Fräulein Lorenz lächelt durch Thränen und Erich wendet in frohster Erwartung kein Auge von dem alten Engelbert. Endlich befreit sich dieser aus den Armen seiner Frau und wendet sich, ihm beide Hände entgegenstreckend, an Erich.

„Können Sie mir verzeihen, edler Freund?" fragt Engelbert mit innigem Tone. Erich ergreift die Hände des alten Freundes und zieht ihn an seine Brust; statt jeder Antwort drückt er einen herzhaften Kuß auf seinen Mund.

„Was wird Betty, was wird Herr von Gosau dazu sagen!" ruft Frau Mathilde aus, — „aber wo sind sie nur, wo bleiben sie so lange?"

„Kommt, laßt uns ihnen entgegengehen," schlägt Engelbert vor, „sie müssen ja diesen Weg hier zurückkommen! Gosau darf nur die halbe Wahrheit erfahren, die tiefe, rührende Wirkung seines Waldhorns, das nun

unschätzbar für ihn werden wird — — wenn nur nicht etwa die späteren Gerichtsverhandlungen Alles verrathen! Läßt sich das nicht vermeiden, lieber Justizrath?"

„Wir wollen sehen — vielleicht!"

„Welch' ein Tag!" ruft Fräulein Lorenz mit einem Blick zum Himmel, und die Andern stimmen ein: „welch' ein Tag!" Aber der Abend dieses schrecklichen Tages ist noch nicht da. Denn eben, während man sich zum Aufbruch anschickt, erscheinen am Waldesrande Betty, Konrad und Rosel mit der Leiche Gosaus.

„Was ist das?" ruft Erich, der den Trauerzug zuerst bemerkt, aus und eilt den Kommenden entgegen. Die Andern folgen in Angst und Verwirrung nach und bald umgeben sie Alle die Leiche des Freundes, die Konrad und Rosel sanft auf den Rasen niedergelassen haben.

Ernst und ohne eine Thräne zu vergießen berichtet Betty, wie sie ihn gefunden.

Ein heiliger Schauer durchbebt Alle bei dem Gedanken wie wunderbar sein Tod die Lösung so vieler Räthsel herbeigeführt hat!

Als Betty es erfährt, sinkt sie, von einer Ohnmacht befallen, der Mutter in die Arme. Engelbert und Erich stützen die Bewußtlose, die an diesem Tage mehr erlebt hat, als in den zwanzig Jahren ihres ganzen Lebens zusammen.

Konrad hat Wasser herbeigeschafft, man reibt ihr die Schläfe damit. Da schlägt Betty die Augen wieder auf,

sie ruhen mit einem unbeschreiblichen Ausdruck von Verwunderung, Glück, Dankbarkeit und Hoffnung auf Erich.

Engelbert ergreift die Hände der beiden Liebenden und fügt sie stumm in einander.

Keiner ist eines Wortes mächtig. So ernst und heilig aber auch die Stunde ist, — es keimt in der Brust jedes Anwesenden ein Gefühl auf, das Glück und Freude verspricht nach Trübsal und Trauerzeit.

Krokonosch und Ziegenrücken.

Eine Wandergeschichte.

I.

Die Freunde.

Das war ja in St. Peter, zwischen dem Krokonosch und Ziegenrücken!"

„Erlaube, Du kannst nicht sagen, daß St. Peter zwischen diesen beiden Bergen liegt —"

„Wo denn sonst?"

„Stelle Dir doch einmal die Lage der Gebirgszüge vor! Nehmen wir an, dies Salzfaß sei die Schneekoppe —" u. s. w. u. s. w., aber die Freunde konnten trotz aller topographischen Versinnbildlichung, die sie mit Hülfe von Messern, Gabeln, Salzfässern und anderen Tischgeräthen vornahmen, zu keiner Einigung gelangen.

Sie saßen an einem wundervollen August-Abend des Jahres 1875 in einem öffentlichen Garten Breslaus, hatten ihre Abendmahlzeit eingenommen und sich dann bei einem Glase Bier am Faden der Erinnerung in die gemeinsam verlebte, noch nicht lange verflossene, und doch

wie sie meinten, schon in graue Dämmerung gehüllte Studentenzeit zurückgesponnen.

Sie waren Beide keine Duckmäuser gewesen; im Gegentheil: mit frischen Sinnen und begehrlichen Gemüthern hatten sie zugegriffen, wo immer sich ihnen eine lockende Frucht gezeigt, und nur selten stieg in ihnen die Reue auf über eine Erdbeere, die sie ungepflückt am Wegesrain stehen gelassen.

Auch hatten sie nicht immer ängstlich danach gefragt, ob der Becher, aus dem sie sich Befriedigung tranken, besonders blank und rein gewesen — und doch hatten sie darum nichts an der Reinheit ihrer Seele eingebüßt.

Aber es war jetzt, nachdem sie bereits zwei Jahre als Regierungsbeamte dem Philisterium angehörten, jene eigenthümliche Melancholie in sie eingezogen, wie sie nur die reife Jugend kennt, die, wenn ein kräftiger Windhauch im Mai die Blüthen von den Bäumen schüttelt, schon wähnt, der Herbst sei gekommen.

Was nun auch immer den Grund zu dieser Stimmung abgegeben haben mochte — vielleicht das graue Einerlei des Beamtenthums, das ihnen zum ersten Male mit erschreckender Deutlichkeit vor die Seele getreten war — genug, sie hielten sich heute Abend für greisenhaft alt und sie sprachen von ihren lustigen Wanderfahrten der Studienzeit wie von verschollenen Sagen, an die man nicht mehr glauben will.

Wie erstaunt wären sie gewesen, hätten sie die Gedanken des alten Herrn am Nebentische, der sie unaus=

gesetzt betrachtete, errathen! Wie mußte er über die lebensmüden Klagen des blonden Jünglings mit den schwärmerischen Augen und dem faltenlosen, blühenden Antlitz lachen, der seinem braunen Freunde mit dem kecken Schnurrbarte und den unternehmungslustigen, blitzenden Augen so lange von der Nichtigkeit und Vergänglichkeit alles Schönen vorpredigte, daß dieser in die Klagelieder einstimmte und, obwohl er mit allen Fasern seines Herzens am Leben hing, schließlich seufzend betheuerte, daß er, wie sein Freund, längst damit abgeschlossen habe.

Denn wie energisch und praktisch Kurt Schmettow, der braune, auch in allen äußeren Verhältnissen des Lebens auftrat, und so sehr er hierin seinen blonden Freund Hans Döring übertraf, übte dieser doch in allen geistigen Beziehungen einen geradezu beherrschenden Einfluß auf den Freund aus. Hans war eine ideal angelegte Natur, er fand neben seiner amtlichen Thätigkeit noch Zeit, sich eingehend mit Literatur, Kunst und Philosophie zu beschäftigen und Kurt sah lernend und bewundernd zu ihm empor.

So war er ihm denn auch heute in die dunkelsten Gänge des Pessimismus gefolgt.

Als sie endlich eine Pause in ihrer Unterhaltung eintreten ließen, erhob sich der alte Herr am Nebentische, lüftete zum Gruße den Hut, und an den beiden Lebensmüden in militärisch strammer Haltung vorübergehend, sagte er mit tiefem, sanftem Tone:

„Werden Sie nur älter, meine Herren, um wieder jugendlicher zu empfinden!“ Dann entfernte er sich rasch.

Die beiden Freunde sahen sich betroffen an.

Wer war der alte Herr gewesen, den sie vorher im Eifer des Gesprächs garnicht bemerkt hatten? Seine Erscheinung erinnerte sie an glücklich verlebte Stunden und seine wenigen Worte ware durch ihre Herzen gegangen gleich einem linden Frühlingshauche über winterliche Einöden.

Schweigend sannen sie eine Zeit lang nach.

Jetzt wußten sie, daß und wo sie ihn gesehen hatten. Ein ganzer prächtiger Sommertag im sonnenbeschienenen Riesengebirge stieg vor ihren geistigen Blicken wieder auf. Sie hatten den alten Herrn zufällig an der Wirthstafel kennen gelernt und seine überaus geistreiche, lebensprühende Unterhaltung, sein tiefes Wissen auf allen Gebieten, die sie berührten, hatte sie derartig gefesselt, daß sie in seiner Gesellschaft den ganzen Tag verblieben und mit einer wahrhaft schmerzlichen Empfindung von ihm Abschied nahmen, als er sich genöthigt sah, plötzlich abzureisen.

„Das war ja in St. Peter," begann Hans Döring.

„Ja, in St. Peter, zwischen dem Krokonosch und Ziegenrücken," bestätigte Kurt Schmettow, worauf sich jener Streit entspann, mit dem wir unsere Erzählung begannen, und der nicht eher endete, als bis sie beschlossen, an Ort und Stelle die Entscheidung über die Lage der beiden Gebirgszüge herbeizuführen.

Das Wetter war so herrlich, schien auch noch lange beständig bleiben zu wollen, und es war mit einem Male

eine Sehnsucht in ihnen erwacht, die heiße Stadt zu fliehen und einige Tage im Gebirge zuzubringen, daß sie sich sofort erhoben, noch heute bei dem befreundeten Vorgesetzten einen kurzen Urlaub nachsuchten und ihre Bündel schnürten, um den anderen Morgen mit dem ersten Zuge nach den Bergen aufzubrechen.

II.

Kunstübung auf der Landstraße.

Wem ginge nicht das Herz auf, wenn er, von Hirschberg kommend, auf der Landstraße nach Schreiberhau sich der mächtigen Wand des Riesengebirges nähert!

In seiner ganzen Ausdehnung liegt es vor uns, von der Schneekoppe bis zum Reifträger, mit den zahlreichen freundlichen Ortschaften zu seinen Füßen, mit den bewaldeten Vorbergen, die sich weit in die Ebene hinein erstrecken.

An der sagenumsponnenen Burgruine Kynast vorbei, die zur Linken liegen bleibt, geht es durch die lieblichen Ortschaften Hermsdorf und Petersdorf in jenen entzückenden Hohlweg hinein, der ganz allmählich aufsteigend uns mitten in's Hochgebirge führt.

Da sendet uns Vater Rübezahl zum ersten Willkomm den munteren Zacken, der über Felsgeröll an blumigen Matten entlang uns krystallklar entgegenkommt, fast immer

freundlich plaudernd, zuweilen aber auch wildschäumend, wenn die Straße zur Rechten und die Felsenwand links ihn gar zu sehr in die Enge treiben.

Und wie weiß er uns durch seine Windungen zu überraschen! Welche abwechselungsreichen Bilder thun sich da vor unseren Blicken auf! Noch sahen wir eben am fernen Horizonte den mächtigen Gipfel des hohen Rades und der Sturmhaube oder den scharfen Grad der steil herabfallenden Schneegruben, da schiebt sich plötzlich wie eine grüne Coulisse dicht vor unsere Augen eine mit hellen Buchen, Lärchen und dunklen Tannen bewachsene Bergwand, als hieße es: bis hierher und nicht weiter! Es war aber nur schöner Scherz, wir sollten uns ausruhen, uns vorbereiten zu neuen Genüssen des Auges, denn schon öffnet sich wieder das Thal und andere noch schönere Bilder als zuvor bieten sich den erstaunten Blicken dar.

Nicht weit hinter dem Vitriolwerk von Petersdorf ist die Stelle, wo die frischere, kräftigere Hochgebirgsluft sich in überraschender Weise fühlbar macht.

Unwillkürlich athmet man auf und läßt mit vollen Zügen die würzige Luft in sich einziehen.

Auch unsere Freunde empfanden den erquickenden Wechsel der Temperatur, ließen den Wagen halten und stiegen aus, um von nun an den Weg bis zur Josephinenhütte, wo Mittagsrast gehalten werden sollte, zu Fuß zurückzulegen.

Ueber ihnen spannte sich ein wolkenloser Himmel aus, die Landstraße war staubfrei, denn es hatte die Nacht geregnet, und das Laub der Bäume, die tausend verschieden=

artigen Blumen auf den zum Theil üppig bewachsenen Felswänden glänzten so frisch und bunt im Sonnenlicht, der Zacken sprang so ausgelassen lustig über die gewaltigen Steinblöcke herab, daß es nicht mit rechten Dingen zugegangen wäre, hätten unsere Freunde nicht mit eingestimmt in den allgemeinen Jubel der Natur.

Ja, die Stimmung von gestern schien verflogen. Der letzte Rest davon war im Eisenbahn=Coupé eingeklemmt worden und hängen geblieben, als sie in Hirschberg schnell daraus entschlüpften und der Schaffner hinter ihnen sofort die Thür wieder zugeschlagen hatte.

„O Wandern, o Wandern, Du freie Burschenlust," sang Hans mit klangvollem Tenor in die Berge hinein, daß es vielfach wiederhallte, und Kurt wagte es nicht ihn zu begleiten, obwohl ihm die Brust ebenso freudig sich hob, denn:

„sein Lied war zu vergleichen
Dem Unkenruf in Teichen —"

ihm fehlte jede Singstimme.

Desto überraschter horchten sie auf, als jetzt plötzlich aus dem Gebüsch zur Rechten eine tiefe Baßstimme sich vernehmen ließ, die nicht ungeschickt in das Lied einfiel und es bis zum Schlusse artig begleitete.

Sobald Hans geendet hatte und die Freunde mit ihren Blicken das Waldesdickicht nach dem unsichtbaren Sänger durchspähten, sprang dieser hinter einer mächtigen Tanne hervor und einen niederen Felsenabsatz so geschickt herab, daß er gerade vor die Wanderer zu stehen kam, und sich tief verneigend sagte er:

„Guten Morgen, meine Herren.“

Die Freunde mußten unwillkürlich laut auflachen. Vor ihnen stand ein wunderlicher Heiliger.

Eine große hagere Gestalt von etwa 35 Jahren, bartlos, mit langer schmaler Nase und engzusammenstehenden dunklen Augen, in einem bis an den Hals zugeknöpften, ehemals schwarzen Rocke, der jetzt aber in allen nur möglichen Farben erglänzte.

Unter dem rechten Arm trug der Mann eine lederne Tasche, auf dem Kopfe einen alten Strohhut, der niemals neu gewesen zu sein schien und dessen breite Krämpe verbogen, geschwärzt und durchlöchert war wie die Seele eines armen Sünders.

Gleichwohl gab dieser Hut seinem Träger ein ganz besonderes unternehmungslustiges Ansehen.

„Is a Wetterle heute, was? Da muß man schon singen! — Aber verzeihen Sie nur, meine Herren, daß ich so ungefragt in Ihr Lied mit einstimmte.“

„Ei, es ging ja vortrefflich,“ sagte Hans.

„Sie sind wohl Sänger von Profession?“ fragte Kurt.

„Gewesen, gewesen, meine Herren!“ antwortete der Fremde mit gewichtiger Miene, die schwarzen Augenbrauen hoch in die Höhe ziehend. „Ich bin acht Jahre lang mit einer fahrenden Truppe herumgezogen, die mich einmal aus meiner Heimat hier mitgeschleppt hatte. Aber es war so zu sagen, ein Hundeleben, meine Herren, ich hielt es nicht aus vor Sehnsucht nach den Bergen, und da nahm ich Reißaus und kehrte zu meiner alten Kunst zurück.“

„Also doch Kunst! Und welche ist die?“ fragte Hans neugierig.

Der Mann wies auf seine Ledertasche und sagte. „Ich bin in der Ausübung derselben, meine Herren, komme vom Kirchdorf und soll nach den Kochelhäusern hinüber; habe mir den Weg abgekürzt, zwar etwas beschwerlich, aber was thut man nicht aus Menschenfreundlichkeit! Hat sich da oben ein alter Bauer beim Holzfällen die Axt in's Bein gejagt, da muß ich halt helfen.“

„Ach, Sie sind Heilkünstler!“

„Zu dienen, meine Herren!“ Er machte eine tiefe Verbeugung.

„Aber gestatten Sie mir meine Verwunderung auszusprechen, meine Herren; wollen Sie denn Ihre schönen Gesichter durch Stoppelbärte entstellen? Wollen Sie in diesem Zustande der Tochter Rübezahls, der keuschen Emma, gegenübertreten? Das könnte Ihnen der Alte verdammt übel nehmen und mit einem grimmen Hagelwetter vergelten! Sie sind heut noch nicht rasirt worden, gelt?“

Hans und Kurt sahen sich lachend an.

„Nein, allerdings nicht,“ sagten sie, „wir sind so zeitig von Hause aufgebrochen.“

„Nun sehen Sie, welch' glückliche Fügung des Himmels, daß er Sie mich treffen ließ! Es stand geschrieben, Sie sollten nicht unrasirt in die Berge gehen! Ich habe alles Nöthige bei mir, das Wasser wird die richtige Temperatur haben, es war vor zehn Minuten kochend.“

Und schon hatte er aus seiner Hintertasche die Blechbüchse mit Wasser hervorgeholt, aus der Ledertasche das

Messer gezogen und geschärft und allen Einwendungen zum Trotz Hans Döring auf einen niederen Felsenvorsprung sanft niedergedrückt, ihm eine Serviette von zweifelhafter Sauberkeit umgebunden und mit dem Einseifen begonnen.

„So etwas genirt große Geister nicht," sagte er, Hans die Wangen reibend, „ich bitte Sie, meine Herren, da haben wir in Frankreich mitunter noch ganz andere Geschäfte auf offener Landstraße, im Angesicht vieler Hunderter von Zuschauern verrichten müssen! Werden wohl auch dabei gewesen sein! Nun also! Du meine Güte! Ich spreche mit einem gewissen Dichter: nichts Menschliches ist mir fremd. Aber bitte, halten Sie nur recht still, mein Herr!"

Hans hatte den Kopf unwillkürlich ein wenig gewendet, weil er ein verdächtiges Geräusch vernommen, und richtig, da zeigte sich auch schon in der Ferne eine große zweispännige Kutsche, die wegen der mächtigen Steigung der Straße im Schritt dahergefahren kam.

„Da haben wir die Zuschauer!" rief Kurt lachend und Hans wollte aufspringen, aber der Heilkünstler hielt ihn mit kräftiger Hand zurück.

„Hier ist kein Entrinnen," sagte er, „Sie können unmöglich halbrasirt den Fremden gegenübertreten."

„Wenn Dich's allein genirt, Hans," sagte Kurt schnell, „so will ich Dir Gesellschaft leisten! Flugs, Herr Meister, ich nehme mein Taschentuch vor, seifen Sie mich auch ein!"

„Das laß ich gelten!" rief der Heilkünstler, ließ den halbrasirten Hans los und stürzte sich auf Kurt, den er so schnell einseifte, daß, noch bevor der Wagen herangekommen war, er schon wieder bei Hans die Arbeit aufgenommen hatte.

Dazu sang er laut ein Lied vor sich hin.

In dem Wagen saßen vier Personen, eine ältere Dame und ein frisches junges Mädchen, gegenüber zwei nicht mehr jungen Männern.

Die Gruppe am Wegesrande muß sich vom Wagen her recht lustig ausgenommen haben, denn das junge Mädchen, das sie zuerst bemerkte, machte sofort lachend ihre Reisegefährten darauf aufmerksam.

Vier Hälse reckten sich neugierig nach der Gruppe hin und nun war Keiner mehr zu halten. Ein weitschallendes Gelächter brach los, in das Hans und Kurt und der fahrende Künstler, der seine Handtirung nothgedrungen unterbrechen mußte, aus voller Kehle einstimmten.

„Gute Verrichtung!" rief einer der Männer im Wagen.

„Allemal, allemal! Darf ich Ew. Gnaden ebenfalls bedienen?" scholl die Antwort des Heilkünstlers zurück.

„Leider nein, wir lassen wachsen, was da wachsen will, wie Sie sehen."

„Bedaure unendlich! Aber vielleicht ein kleiner Aderlaß gefällig oder Blutegel oder Hühneraugenoperation? Letzteres ganz besonders zu empfehlen vor dem Bergsteigen!"

Auch dieses Anerbieten wurde durch Kopfschütteln abgelehnt, denn der Wagen hatte sich bereits so weit entfernt, daß eine mündliche Antwort unmöglich war, ja daß auch ein ziemlich laut gesprochenes „Auf Wiedersehn!“ von den rothen Lippen des jungen Mädchens kaum zu den Ohren der beiden Freunde gelangt war. Noch lange aber hörte man das glockenhelle Lachen des Mädchens, bis der Wagen bei einer Wegebiegung den Augen der Nachschauenden entschwand.

„Das erste Reiseabenteuer, meine Herren!“ begann der Künstler wieder, seine Arbeit aufnehmend, „nun werden Sie sehen, was für allerliebste Sachen sich daraus entwickeln! Die Kleine im Wagen war nicht übel! Ich verstehe mich auf dergleichen, bin nicht umsonst bei der Kunst gewesen. Die holen Sie bald ein!“

„Ach! wir sind nicht zu Liebesabenteuern aufgelegt,“ sagte Hans, einen kurzen Rückfall in die gestrige Stimmung erleidend.

„Das hängt nicht von Ihnen ab!“ erwiderte der Heilkünstler mit gewichtiger Miene, die Achsel zuckend. „Die Liebe, die Liebe! Na, Sie werden ja sehen — und besonders auf Reisen!“

Und wie, um die Freunde nicht aufzuhalten, dem Wagen nachzueilen, beendete er so rasch als möglich sein Werk, geleitete sie Beide den bequemsten Weg an den Zacken hinab, wo sie ihre Gesichter waschen konnten, empfing mit tiefen Verbeugungen die sehr reichliche Belohnung seines Dienstes und verließ die Freunde mit tausend Segenswünschen für ihre fernere Wanderschaft.

Als sie schon ein gut Stück Weges gewandert waren, hörten sie ihn noch einmal rufen.

Sie wandten sich um und gewahrten ihn jenseits des Zackens auf einem hochaufragenden Felsen, der zwischen Birken und Lärchenbäumen schwarz sich abhob.

Er schwenkte sein Tuch und sang dann durch die hohlen Hände so laut, daß die Freunde jedes Wort verstehen konnten, in selbstgewählter Melodie und eigner Dichtung:

„Wandersmann, Wandersmann
Höre mich und denke dran:
Findst Du nirgends was zu lieben,
Besser wärst zu Haus geblieben!"

Die Freunde grüßten lachend ebenfalls mit Tücherwehen, bis der Mann vom Felsen verschwand, und zogen dann ihre Straße weiter.

„Er spielt auf Deine resignirte Aeußerung von vorhin an," sagte Kurt, „und ich glaube, der Mann hat Recht. Zudem, gestehe Dir's nur selbst, mein lieber Hans, wir haben bisher, so oft wir zusammen gewandert sind, noch stets eine „empfindsame Reise" gemacht, und es sollte mich sehr wundern, wenn es diesmal anders würde."

„Ich will nichts verschwören," sagte Hans, „aber ich habe mir vorgenommen, vorsichtig zu sein."

III.

Künstlers Prophezeihung.

Die Freunde hatten sich keineswegs beeilt, dem Wagen nachzukommen; noch genügte ihnen vollkommen ihre eigene Gesellschaft, und auch, als sie jetzt unter den herrlichen Riesentannen der Josephinenhütte ihre Mittagsrast hielten, hatten sie sich ein Plätzchen, möglichst abseits von den anderen Reisenden, ausgesucht und sich ganz dem erquicklichen Ruhen im kühlen, harzdurchdufteten Schatten hingegeben.

„Wofür hieltst Du die Leute, die wir vorhin im Wagen trafen?“ fragte Kurt seinen Freund nach einer langen Pause des Schweigens; denn sie schwiegen, wenn sie beisammen waren, sehr häufig und langweilten sich doch nicht dabei. Ja, es konnte ihnen begegnen, daß ihre Gedanken unabsichtlich so sehr mit demselben Gegenstande beschäftigt waren, daß der Eine dem Anderen auf eine nur gedachte Frage antwortete oder beide zugleich denselben Satz aussprachen.

„Ich bin nicht recht klug aus ihnen geworden,“ antwortete Hans, „das Mädchen hatte weder Aehnlichkeit mit der Alten, noch mit den beiden Männern, die wieder unter einander durchaus verschieden waren. Alle mit Ausnahme des Mädchens, hatten einen recht philiströsen Zug im Gesichte; die Alte ist keineswegs die Mutter der Jungen und die beiden Männer scheinen mir reich gewordene Handwerker und dazu alte Junggesellen zu sein, die vielleicht noch in später Stunde den Entschluß gefaßt haben, zu heirathen.“

„So etwas Aehnliches habe ich mir auch zusammengereimt,“ sagte Kurt, „ich sehe sie nämlich von hier aus und beobachte sie schon längere Zeit. Da drüben sitzen sie.“

„Ich weiß, ich weiß, ich habe sie längst bemerkt. Das Mädchen ist jetzt aufgestanden und geht musternd an den Tischen der Gäste vorüber, als suchte sie Jemand, während die drei Andern die Köpfe zusammstecken und eifrig über eine augenscheinlich sehr wichtige Angelegenheit discutiren.“

„Das Mädchen kommt immer näher, Hans; paß' auf, die sucht uns!“

„Wahrhaftig, es ist so. Jetzt hat sie uns gesehen und kommt lachend auf uns zu.

Das junge Mädchen trat wirklich mit raschen Schritten an den Tisch der Freunde heran, winkte diesen vertraulich zu und sagte, nachdem sie sich noch einmal flüchtig nach den Ihrigen umgesehen hatte, ganz unbefangen:

„Guten Tag, meine Herren, da sind Sie ja endlich, ich habe mir schon fast den Hals nach Ihnen verdreht.“

Die Freunde erhoben sich, machten eine stumme Verbeugung und mußten wohl unwillkürlich in ihren Gesichtern so viel Verwunderung sehen lassen, daß das Mädchen in ihrer Rede fortfuhr:

„Wundern Sie sich nicht, meine Herren, daß ich so geradeswegs auf Sie losgehe. Mir ist aber von meinen Freundinnen in Spandau — ich bin nämlich aus Spandau, so gut wie Vorstadt von Berlin — gesagt worden, daß man auf solchen Gebirgsreisen nicht zimperlich sein darf, wenn man sich amüsiren will. Da muß man Bekanntschaften machen und die anreden, die Einem gefallen. Nun sehen Sie, ich reise mit meiner alten Tante und zwei ledernen, alten Junggesellen, die mich beide heirathen wollen und von denen mir immer Einer mehr zuwider ist, als der Andere. Das ist schrecklich; es scheut sich Jeder mit uns bekannt zu werden. Als ich Sie nun aber vorhin auf der Chaussee in so fröhlicher Laune und bei so origineller Beschäftigung traf, so dachte ich mir, das sind lustige Vögel, das sind gewiß Studenten, mit denen mußt Du bekannt werden, und sollten meine Herren Freier auch bersten darüber vor Aerger."

„Das ist gescheut, mein Fräulein," sagte Kurt, auf ihren Ton eingehend, „wir reisen zwar, wie mein Freund Hans eben sagen will, nicht lediglich zum Vergnügen —"

„Nicht zum Vergnügen?" rief das Mädchen erstaunt dazwischen.

„Nicht eigentlich," nahm nun Hans das Wort und lächelte, „unsere Reise hat den Zweck, die Lage des Krokonosch und des Ziegenrücken festzustellen —"

„Was für Zeug?“ fiel das Mädchen erschreckt ein, „das klingt ja entsetzlich! Ziegenrücken! und dann das andere Thier! Sie sind wohl von der Thierarzneischule in Berlin?“

Die Freunde lachten herzlich.

„Das nicht, mein Fräulein, es handelt sich um die Lage zweier Berge, also ein geographischer Zweck, aber das schließt ja natürlich nicht aus, daß man auch allerhand schöne Abenteuer dabei erlebt,“ sagte Hans, jetzt wirklich ganz lustig; und Kurt, über die Gemüthsstimmung seines Freundes erfreut, klopfte ihm auf die Schulter und rief:

„Hans, ich sage Dir, der Heilkünstler war ein Prophet.“

„Freilich war er das,“ bestätigte das Fräulein vergnügt, „er hat Ihnen gesagt, daß wir noch miteinander bekannt werden würden, nicht? Sie meinen doch den Heilkünstler von der Landstraße?“

„O, über die weibliche Divinationsgabe!“ rief Hans, sich die Hände reibend vor Vergnügen.

„Natürlich meine ich den,“ sagte Kurt, „Sie sind selbst eine Prophetin! Und was befehlen Sie, daß nun geschehen soll, mein Fräulein? —“

„Minna,“ ergänzte das Mädchen, „Minna Tinzmann heiße ich. Meine Eltern sind todt. Mein Vater war ein wohlhabender Tischlermeister, mein Vormund ist einer von meinen Reisebegleitern, die Sie nachher kennen lernen werden. Ich wohne bei meiner Tante.“

Die Freunde nannten nunmehr auch ihre Namen. Minna machte einen niedlichen Knix.

„Und nun," sagte sie entschlossen, „begleiten Sie mich zu den Glasmachern! Ich habe so etwas noch nie gesehen, und weder meine Tante, noch meine Herren Freier wollten mit mir gehen, sie wären zu müde, sagten sie, und müßten von wichtigen Angelegenheiten sprechen, und da fingen sie auch wirklich schon wieder von Hypotheken an! Denken Sie, meine Herren, Hypotheken! Wenn ich das Wort nur höre, läuft es mir ganz kalt über den Rücken! Ei, so redet so viel ihr wollt, dachte ich mir da, jetzt suche ich mir andere Gesellschaft! Und so kam ich zu Ihnen. Sie wissen doch, wo die Glasmacher sind?"

„Freilich, freilich," erwiderten Hans und Kurt, „es wird uns ein ganz besonderes Vergnügen sein, Sie zu begleiten."

Und das junge Mädchen, dessen unbefangene Art frei von jeder Frechheit war, in die Mitte nehmend, wanderten die Drei mit munteren, freudebeflügelten Schritten nach der Glashütte.

Minna sah in ihrem hellgrauen gutsitzenden Reisekleide, das ihre üppige und doch nicht ungraziöse Gestalt voll zur Geltung brachte, mit ihren frischen rothen Wangen und klugen grauen Augen so hübsch aus, daß Kurt und Hans nicht müde wurden, sie mit ihren Blicken in ein förmliches Kreuzfeuer zu nehmen.

Sie überschritten die weißgetünchte Brücke des Zackens, der mitten durch die Fabrikanlagen rauscht,

traten in die Glashütte ein und näherten sich den runden Oefen, bei deren heißer Gluth Männer und Knaben mit ruhiger Sicherheit ihr feuriges Handwerk betrieben.

Minna war zunächst stumm vor Verwunderung, ein einziges kurzes Ach! entschlüpfte ihrem halb geöffneten Munde und ihre Blicke folgten den Bewegungen der Glasbläser mit wachsendem Interesse.

Mit welcher Leichtigkeit sie die flüssige Masse handhabten! Wie geschickt sie aus den langen Röhren das glühende Glas in die verschiedensten Formen bliesen, und wie vertraut sie dabei umgingen mit dem feurigen Elemente selbst, als wären sie gefeit gegen jede Verbrennung.

Nachdem Minna verschiedene Gegenstände, als Cylinder, Biergläser, Lampenglocken u. s. w. hatte vor ihren Augen entstehen sehen, warf sie nunmehr einen prüfenden Blick auf die Arbeiter selbst und erschrak. Wie elend sahen diese Menschen aus! Die hageren Körper, nur mit dünnen Beinkleidern und einem leichten Hemd bekleidet, wie ausgetrocknet von der glühenden Hitze, der sie fortwährend ausgesetzt sind, die Gesichter eingefallen und fahl, noch elender erscheinend durch die dunkelblauen Brillen, mit denen die Meisten von ihnen zum Schutze der Augen versehen waren.

„Wie sehen die armen Menschen aus!“ rief Minna halblaut ihren Begleitern zu, sich mit banger Sorge von Einem zum Andern wendend. „Die Leute scheinen Alle die Schwindsucht zu haben.“

„Das bringt ihr angreifendes Handwerk mit sich," sagte Kurt und Hans fügte hinzu:

„Die Wenigsten erreichen das 50. Lebensjahr, sehr Viele von ihnen kaum das 40."

In Minnas Augen flimmerte etwas wie eine zurückgehaltene Thräne, sie griff hastig in ihre Tasche und holte ihr Geldbeutelchen heraus, das sie eine Zeit lang unschlüssig in der Hand hielt.

„Die Leute dürfen nichts annehmen," sagte Hans, der ihre Absicht errathen hatte, „sehen Sie, dort steht es an jener Tafel."

„Nichts annehmen?" sagte Minna rasch, „ich möchte doch sehen, wer mir verbieten will, etwas zu geben."

Hans hielt sie sanft zurück.

„Sie setzen die Leute in Verlegenheit," sagte er freundlich, „sie müssen Sie zurückweisen, und dann — wollen Sie Jedem etwas geben?" fragte er lächelnd „denn Einen bevorzugen, hieße die Andern zurücksetzen."

Minna schwieg verlegen.

„Wir sind zu armselige Geschöpfe," sagte sie halb seufzend, halb grollend, „ich glaube, mir wird es aus Gläsern jetzt überhaupt nicht mehr schmecken."

„Auch diese Leute," sagte Kurt achselzuckend, „holen sich ihren Trost aus dem Glase, mehr als ihnen gut ist, darum verzagen Sie nicht, Fräulein Minna; wollen Sie übrigens etwas für sie thun, so legen Sie Ihr Scherflein in diese Büchse hier, das fließt dann in die gemeinsame Krankenkasse."

„Ja, das will ich thun," sagte Minna und warf ein Zehnmarkstück in die an der Wand angebrachte Büchse.

Auch die Freunde lieferten ihre Beiträge und fast alle anwesenden Fremden folgten ihrem Beispiele.

„Nun aber wieder hinaus in die schöne Gotteswelt!" sagte Minna, „hier drin werde ich ganz traurig und das ist wider meine Natur und macht mich krank. Kommen Sie, meine Herren, und sagen Sie meiner Tante nicht, daß ich Geld ausgegeben habe."

Als sie aus der dunklen Hütte hinaustraten, lag die helle Sonnengluth noch auf den sauberen Kiesplätzen vor den Beamtenhäusern, und doch athmeten sie auf und erfreuten sich des sanften Luftzuges, der von den Bergen her auf sie zuwehte.

Auf der Zackenbrücke blieben sie stehen, lehnten sich über das Geländer und schauten eine Zeit lang stumm dem munteren Spiele der Wasser zu. Das that ihnen so wohl, es war ihnen, als könnten sie stundenlang stehen und nichts anderes thun, als nur hinabschauen.

Da tanzte auf den Wellen eine wilde Rose ihnen entgegen, die ein Wandersmann droben hineingeworfen haben mochte, und die fortgerissen wurde hinab in's Thal.

Alle Drei bemerkten sie zugleich.

„Das hat die sich auch nicht träumen lassen," sagte Minna, „als sie da oben in der Waldeinsamkeit auf irgend einem Felsen zuerst ihre Knospe öffnete, daß sie einmal eine so lustige Reise machen würde. Freilich, sie

geht daran zu Grunde, aber besser so fröhlich zu Grunde gehen, als unter Felsgeröll einsam verwelken."

Sie seufzte.

„Das klingt ja beinahe sentimental, Fräulein Minna," sagte Kurt, sie von der Seite anblickend.

„Soll's aber nicht sein," erwiderte sie stark, sich ganz aufrichtend, „das könnte mir gerade noch fehlen, sentimental zu werden, obgleich ich vielleicht mehr Recht dazu hätte wie jene vornehmen Damen, die es aus langer Weile werden. Nein, sentimental nicht! Aber dreinschlagen könnt' ich manchmal, wenn die Menschen so dumm und niederträchtig sind, daß Sie das Bischen Sonne, was uns hier scheint, weder sich noch Anderen gönnen!"

Sie schaute trotzig in's Unbestimmte hinein.

„Was ist Ihnen auf einmal in den Sinn gekommen, Fräulein?" fragte Hans, sie ängstlich anschauend, „sind wir Ihnen etwa mit irgend etwas zu nahe getreten?"

Er sah sie so treuherzig bekümmert an, daß sie lachen mußte.

„Nein. Sie wahrhaftig nicht, meine Herren, ich bin überglücklich, daß ich Sie getroffen habe. Aber jetzt kommt ein wichtiger Augenblick! Wir müssen leider zurück, es ist die höchste Zeit, daß ich Ihnen meine Tante und die Herren Sperling und Zeppmeisel vorstelle."

Die Freunde fuhren leicht zusammen bei diesen Worten und sahen sich fragend an. Minna bemerkte es und sagte traurig:

„Sie werden mich doch jetzt nicht verlassen?"

Wieder folgte durch die Augensprache ein kurzer Gedankenaustausch zwischen den Freunden.

„Nein, Hans, das geht wahrhaftig nicht, wir dürfen Fräulein Minna jetzt nicht verlassen."

„Aber ich habe ja gar nicht gesagt, daß ich das thun will, Fräulein Minna—wir sind ganz zu Ihren Diensten!"

Und wie sie gekommen waren, gingen die Drei, Minna in der Mitte, lustig plaudernd zum Gasthause zurück.

IV.

Ein Abenteuer mit wilden Thieren und seine Wirkung.

Dort hatte während dessen die Tante mit ihren Begleitern die Hypothekenangelegenheit zur Genüge durchsprochen und man war auf ein Thema gekommen, das bisher nur leise angedeutet, hier in der freien Gebirgsluft zum ersten Male mit voller Offenheit behandelt wurde.

Herr Zeppmeisel nämlich, ein wohlhabender Pfefferküchlermeister, 43 Jahre alt, kurz und breit von Gestalt, mit rothem gedunsenem Gesicht, blondem dünnem Bart und kleinen gutmüthig funkelnden Augen, hatte soeben bei dem besprochenen Geschäfte sich von einer so noblen Seite gezeigt, daß er dadurch gerührt und ermuthigt zugleich, nach einigem Räuspern und während ihm das Herz pochte, mit seiner hellen Fistelstimme an Herrn Sperling die Frage zu richten wagte:

„Wie stehen Sie eigentlich mit Minna?“

Herr Sperling, ein entfernter Verwandter Minna's, ebenfalls klein und in demselben Alter, aber schmächtiger

von Statur, als sein Nebenbuhler, und von einer gewissen Zierlichkeit, um nicht zu sagen Geziertheit in seinen Bewegungen, Besitzer einer großen Strumpfwirkefabrik, zog die Augenbrauen in die Höhe, senkte den Kopf ein wenig zur Seite und sagte, mit einem scheuen Blick auf Tante Voxhammer:

„Sie wissen, ich lasse dem Kinde Zeit — in einem Jahr ist sie majorenn — dann will ich ihr meine Pläne der Zukunft eröffnen.“

Er strich sich den schon etwas graugesprenkelten Bart, lehnte sich im Stuhle zurück und schaute siegesgewiß seinem Gegner in's Gesicht.

Herr Zeppmeisel schlug seine Aeuglein nieder, nahm allen seinen Muth zusammen und erwiderte:

„Nun, als Vormund können Sie sie allerdings nicht heirathen, ich sehe aber nicht ein, warum das Mädchen noch ein Jahr warten soll, wenn sich ein Anderer schon jetzt gefunden hat, sie heimzuführen.“

„Das heißt — Sie meinen —“ sagte Herr Sperling wieder mit einem Blick auf Madame Voxhammer und stockte in seiner Rede, da er aus ihren Mienen merkte, wie ungelegen ihr dieses Gespräch kam.

Die Tante Voxhammer spielte nämlich im Geheimen ihr besonderes Spiel mit jedem der beiden Freier und zog daraus doppelten klingenden Vortheil, obgleich sie in Wirklichkeit nicht daran dachte, ihre Nichte an diese „übertrabten“ Junggesellen zu verheirathen. Und sie war die Frau, sich das Recht zuzuerkennen, ein Wort in der Sache mitzusprechen.

Jeder der beiden — im Grunde recht gutmüthigen — Rivalen deutete sich das Mienenspiel der Tante zu seinen Gunsten und diese wiederum sah sich schleunigst nach einer Hülfe von außen um, die unangenehmen Erörterungen die ihr zweideutiges Spiel hätten verrathen können, rasch zu beenden.

Die Hülfe war auch ganz in der Nähe.

„Ach, sehen Sie nur, welch' possirliches Thier!" rief sie plötzlich aus, „rufen Sie doch den Menschen zu uns!"

Die Herren Zeppmeisel und Sperling wandten sich sofort nach der angedeuteten Richtung hin und gewahrten einen Savoyardenknaben, der einen Affen und ein Murmelthier mit sich führte und den Gästen allerhand lustige Kunststückchen zum Besten gab.

Herr Zeppmeisel zog sogleich seine Börse und rief den Burschen heran.

„Nun, was können denn Deine Künstler?" sagte er mit herablassender Gönnermiene, „Sind sie wohl im Stande, eine Wurst im Finstern zu verspeisen?"

Er schüttelte sich vor Lachen über seinen Witz, sah sich nach allen Seiten hin um, ob man ihn auch gehört hätte und freute sich, daß einige bescheidene Seelen ihn ebenfalls belachten.

Der Knabe aber mit seinem melancholischen Gesicht blieb stumm wie zuvor und verzog keine Miene.

„Wie können Sie nur mit dem jungen Mann deutsch reden, Sie sehen doch, daß er ein Kind des Südens ist," sagte die Tante würdevoll, Herrn Zeppmeisel einen vor-

wurfsvollen Blick zuwerfend. „Kommen Sie doch ein Bisken näher,“ setzte sie gleichwohl, an den Knaben sich wendend in unverfälschtem Spandauisch hinzu, „der Affe ist wirklich allerliebst.“

„Er scheint Sie auch ganz besonders zu bevorzugen, denn er schielt immer nach Ihnen hin; sehen Sie nur!“ rief Herr Sperling.

Der Knabe war dicht an den Tisch herangetreten, und das Aeffchen wandte sich in der That am lebhaftesten der Tante zu.

„Ist er auch jutmüthig?“ fragte sie, ihm die Hand entgegenstreckend.

Der Affe aber hatte es augenscheinlich nur auf die großen rothen Beeren am Hute der Tante abgesehen, denn plötzlich saß er mit einem kühnen Sprunge auf ihrer Schulter und zerrte ihr den Hut vom Kopfe.

Frau Voxhammer schrie auf und sank ohnmächtig zurück. Die Herren Sperling und Zeppmeisel sprangen entsetzt auf und eilten zu Hülfe; der Wirth, der zufällig in der Nähe gestanden, riß den Knaben mit dem Affen zur Seite und hieß ihn schleunigst davongehen, während Herr Sperling der Tante ein Glas Wasser in's Gesicht goß und Herr Zeppmeisel fortwährend nach Eau de Cologne schrie.

In diesem Augenblick traten Minna, Hans und Kurt nichtsahnend an den Tisch. Sie hörten noch den lauten Ruf nach Eau de Cologne.

„Hier, hier,“ rief Minna erschreckt, ein Fläschchen aus der Tasche ziehend, „was ist der Tante?“

Herr Sperling sah sie vorwurfsvoll an.

„Wo bist Du nur so lange gewesen, Minna? Wir hätten sie verlieren können, die gute Tante," sagte er und spritzte Frau Boxhammer von Neuem Wasser in's Gesicht.

„Lassen Sie doch das dumme Gespritze, Herr Sperling!" schrie diese aber, die Augen aufschlagend, in einem Tone, daß Herr Sperling drei Schritte zurückwich, griff nach Minnas Fläschchen, dessen Inhalt sie auf ihre fleischige Hände goß und rieb sich damit die Stirn.

„Es ist wirklich ein Skandal," fuhr sie erregt fort, „daß die Polizei in diesen Bergen einen anständigen Christenmenschen nicht einmal vor den wilden Thieren in Schutz nimmt!"

„Es ist nur gut, daß Sie noch leben," flötete Herr Zeppmeisel theilnahmsvoll.

Ein brausendes Gelächter von allen Tischen ringsum war die Antwort auf diese laut geführte Unterhaltung.

Minna und ihre Begleiter, die bisher nur die ohnmächtige Tante beobachtet hatten, sahen sich verwundert um und gewahrten nun, daß die Blicke fast aller Gäste auf sie gerichtet waren.

Hans und Kurt empfanden das in hohem Grade unangenehm, ein zwischen ihnen rasch gewechselter Blick aber gab ihrer übereinstimmenden Meinung dahin Ausdruck, daß Minna in dieser Situation zu verlassen, Feigheit wäre.

Kurt wandte sich daher, die neugierigen Gesichter nicht achtend, leise an Minna mit der Aufforderung, ihn und seinen Freund den Ihrigen vorzustellen.

Minna sah Kurt mit inniger Dankbarkeit in's Auge, wandte sich dann schnell nach Hans um, und als sie auch aus dessen Blicken die Absicht leuchten sah, sie jetzt nicht zu verlassen, hüpfte sie unwillkürlich vor Freude ein wenig in die Höh', stellte die Herren vor, bat sie Platz zu nehmen und fragte in gedämpftem Tone, was denn eigentlich vorgefallen sei, das die allgemeine Aufmerksamkeit so an ihren Tisch gelenkt hätte?

Sie sollte es sogleich erfahren.

Die Ankunft Minnas und ihrer Begleiter hatte nach allen Richtungen hin beruhigend gewirkt. Der angenehme Eindruck, den die drei frischen jungen Menschen auf Alle, die sie sahen, machte, kam den Herren Sperling und Zeppmeisel, sowie der Tante zu Gute und nahm einen großen Theil der Lächerlichkeit von ihnen hinweg. Das merkten diese nur zu gut, denn sie nickten bei der Vorstellung nur ganz herablassend mit dem Kopf und schauten sich dann verächtlich nach den Lachern von vorhin um, als ob sie sagen wollten: „Da seht ihr, Pack, was für feine Leute wir sind."

Dann gaben sie mit vieler Weitschweifigkeit und indem jeder seinen großen persönlichen Muth in das gehörige Licht zu setzen verstand, einen Bericht von dem ganzen Abenteuer. Eine Löwenjagd im Innern Afrikas war ein Kinderspiel gegen die Gefahr, in der sie soeben geschwebt hatten.

Auch schien es den Herren Zeppmeisel und Sperling durchaus angebracht, den beiden jungen Herren gegenüber

recht gewählt und gebildet zu sprechen, es mußte ihnen imponirt werden um jeden Preis, schon Minnas wegen.

So sagte denn Herr Sperling mit wichtiger Betonung am Schlusse seines Berichts:

„Die wilde Natur der Bestien läßt sich eben auch durch die Cultur nicht beseitigen.“

„Nein, Sie hätten das wilde, funkelnde Auge des Thieres sehen sollen, meine Herren, als es das Attentat auf unsere verehrte Frau Vorhammer ausübte, es war entsetzlich,“ bestätigte Herr Zeppmeisel im Fisteltone.

Herr Sperling: „Man kann im Allgemeinen sagen, daß die Bestie Bestie bleibt.“

Herr Zeppmeisel: „Und daß der Mensch vermöge seiner höheren Intelligenz —“

Herr Sperling: „wie Frau Vorhammer bewiesen hat —“

Herr Zeppmeisel: nur durch die Geistesgegenwart den Sieg davonträgt.“

Herr Sperling: „denn die Natur im Allgemeinen —“

Herr Zeppmeisel: „Sie meinen doch gewissermaßen das Natürliche in der Natur?“

Herr Sperling: „Wenn Sie aufmerksam meinen Erörterungen gefolgt wären, so müßten Sie gemerkt haben“ —

Herr Zeppmeisel: „Ganz natürlich, daß Sie unter dem Natürlichen im Allgemeinen, mit Rücksicht auf den speciellen Fall, das heißt, auf besagten Affen —“

Herr Sperling: „Im Gegentheil, ich ging gerade vom Affen auf's Allgemeine —"

Nun hatte Hans genug. Er erhob sich rasch, sah auf die Uhr und sagte: „Entschuldigen Sie, meine Herrschaften, wir müssen aufbrechen, da wir noch heute nach der Schneegrubenbaude wollen."

„Also glückliche Reise! Es war uns sehr angenehm," setzte Kurt, der sich ebenfalls erhoben hatte, hinzu, und beide Freunde verließen so rasch den Tisch, daß sie nicht einmal Gelegenheit hatten, die verblüfften Gesichter zu sehen, die sie an demselben zurückließen. Nur hörten sie beide deutlich Minna in weinerlichem Tone in die Worte ausbrechen:

„Das haben wir Eurem verdammten Gewäsche zu danken!"

„Du bist sehr rasch in Deinem Urtheil, Minna," sagte Frau Vorhammer verweisend.

„Fast so rasch wie die jungen Herren," meinte Herr Sperling beleidigt, während Herr Zeppmeisel seine Nase verlegen in's Bierglas versenkte.

„O, wäre nur Einer von Euch auch nur den zehnten Theil so rasch," erwiderte Minna wüthend und warf ihre Handschuhe auf den Tisch.

Es entstand eine peinliche Pause, in der Niemand sprach und Niemand den Andern ansah. Frau Vorhammer aber, die in den Seelen der drei Anderen auch ohnedies zu lesen verstand, sprach zuerst das erlösende Wort:

„Ich denke, die Schneegrubenbaude könnten wir heute auch noch erreichen.“

Dadurch hatte sie alle drei für sich gewonnen; die Herren Zeppmeisel und Sperling durch das Zutrauen, das sie in ihre Raschheit setzte, und Minna, indem sie ihr die Hoffnung machte, die beiden jungen Herren wiederzusehen, die auch die Tante als recht brauchbare und gewinnversprechende Rivalen erkannt hatte.

V.

Was sich in der Schneegrubenbaude zugetragen.

Die Freunde wandern nun stumm und allein den in seinem ersten Theile mit schlanken Lärchenbäumen bestandenen Pfad, der anfangs ganz allmählich, dann plötzlich steil zum Zackenfall hinaufführt, halten sich aber dort nicht auf, da zu viel lärmende Gäste und ein verstimmter Leierkasten sie weitertreiben, den schattigen Fußpfad hinan, der „neuen schlesischen Baude" entgegen.

Hoher Nadelwald umgiebt sie von allen Seiten, muntere, klare Quellgewässerchen stürzen plaudernd an ihnen vorbei, prächtige Farrenkräuter und blaue Glockenblumen auf ihrem Wege bespülend. Reife Blau- und Preiselbeeren wuchern im dunklen Kraut überall am Boden und zwischen dem Felsgestein.

Zuweilen lichtet sich der Wald und gewährt nun einen köstlichen Blick hinab in's Hirschberger Thal, wo man viele Meilen weit hunderte von Ortschaften bis zum fernen Horizonte mit dem Auge verfolgen kann.

An solchen Stellen machen die Freunde Halt und wenden bewundernd ihre Blicke zurück. Die Brust erweitert sich ihnen, das Herz pocht laut, die Augen glänzen vor Freude. Neugestärkt setzen sie ihre Wanderung fort, die Hitze ist sehr erträglich, die Bäume und Kräuter strömen einen erquickenden Duft aus.

„Ich war schroff zu den Leuten, das ist wahr," beginnt Hans Döring nach langer Pause des Schweigens, „aber ich bitte Dich, Kurt, war das Gewäsch der beiden Philister länger zu ertragen? Und denke Dir, wenn wir den herrlichen Weg hier jetzt mit ihnen zusammen machen müßten, wäre das nicht entsetzlich?"

„Freilich wäre es das; aber um Minna thut es mir leid. Sie war ein natürwüchsiges, frisches Kind."

„Wäre sie nicht gewesen, ich hätte schon weit eher die Geduld verloren, das ist wahr."

„Ich fürchte, die beiden Freier werden ihr arg zusetzen wegen der harten Kritik, der sie ihr Gespräch unterzogen hat."

„O, sie wird sich schon ihrer Haut wehren, — und dann, gieb Acht, wir haben sie nicht zum letzten Male gesehen. Ich weiß, daß sie uns nachkommen. Und in den Bauden will ich ganz gern mit ihrer Gesellschaft die der Anderen mit in Kauf nehmen, nur auf der Wanderschaft, denke ich, bleiben wir stets allein."

„Das meine ich auch. Minna hat ein vortreffliches Gemüth und man fühlt sich wohl in ihrer Nähe. Ueberhaupt muß ich bemerken, Hans, daß in meinem Herzen doch noch nicht Alles todt ist, wie ich gestern Abend

wähnte. Ja, es hüpft heute so vergnügt, daß ich mitunter vermeine, von ihm gehoben zu werden um nur so über dem Fußboden dahinzuschweben."

„Und Du schreibst dieses erhöhte Gefühl der Begegnung mit Minna zu?"

„Das möchte ich nicht sagen. Nein, vielmehr scheint es mir, als ob jedes wackere, gesunde junge Mädchen dieselbe Rolle in meinem Herzen spielen könnte. Sie dient nur zur Ausschmückung meines Inneren, aber sie könnte auch, ohne die Stimmung sehr zu drücken, fehlen."

„Das laß ich gelten. Vielleicht hat der alte Herr doch Recht gehabt."

„Ich muß viel an seine Worte denken. — Aber sieh', da ist der Wald zu Ende, ich sehe schon den Rauch aus der „neuen Schlesischen Baude" aufsteigen."

In der That hörte der Wald jetzt auf und vor ihnen erhob sich der letzte, steilansteigende, nur hin und wieder mit kleinen Zwergtannen bewachsene, Theil des Riesenkammes.

Das niedrige graue Dach der Baude, die wie ein Vogelnest an die Berglehne angeklebt erscheint, wurde sichtbar. Noch aber hatten sie zehn Minuten stark zu steigen, ehe sie erreicht war. Ohne Aufenthalt gehen sie an ihr vorüber.

In ununterbrochener Steigung führt nun der Pfad die Berglehne hinan. Noch dehnen sich zwischen wüstem Steingeröll weite Wiesenflächen mit buntem Blumenflor, auf denen die Viehherden, Nahrung suchend, mit ihrem melancholischen Glockengeläute auf- und abklettern, die

Zwergtannen verschwinden allmählich und machen dem saftigen Knieholz Platz, das sich mit seinen seltsam verkrüppelten Aesten dicht am Boden hinzieht. Dann ist die Höhe erklommen und nun wandert man auf dem breiten Rücken des Riesenkammes bequem und eben dahin wie auf einem weichen Teppich, stets begleitet von den dunklen Gruppen des treuen Knieholzes.

Welch' herrliches, leichtes Wandern in dieser luftigen Höhe bei gutem Wetter! Zur Linken der weite Blick in die bunte schlesische Ebene, zur Rechten die wildromantischen Bergzüge des schönen Böhmerlandes.

Die Freunde gelangten noch bei guter Zeit an die Schneegruben, erlabten sich an der prachtvollen Aussicht und hatten fast Lust, da sie noch keine Ermüdung verspürten, bis zur Elbfallbaude zu wandern, um von da Tags darauf sofort nach St. Peter aufzubrechen.

Allein Kurt plaidirte entschieden für eine Weiterwanderung auf dem Kamme und Besteigung der Schneekoppe am folgenden Tage, und Hans ließ sich leicht überreden. So wurde denn beschlossen in der Schneegrubenbaude zu übernachten.

Ob diese Beschlußfassung gänzlich unbeeinflußt war von dem Gedanken, daß Minna dieselbe Tour vorhabe, soll mit Bestimmtheit nicht behauptet werden, muß vielmehr in einer objectiven Berichterstattung dem Urtheil des Lesers überlassen bleiben.

Die Freunde hatten sich möglichst lange im Freien aufgehalten, bis sie die schnell eintretende Abendkühle

zwang, das allgemeine Gastzimmer der Schneegrubenbaude aufzusuchen.

Sie trafen laute, lustige Gesellschaft darin. Eine alte häßliche Harfenspielerin sang einen gerade im Schwange befindlichen Gassenhauer und die Anwesenden stimmten mit allen Kräften in den Refrain ein.

In einer Ecke des großen niedrigen Zimmers war noch ein Tisch frei, den die Freunde mit Beschlag belegten. Sie 'bestellten ein warmes Abendbrot, ließen sich eine Flasche Ungarwein geben und schauten zunächst schweigend dem bunten Treiben vor ihnen zu.

Sie musterten alle Anwesenden, fanden darunter manch' freundliches, auch hübsches Gesicht, aber keine Persönlichkeit, die ihnen ein besonderes Interesse einflößen konnte.

Indessen war die Stimmung unter den Gästen eine so harmlos vergnügliche, daß unsere Freunde bald davon angesteckt wurden und tüchtig mitsangen. Hier konnte auch Kurt, unbeschadet des künstlerischen Gesammteindrucks, seine Stimme muthig ertönen lassen, und er that es desto lauter, je mehr der gute Ungarwein seine Wirkung hat.

Eben intonirte die Harfenistin das geistreiche Fuchslied: „Was kommt dort von der Höh," in das alle Anwesenden einstimmten, als die Thür geöffnet wurde und Minna mit den Ihrigen eintrat.

Sie schienen alle Vier durchaus nicht ermüdet zu sein, sahen vielmehr sehr munter aus, und die Herren Zeppmeisel und Sperling, welche im ersten Schrecken geglaubt hatten, das Lied, das soeben begonnen, sei auf sie

gemünzt, wurden nur desto vergnügter, als sie merkten, daß man es keineswegs auf ihre ehrenwerthen Persönlichkeiten abgesehen hatte.

Minna hatte mit ihren Luchsaugen sofort entdeckt, daß an dem Tische der Freunde noch genügend Raum für sie sei, und ging denn auch geradeswegs auf sie zu. Die Anderen folgten und man freute sich allseitig des fröhlichen Wiedersehens.

„Sie sind aber gut gewandert," bemerkte Hans zu den beiden Freiern gewendet, um sein etwas schroffes Verfahren in Josephinenhütte wieder gut zu machen, „Sie scheinen garnicht sehr erhitzt."

„Und alle Achtung, Madame Boxhammer, Sie müssen eine vortreffliche Fußgängerin sein!" setzte Kurt schmeichelnd hinzu.

Anstatt aber von diesem Complimente sehr angenehm berührt zu sein, machten die Drei, denen es gegolten, verlegene Gesichter, während Minna ausgelassen vor sich hinkicherte und sich augenscheinlich über sie lustig machte. Sie ließ aber nichts davon verlauten, daß Frau Boxhammer den ganzen Weg getragen worden war und die Herren Zeppmeisel und Sperling abwechselnd sich eines Gaules bedient hatten, während sie selbst rüstig gewandert war, sondern sagte nur, nachdem sie gemerkt, daß Keiner die Wahrheit einzugestehen wage, in lustigem Tone:

„Ja sehen Sie, meine Herren, das macht eben die Jugend!"

Dazu schnitt sie ein so allerliebst verschmitztes Gesicht, daß sie Alle lachen mußten, welchen Umstand Herr Sperling

benutzte, um sofort auf ein anderes Thema abzulenken und das Lob des guten Fußwanderes dabei ruhig einzuheimsen. Und damit der Schein der Jugendlichkeit, der auf sie gefallen war, auch weiter aufrecht erhalten würde, wandten sich die Herren Zeppmeisel und Sperling nach einer reichlichen Abendmahlzeit dem Ungarwein mit einer Ausdauer zu, daß sie unter den Ausgelassenen bald die Ausgelassensten schienen.

Es hatte von Seiten Minnas nur eines Winkes bedurft, so waren die Tische bei Seite geschoben worden, und man hatte sich allseitig dem Tanzvergnügen hingegeben. Zur Harfe hatte sich noch eine Geige und eine Guitarre gesellt, die nun die beliebtesten Tänze in rascher Folge aufspielen mußten, da sich aller Anwesenden eine förmliche Tanzwuth bemächtigt zu haben schien.

Auch Hans und Kurt fühlten sich völlig in ihre Studentenzeit zurückversetzt, sie tranken Schmollis mit den Philistern, liebäugelten auf's Keckste mit allen jungen Mädchen, küßten während des Tanzes Minna auf die Stirn, die sich das ruhig und zum stillen Neide der Herren Freier gefallen ließ, und übten, ohne es zu beanspruchen, eine gewisse gesellschaftliche Herrschaft über alle Gäste aus.

Inzwischen fand Frau Boxhammer Gelegenheit, bald an Hans, bald an Kurt, wenn sie einzeln zu sprechen waren, Fragen zu richten über ihre Stellung, ihr Alter, ihre Zukunft, ja in geschickt unmerklicher Weise sogar über ihre Vermögensangelegenheiten, wobei sie, stets den Einen über den Anderen aushorchend, den jungen Leuten

soviel Artigkeiten zu sagen wußte, daß diese, wenn auch halb im Scherz, bereitwillig Auskunft ertheilten.

Die Mitternacht war nicht mehr fern, als plötzlich mitten im Saale und während des Tanzes einer kleiner Tumult entstand, der bald dem lustigen Beisammensein ein Ende machte.

Herr Zeppmeisel hatte nämlich, ermuthigt durch das Vorgehen der beiden Jünglinge, Minna während des Tanzes einen Kuß auf die Stirn gedrückt; das war von Herrn Sperling bemerkt worden, der wüthend vor Eifersucht herzusprang, das Paar anhielt und es mit lauter Stimme, die im Zorn überschnappte, zur Rede stellte.

Herr Zeppmeisel wollte Anfangs leugnen, murmelte etwas verlegen in seinen Bart, Minna aber fiel ihm, zu Herrn Sperling gewandt, lebhaft in's Wort: sie könne sich küssen lassen, von wem sie wolle, das ginge Niemand etwas an, am allerwenigsten hier im gemüthlichen Beisammensein vor Aller Augen.

„Jawohl," sagte Herr Zeppmeisel, durch Minnas Auftreten keck gemacht, „ein Kuß in Ehren kann Niemand verwehren."

„Das will ich einmal sehen! Ich bin der Vormund und habe über Deine Moralität zu wachen," schrie Herr Sperling Minna an und einen Schritt näher an Herrn Zeppmeisel herantretend, rief er diesem in drohender Haltung zu: „Merken Sie sich das, mein Herr, für die Zukunft."

„Sie sind ja ein sehr moralischer Vormund!" ver-

setzte Herr Zeppmeisel mit höhnischem Lächeln, „wüßte man nur nicht so genau, wo diese Moralität hinauswolle!"

Herr Sperling fuhr auf, er glühte wie ein eiserner Ofen.

„Das wagen Sie mir zu sagen, mein Herr?"

Ein böses Wort gab das andere, die Beiden wurden immer hitziger, Frau Vorhammer mußte sich in's Mittel legen, damit sie nicht in Thätlichkeiten übergingen, während die übrige Gesellschaft theils lachend, theils mit Widerwillen dem Streite zusah.

„Ich sage Ihnen," schrie Herr Zeppmeisel mit höchster Fistelstimme, „sie wird doch noch die Meine, fragen Sie nur Frau Vorhammer!"

„Und ich sage Ihnen, sie wird niemals die Ihre, sondern die Meine, da fragen Sie nur, wen Sie wollen!" erwiderte Herr Sperling.

Minna aber schlug hier ein helles Gelächter auf und sagte so laut, daß es Jeder vernehmen konnte und mit dem größten Gleichmuth:

„Ich aber sage Euch, sie wird niemals weder die des Einen, noch die des Anderen, da fragt nur hübsch sie selbst."

Und hiermit nahm sie die Frau Vorhammer unter den Arm, machte der Gesellschaft ein freundliches Compliment, sagte sehr vergnügt: „Ich wünsche allerseits wohl zu schlafen" und verließ mit der Tante ruhig den Saal.

Dies Auftreten Minnas hatte sehr sympathisch gewirkt, man rief ihr von allen Seiten in freundlichstem Tone eine „gute Nacht" zu, die Meisten begaben sich ebenfalls sofort zur Ruh, unter ihnen auch Hans und

Kurt, so daß nach kaum einer Viertelstunde die beiden erbitterten Gegner allein im Gastzimmer zurückblieben.

Was hier zwischen ihnen vorgegangen ist, vermag mit Sicherheit nicht angegeben zu werden. Nur so viel steht fest: der Wirth, der im Nebenzimmer beschäftigt war, hörte zunächst nochmals einen heftigen Wortwechsel, darauf wurde es ganz still. Er begab sich in das Zimmer, um zu sehen, was aus den Herren geworden; da lagen sie sich in den Armen und küßten sich unter Thränen. Herr Sperling aber bestellte noch eine halbe Flasche Ungarwein, die die Freunde in ungetrübtem Einverständniß austranken.

Dann hörten Kurt und Hans die Versöhnten die Treppe heraufkommen und an ihrer Kammerthür vorübergehen.

„An Allem waren nur die grünen Jungen Schuld", sagte Herr Sperling.

„Ja, diese Studenten sind mir von jeher zuwider gewesen," stimmte Herr Zeppmeisel bei.

Dann wurden ihre Worte unverständlich und ihre Schritte verhallten.

„Hast Du gehört, Kurt?"

„Freilich, Hans, die haben von ihrem Standpunkte aus gar nicht so Unrecht."

„Wir dürfen uns nicht so laut unterhalten, nebenan schläft Minna mit der Tante und man hört jedes Wort durch die Holzwand," flüsterte Hans.

„Schon recht, gute Nacht," erwiderte Kurt leise.

Noch einmal aber wurden die Freunde in ihrer Ruhe

gestört. Es dauerte nämlich gar nicht lange, so hörten sie, wie Jemand an ihrer Thür sacht vorüberschlich und an der Thür zur Nachbarkammer leise klopfte.

„Wer ist da?" fragte Minna halblaut.

„Ich bin's," war die ebenso leise ertheilte Antwort.

„Wer ist das ich?"

„Sperling!"

„Sie, Herr Sperling? Was wollen Sie denn noch?"

„Oeffne mir nur einen Augenblick, ich will Deine Verzeihung erflehen, süße Minna."

„Ei, das würde sich jetzt schlecht schicken. Was würde Ihre Moral und meine Tante dazu sagen?"

„Die Frau Tante weiß, wie moralisch ich bin, sie hat gewiß nichts dagegen."

Die Tante murmelte etwas Unverständliches unter der Bettdecke, Minna schwieg eine Zeit lang.

„Oeffnen Sie, süße Minna," begann Herr Sperling wieder im Flüsterton, „Sie und die Tante sollen es nicht bereuen, so wahr ich ein reicher Mann bin, öffnen Sie ich erkälte mich hier draußen, ich bin nur in Strümpfen!"

Die Freunde nebenan hörten, wie Minna sich im Bett erhob, und beider bemächtigte sich ein heftiger Schreck. „Sollte sie wirklich — ?" dachten Sie entsetzt. Aber der Schreck ging in helle Freude über, da Minna mit kräftiger Stimme zu singen begann:

„Sperling ist ein kleines Thier,
Hat ein kurzes Schwänzchen,
Steht vor meiner Stubenthür,
Macht sein Reverenzchen."

Kurt konnte sich nicht halten, er lachte aus vollem Halse und rief so laut, daß es Herr Sperling hören mußte:

„Ist doch ein Prachtmädel, die Minna!"

Dieses Wort weckte ein vielfältiges Echo.

„Gute Nacht, Herr Sperling, gute Nacht, Herr Sperling, gute Nacht, Herr Sperling," hörte man plötzlich von den verschiedensten Seiten und in den verschiedensten Tonarten aus allen Stübchen der Schneegrubenbaude ertönen, denn Alle hatten das Zwiegespräch vernommen und Alle waren auf's Freudigste durch den Ausgang der Sache überrascht. Ein schallendes Gelächter durchbebte sodann den hölzernen Bau und verschlang die wüthenden Flüche, die der in seine Kammer flüchtende, mit den akustischen Verhältnissen einer Riesengebirgsbaude unbekannte Herr Sperling gegen alle seine Reisegefährten ausstieß.

VI.

Was eine Sommerweste vermag.

Kaum hatte sich die Sonne über dem Horizont erhoben, so sprangen auch Hans und Kurt vom Lager.

In aller Stille — denn noch schliefen die anderen Reisenden — kleideten sie sich an, begaben sich in die Wirthsstube, nahmen ihren Morgenimbiß und verließen die Baude.

Ohne es auszusprechen, hatten beide den lebhaften Trieb, möglichst rasch das Freie zu gewinnen, gehabt, und als ihnen jetzt die kalte Morgenluft durch alle Glieder drang und die Welt im Morgenglanze, ewig jung und frisch vor ihnen lag, kam ein Gefühl über sie, als schüttelten sie etwas von sich ab, das belästigend auf ihrer Seele gelegen hatte.

Unwillkürlich brach Hans in die Goethe'schen Worte aus: „in deinem Thau gesund mich baden!"

„Du meinst, wir müßten uns den gestrigen Philisterabend aus den Gliedern schütteln," antwortete Kurt.

„Ja, aber dazu ist mir der bequeme Gang auf dem Kamme zu wenig, wir dürfen uns die Sache nicht so leicht machen; alles Gute will sauer erkämpft sein, ich denke, wir steigen zu unserer Reinigung in die Schneegruben hinab und klimmen dann wieder in die Höh."

„Vorwärts! an's Werk!" rief Kurt, den Hut schwenkend und eilte voran, „es soll nichts Muffiges in uns zurückbleiben."

Und nun begannen sie jene schwierige Kletterpartie am Grat hinunter, der die große von der kleinen Schneegrube trennt, hinab in jene Tiefen, wo neben Schneeflecken, die selbst im Hochsommer nicht thauen, alpine Pflanzen in üppiger Fülle und Schönheit sprießen.

Nach langer und anstrengender Wanderung erreichten sie endlich, mit manchen botanischen Schätzen bereichert, den bequemen Weg auf dem Kamme wieder und machten nicht eher Rast, als bis sie hungrig und durstig an der Spindlerbaude anlangten. Es war noch das alte gemüthliche Haus, das später völlig niederbrannte und einem ungemüthlicheren Neubau Platz gemacht hat.

Schon von Weitem hörten sie Tanzmusik und sie erstaunten nicht wenig, als sie beim Eintritt in das Gastzimmer ihre alte Reisegesellschaft, trotz des Vormittags, schon wieder in sehr animirter Stimmung und dem Tanzvergnügen ergeben, vorfanden.

Die Begrüßung war von beiden Seiten eine etwas verlegene, jeder dachte im Stillen gewisser Scenen des vergangenen Abends und erröthete dabei theils für sich, theils für die Andern. Selbst Minna schien ihre alte

Freimüthigkeit verloren zu haben und die Ankunft der beiden Freunde mit nur geheuchelter Freude zu begrüßen.

Sie merkten auch gar bald, aus welchem Grunde.

Es hatte sich ihr ein neuer Reisender angeschlossen, ein hübscher, großer, blonder Mensch mit frischem, gutmüthigem, aber nichtssagendem Gesichte, eine richtige Sommerweste im Mörikeschen Sinne, der unsrer Minna nicht von der Seite wich und zu gleicher Zeit den Herren Zeppmeisel und Sperling, sowie der Tante Vorhammer soviel Artigkeiten sagte, daß er sich bereits bei Allen Liebeskind zu machen gewußt hatte.

Hans und Kurt blieben daher für sich und sahen es nicht ungern, als die ganze Gesellschaft sich bald zum Aufbruch anschickte, trotzdem die Führer warnten, es könne in nicht allzulanger Zeit ein böses Wetter erwartet werden.

„Ach was! wir haben ja unsere Schirme!“ sagte Herr Zeppmeisel muthig, und Herr Sperling setzte würdevoll hinzu: „Welcher Mann wird sich vor einem Bischen Regen fürchten!“

Minna reichte Hans und Kurt nacheinander die Hand und sagte, tief erröthend: „Sehen wir uns noch wieder?“

„Das kommt auf Sie an,“ erwiderte Kurt lächelnd, nach der Sommerweste hinüberschielend.

„Auf mich?“ antwortete Minna verwirrt; dann sich zusammenraffend, sagte sie schnell: „Ich glaube, das Leben hat um einen jeden einen hohen Zaun errichtet, über den er nun einmal nicht hinüberkann, wie sehr er sich auch abmüht. Leben Sie wohl!“

Sie drehte sich kurz um und folgte den Andern, die schon voraus waren, nach.

Die beiden Freunde sahen sie mit einer gewissen Wehmuth scheiden. Minnas Frische und Gesundheit hatte ihnen wohlgethan, aber auch sie empfanden, daß sie hinter einem Zaune saßen, über den sie nicht hinwegkonnten und der sie zugleich von Minna und ihren Kreisen auf ewig trennte.

Es kam eine weiche Stimmung über sie, zu der die Betrachtung, daß Minna sich so schnell von ihnen ab und der Sommerweste zugewandt hatte, nicht unwesentlich beitrug.

Die Wirthsstube hatte sich vollständig geleert, nur der alte Harfenspieler, der zugleich noch sechs andere Instrumente zum Schrecken der zarter Besaiteten gespielt hatte, saß jetzt, seiner Instrumente entledigt, still am Ofen und träumte vor sich hin. Es lohnte sich ihm offenbar nicht, für die zwei Anwesenden allein zu spielen.

Draußen aber hatte sich inzwischen ein Wetter erhoben, wie es so plötzlich und mit solcher Gewalt nur Vater Rübezahl zu schicken versteht. Der Hagel schmetterte gegen die kleinen Scheiben der Baude, der Sturm heulte und rüttelte an den Thüren und führte eine solche Masse von Wasser mit sich, als wolle er die ganze Baude erdrücken und ertränken zugleich.

Die Aermsten, die jetzt auf dem Kamme umherirren, ohne ein wirthliches Dach in der Nähe zu wissen!

Aber drinnen im Stübchen der Baude, wie behag-

lich ist es dort! Weiß man doch, daß die allzustrengen Herren nicht gar zu lange regieren, und daß die Wanderung nachher desto angenehmer ist!

Kurt hat soeben eine neue Flasche bestellt. Wie wohl thut die Ruhe nach der langen Kletterwanderung! Hans winkt dem alten Harfenspieler; er tritt bescheiden näher.

„Wenn ich nicht irre, habe ich Sie früher die Harfe auch allein spielen hören? Wozu machen Sie denn noch so viel Lärm mit den anderen Instrumenten?"

Der Alte zuckt die Achseln, er lächelt trübe. „Das Publikum will es so, die Harfe allein ist ihnen zu zart; auch hier geht die Kunst nach Brot."

„Spielen Sie noch die alten Volkslieder?"

„O, gewiß — sehr gern!"

Hans greift in die Tasche und legt dem Alten ein großes Geldstück hin.

„So spielen Sie uns die alten Weisen auf der Harfe allein. Das Wetter hält uns vor der Hand noch andre Gäste fern."

Und der Alte beginnt die wohlbekannten Melodien. Er spielt sie einfach, innig, sauber, als berührte er kaum die Saiten, er sitzt mit geschlossenen Augen da, man hört es jedem Ton an, daß er mit ganzer Seele dabei ist, daß es ihm wohlthut, vor gebildeten Ohren zu spielen.

Wie schauerlich süß klingt das im Sturmgebraus! — — Musik, Wein, Wanderschaft, Fremde,

Jugend, Sehnsucht, das Alles zusammen in einem deutschen Kopfe, muß das nicht eine wunderliche Stimmung hervorrufen?

O, Stunden unwiederbringlicher Wonne, himmlischen Wehs, wer euch nie durchkostet hat, wie arm ist sein Leben zu nennen!

Hans singt mit weicher Stimme die schönsten Lieder mit, der alte Harfenspieler nickt leise zustimmend mit dem Kopfe. Kurt ist Feuer und Flamme, seine dunklen Augen strahlen begeistert, er ist stolz auf seinen Freund, glücklich in seiner Freundschaft, beide aber sehnen sich — nach Liebe, nach einem Weibe, das sie anbeten und das ihre flammende Liebe erwidern könnte.

Der Alte läßt eben das wunderbare Lied austönen:

„Es redet trunken die Ferne
Wie von künftigem, großem Glück,"

dann wird es still in der Gaststube.

Der Wind draußen hat sich gelegt, die Sonne blickt schon zuweilen in die kleinen Fenster.

„Aber wann, wann wird das große Glück kommen für uns, Kurt?" flüsterte nach langer Pause Hans.

„Warte nur, es wird kommen, es kommt bald, vielleicht schneller, als wir ahnen," sagt Kurt zuversichtlich.

„Aber siehst Du, Kurt, dann — — wenn ich es kommen sehe, das Glück, so kriecht wie ein Wurm ein abscheulicher Gedanke mit heran."

„Welcher Gedanke?"

„Unsere Herzen haben bisher so merkwürdig ähnlich empfunden! Erinnere Dich, daß wir auf unseren Reisen uns immer zu denselben Menschen, zu denselben Mädchen hingezogen fühlten! Noch jetzt vor kurzem: Minna! — Wenn Minna nun diejenige gewesen wäre, — Du weißt, was ich meine."

„Es waren eben niemals die Richtigen, Hans! Mach' Dir keinen Kummer; so verschieden wir beide — trotz allen scheinbar gleichen Empfindens — sind, so verschieden werden auch die Mädchen sein, die uns einmal von Grund aus gefangen nehmen werden; das glaube mir."

„Ich will es hoffen, aber glauben — —?"

Sie schwiegen, der alte Harfenspieler präludirte wieder auf den Saiten.

„Nun, und wenn das Unglück geschehen sollte, daß wir beide dieselbe lieben, was würdest Du thun?" fragte Kurt, mit dem Munde fast das Ohr des Freundes berührend.

„Was ich thun würde?" Hans starrte rathlos vor sich hin. — „Ich weiß nicht, was ich thun würde, aber eins verlange ich von Dir und mir!"

„Was?" fragte Kurt.

„Daß wir einander nicht belügen, daß wir die volle Wahrheit bekennen, sie habe nun Folgen, welche sie wolle."

„Das gestehe ich zu!" rief Kurt laut und sprang auf. „Sieh, wie die Sonne scheint," fuhr er lebhaft fort, „der Himmel blaut, jetzt ist es Zeit, den Ranzen zu schnüren!"

Auch Hans sprang auf. Der Alte, der einige Zeit lang eigene Phantasien auf der Harfe vorgetragen hatte, ging jetzt mit kräftigen Accorden in das Lied über:

„Wohlauf noch getrunken den funkelnden Wein!"

Die Freunde ergriffen die Gläser, stehend sang Hans das Lied zu Ende, dann tranken sie aus, drückten dem Alten die Hand und verließen fröhlich und dankbaren Herzens die Baude.

VII.

Das Barometer fällt und steigt.

Mit rüstigen Schritten wanderten die Freunde nun in der durch das Gewitter noch reiner gewordenen Luft auf dem Kamme dahin. Mittag war nicht mehr fern und obgleich die Sonne am wolkenlosen Himmel stand, die Wärme keineswegs lästig.

Die Freunde hatten fast den ganzen Weg über geschwiegen, jeder mit der Betrachtung schöner Zukunftsbilder beschäftigt, wobei ihnen die Zeit so schnell verstrichen war, daß sie es kaum für möglich hielten, als plötzlich das Dach der Riesenbaude, am Fuße des Koppenkegels vor ihnen auftauchte.

Hier wollten sie nur eine ganz kurze Rast machen, um das Mittagbrod auf der Schneekoppe einzunehmen. Sie blieben daher in der Vorhalle der Baude, ohne die eigentliche Wirthsstube zu betreten.

Ein klägliches Gejammere, vermischt mit lauten Schimpfreden, die durch die halbgeöffnete Thür der Wirthsstube zu ihnen herausdrangen, ließ sie einen Blick in dieselbe werfen.

O weh! wie sah ihre Reisegesellschaft aus!

Frau Boxhammer lag stöhnend auf einem für sie an den warmen Ofen gerückten Sopha, an dessen Ende noch Herr Sperling, kläglich wimmernd, Platz gefunden hatte, während Herr Zeppmeisel — wie sein Freund in Pantoffeln und Hemdsärmeln — mit wüthenden Gesticulationen in dem großen, wenig besuchten Zimmer umherging und auf die niederträchtige Einrichtung schimpfte, daß nirgends auf dem Kamme bei solchen plötzlichen Wettern für Schutzhütten gesorgt sei. Seine Fistelstimme schnappte dabei häufiger als gewöhnlich über. Verächtlich lächelnd saß in einer Ecke des Zimmers die Sommerweste, langsam ein Glas heißen Punsches auslöffelnd und zuweilen einen kecken Blick nach Minna werfend, welche, in ein dickes Tuch gewickelt, an seiner Seite saß und, die Augen trotzig zur Erde gewandt, auf keine der im Flüsterton an sie gerichteten Fragen ihres Nachbars eine Antwort gab.

„Diese Reise ist mein Tod!" stöhnte Frau Boxhammer, „zuerst von wilden Thieren angegriffen, dann in einem Wolkenbruch mit schrecklichem Orkan unter einen Felsen schlüpfen müssen, der jeden Augenblick einzustürzen droht — das ist zuviel für eine gebildete Frau — Sperling, wir müssen nach Spandau zurück!"

„Ja, wir müssen nach Spandau zurück," bestätigte Sperling kopfnickend, „was wird der Stammtisch im ‚goldenen Scepter' sagen, wenn ich unsere Erlebnisse schildere!"

„Und wer ist im Grunde an Allem schuld?" kreischte

Herr Zeppmeisel, mitten im Zimmer stehen bleibend und die Arme ausstreckend, „kein anderer, als diese verdammten Studenten oder was sie waren, denn sie haben das Wetter kommen sehen und hätten uns warnen müssen, statt dessen ließen sie uns ziehen und blieben selber am warmen Ofen sitzen! Das sind die rechten Helden! Wahre Feiglinge!"

Da sprang Minna von ihrem Stuhle auf und fuhr auf den kleinen dicken Eiferer los, als wollte sie ihn zu Boden schlagen.

„Wie, Herr Zeppmeisel, Sie wagen es, Andere Feiglinge zu nennen? Sie, den ich beschwichtigen mußte wie ein kleines Kind, das in eine Pfütze gefallen ist? Der nicht eher aufhörte zu schreien und zu klagen, als bis sechs Decken und obenauf noch mein Mantel ihn vollständig bedeckten? Der nicht zu bewegen war, unter dem Felsen sich zu ducken, weil er aus Leibeskräften schrie, er könnte einstürzen? Sie sind ein echter Held! Und ich höre schon, wie Sie und Ihr Freund Sperling ihre Heldenthaten den armen Spandauern zum besten geben werden!"

Frau Boxhammer ließ Minna ruhig ausreden, sie hatte längst in Erfahrung gebracht, daß die Sommerweste eine viel bessere Partie wäre, als die beiden Spandauer Helden.

Herr Sperling aber mischte sich in den Streit, die Sommerweste redete Allen zum Munde, die Tante wollte Frieden stiften, Einer überschrie den Andern, kurz, es entstand ein Höllenlärm.

Hans und Kurt hörten schweigend und mißmuthig zu. Wie häßlich waren ihre schönsten Träume gestört worden!

Da brach der Streit drin plötzlich ab, und Alles wurde still, Kurt schielte, ohne bemerkt zu werden, in die Stube. Was war der Grund des plötzlichen Verstummens?

Die Wirthin hatte eine große Schüssel mit Weinsuppe auf den Tisch gestellt. Im Nu saßen Alle um den Tisch herum und ein friedliches Lächeln glitt über ihre Gesichter. Selbst Minna mußte lachen, als sie die eben noch so wilden Thierchen zahm an der Krippe sitzen sah.

„Verbrennen Sie sich nur nicht die Zunge, Herr Zeppmeisel," sagte sie gutmüthig ironisch, „die Spandauer könnten sonst um einen großen Genuß betrogen werden!"

Herr Zeppmeisel konnte nicht antworten, er hatte soeben ein ganzes Brödchen auf einmal in den Mund gesleckt. — —

In der Vorhalle aber sitzen Hans und Kurt und tragen kein Verlangen, die Beziehungen zu ihren Reisegefährten wieder aufzunehmen. Der Auftritt drin hat sie tief verdrossen.

„Es scheint, Kurt, daß unsere Reise diesmal doch anders verläuft, als sonst," sagt Hans mit einem leisen Seufzer.

„Ja, es ist nichts," antwortet Kurt resignirt und läßt seine Blicke hinausschweifen nach dem Koppenkegel, der in wunderbarer Klarheit in's reine Blau des Himmels sich erhebt. Dann kehren seine Blicke zurück und sind einige Secunden wie festgebannt; denn was er sieht, fesselt alle seine Sine.

„Aber das ist etwas!“ ruft er plötzlich aus und eilt an die Thür.

Hans folgt ihm und Beide starren voll Entzücken auf eine kleine Menschengruppe, die soeben vor der Baude erschienen ist und augenscheinlich berathschlagt, ob sie hineingehen oder sofort den Gipfel der Koppe besteigen solle?

Und es lohnt sich wirklich, die Gruppe näher in’s Auge zu fassen.

Es sind fünf Personen: zwei erwachsene junge Mädchen von etwa zwanzig Jahren, zwei Knaben von 13 bis 14 und ein kleines Mädchen von 12 Jahren.

Sie machen in ihrer Kleidung und ihrer ganzen Haltung nicht den Eindruck von Bergtouristen, sondern von Spaziergängern. Sie haben weder einen Führer bei sich, noch tragen sie Gepäck, nur die eine der Damen trägt ein ledernes Täschchen an einem Riemen über die Achsel gehängt. Im Ganzen — was für prächtige, gesunde, heitere Erscheinungen!

Die Dame mit dem Täschchen scheint die Leiterin der ganzen Gesellschaft zu sein; sie ist nicht groß, aber sehr schön gewachsen, in ihren Bewegungen liegt eine graziöse Lebhaftigkeit, aus ihren funkelnden schwarzen Augen sprüht Lebenslust und Geist, das rothbraune Kleid umspannt eine üppige Büste, das feingeschnittene Köpfchen darauf mit dem diademartigen Hütchen glaubt man auf einer antiken Gemme schon gesehen zu haben. Sie hat die Andern gar bald überredet, nicht erst einzukehren, sondern weiter zu wandern, sie geht lustig voran und es

folgt ihr die schlanke Freundin mit dem stillen anmuthigen Lächeln in dem rosigen Madonnengesichte, mit der Fülle des aufgelösten blonden Haares, das leicht gelockt bis zum Gürtel des hellen Sommerkleides hinabwallt. Es folgt ihr das kleine Mädchen, dem man auf dem ersten Blick die Schwesterschaft mit der schlanken Blondine ansieht. Die beiden Knaben in ihren graugrünen Jägerjoppen haben die Mädchen bald eingeholt und eilen ihnen weit voran.

Und auch Kurt und Hans zögern nicht länger. Sie nehmen ihr Ranzen und folgen der verlockenden Spur.

Bald sind sie dicht hinter den drei Mädchen, die mit einander plaudern, ohne zu ahnen, wie sie von vier Männeraugen gemustert werden.

„Wir müssen voran," flüstert Kurt dem Freunde zu. Dieser nickt, und während sie grüßend an den Mädchen vorübergehen, hören sie noch, wie die Dame mit dem Täschchen zu ihrer Begleiterin sagt:

„Liebes Käthchen, jeder Mensch folgt schließlich im Leben seinem Stern."

Die Worte waren ganz zwanglos und doch — wie die Freunde meinten — mit einem wunderbar bewegenden Ausdruck gesprochen worden.

Das Gespräch hörte sofort auf, als die jungen Männer mit stummem Gruß vorübergingen.

Jetzt ist die Rolle, den Beobachter zu spielen, den Mädchen zugefallen. Sie waren fast erschreckt durch den unerwarteten Gruß, aber ihr Auge ruht bald mit Wohlgefallen auf den zwei edlen Gestalten in ihren gutsitzenden

Reiseanzügen, auf den schlanken und doch kräftig gebauten Jünglingen, die unter dem Bewußtsein, von schönen Mädchen betrachtet zu werden, unwillkürlich freier und stolzer einherschreiten.

Jetzt haben sie auch die beiden Knaben eingeholt und können sich nicht enthalten, dieselben genauer zu betrachten und anzureden. Auch sie sind blond und haben eine unverkennbare Aehnlichkeit mit dem kleinen Mädchen. „Also vier Geschwister und eine Freundin!" denken Kurt und Hans.

„Nun, was macht die Lunge?" fragt Kurt den Aelteren. Dieser bleibt stehen und läßt zur Antwort einen lauten Juchzer durch die Lüfte erschallen.

„So ist's recht," sagt Hans, „aber hier der junge Herr scheint etwas müde," fügt er zu dem andern Knaben gewendet hinzu.

„Ich müde?" antwortet dieser stolz und springt geschickt über einen im Wege liegenden Felsblock.

Da ertönt von rückwärts der Ruf „Peter", „Konrad" und die beiden Knaben eilen zu den Mädchen zurück.

„Abgeblitzt! Der erste Versuch der Annäherung wäre mißglückt," sagt Kurt und schreitet weiter.

„Laß nur," erwiderte Hans, „jeder Mensch folgt schließlich im Leben seinem Stern."

„Ich möchte wissen, worauf sich dieses Wort der jungen Dame bezog?"

„Wir werden's noch erfahren, Kurt."

„Bist Du dessen so gewiß?"

„Ganz gewiß,“ sagt Hans zuversichtlich, und schweigend wird der Weg bis zum Koppenhause fortgesetzt.

Merkwürdig! Schon ziehen sich Fäden zwischen den jungen Männern und den beiden Mädchen, fast unmerklich und noch so kraus und verwirrt, daß Niemand zu sagen wüßte, ob sie dereinst sich lösen oder straff befestigen werden.

VIII.

Auf der Schneekoppe.

In dem großen Saale des Koppenhauses waren nur wenige Gäste, sodaß die Freunde fast allein an der langen Wirthstafel ihr Mittagsbrod einnahmen, während die übrigen an den kleinen Tischen ringsum Platz gefunden hatten.

Kurt und Hans waren noch mit der Suppe beschäftigt, da erschienen auch die drei jungen Mädchen schon mit den beiden Knaben und nahmen am andern Ende der langen Tafel Platz.

Ein Kellner fragte sie, was man zu speisen wünsche.

„Wir trinken nur Kaffee“, war die Antwort, worauf der Kellner mit unverschämtem, ja frechem Tone erwiderte:

„Für Kaffeetrinker ist hier kein Platz, da müssen Sie sich an die kleinen Tische setzen!“

Dabei faßte er den älteren Knaben an der Schulter, wie um ihn von seinem Platze zu entfernen.

Hans wurde bleich im Gesicht und ließ den Suppen=

löffel fallen, Kurt aber stand auf und stand im nächsten Augenblicke zornglühend vor dem Kellner.

„Sie sind ein Flegel! Rufen Sie mir den Wirth!“ schrie er so laut, daß man es im ganzen Saale hören mußte.

Der Kellner wollte Einwendungen machen.

„Haben Sie nicht verstanden? Rufen Sie mir Herrn Sommer, den Koppenwirth!“ sagte Kurt mit so eindringlichem Tone, daß der Kellner wuthknirschend davonschlich.

Der alte Koppenwirth Sommer aber hatte an der Thür gestanden und den Wortwechsel vernommen. Er trat jetzt ruhig herzu und erkundigte sich nach dem Begehren des Gastes.

Kurt erzählte ihm den Vorfall, worauf Herr Sommer die Damen um Entschuldigung bat und den Kellner, der sich schon mehrfach Ungehörigkeiten erlaubt hatte, sofort seines Amtes entsetzte.

Inzwischen hatte sich auch Hans erhoben und sich mit Kurt den Damen genähert, im Stillen dem Zufall dankend, der so schnell die erwünschte Annäherung herbeigeführt hatte.

„Wie liebliche Blumen doch mitunter dem häßlichsten Boden entsprießen!“ dachte er bei sich.

Die Freunde stellten sich den Damen vor, Kurt sich entschuldigend, daß er ungefragt ihre Rechte wahrzunehmen gewagt hatte.

Während sie in lieblicher Verworrenheit einige Worte des Dankes hervorbrachten, begann eine kleine Musikkapelle den unvermeidlichen Radetzkymarsch zu spielen, so

laut, daß zunächst jede Unterhaltung unmöglich wurde. Zudem war auch die hübsche Spandauerin mit ihrer Begleitung wieder erschienen und dicht an die Gruppe neben Kurt herangetreten.

Hatte Minna die Absicht gehabt, noch einmal Annäherungsversuche an die beiden Freunde zu machen, so gab sie dieselbe sofort auf, als sie der schönen Mädchen ansichtig wurde.

Mit echt weiblichem Instinct fühlte sie, daß ihre Rolle nunmehr bei den jungen Männern ausgespielt sei. Sie zog sich schweigend und traurig zurück, während die Herren Zeppmeisel und Sperling, die im Weinberge des Herrn schon sehr thätig gewesen zu sein schienen, mit lautem Wortschwall die Freunde begrüßten. Diese hielten es daher vor der Hand für's Beste, sich auf ihre Plätze zurückzuziehen und ihre Mittagsmahlzeit zu beenden.

Herr Zeppmeisel folgte ihnen und war unermüdlich im Erzählen seiner Heldenthaten.

„Soll denn immer ein Hinderniß dazwischen treten, wenn wir schon dicht am Ziele sind?“ fragte Hans ungeduldig als der lästige Schwätzer sich endlich einmal entfernte.

„Warte nur“, antwortete Kurt, „mein Plan ist fertig. Sobald die Damen aufbrechen, erheben wir uns ebenfalls und folgen ihnen. Wir sagen nicht, wohin das Ziel unserer Reise geht, sondern schließen uns ihnen an und wanderten sie auch dahin zurück, woher wir soeben gekommen sind.“

Hans mußte lächeln, als er die Worte des Freundes

vernahm, die wiederum genau seinem Herzenswunsche entsprachen. Er hatte seine gute Laune wieder, zog jetzt Herrn Zeppmeisel mit seinen vermeintlichen Heldenthaten auf, sagte Frau Vorhammer Artigkeiten, zog die schmachtende Sommerweste in's Gespräch, fragte Herrn Sperling, wie er die Nacht geruht hätte und ob er sich auch keine Erkältung zugezogen, was ein allseitiges Gelächter zur Folge hatte, bei dem sich Herr Sperling allein nicht betheiligte, kurz, Hans war ausgelassen, wie in seinen Kinderjahren und Kurt hatte seine Freude daran.

Endlich erhob sich die Gesellschaft am andern Ende der Tafel, und ohne auf die Anspielungen der Spandauer zu achten, nahmen auch die Freunde ihre Ranzen, verabschiedeten sich zum letzten Male von Minna, der es feucht in den Augen schimmerte, und verließen das Koppenhaus.

IX.

Die beiden Käthchen oder Krokonosch und Ziegenrücken.

Heisa, wie lustig da draußen der Sturmwind sauste! Das junge Volk mit den leichten Hüten und Mützen kam ihm gerade recht, er blies ihnen das Zeug von den Köpfen herunter, als wollte er sagen: aufgepaßt und die Honneurs gemacht, ich bin Euer Meister und lasse nicht mit mir spaßen!

Hans und Kurt kannten seine Launen schon, ihre wind- und wetterfesten Mützen saßen wie angegossen auf dem Kopfe. Daher waren sie auch gleich bei der Hand, als hätten sie darauf gewartet, die fliegenden Hüte aufzufangen und den jungen Mädchen wieder zuzutragen.

Bei solcher Hülfleistung wird man schnell handgemein, denn es gilt nicht blos, das Weggeflogene zurückzuerstatten, sondern auch zu befestigen, anzustecken und anzuknüpfen!

Und dabei wiederum kann es nicht fehlen, daß man sich in die Augen schaut, denn man muß doch seinen Dank aussprechen, und da man vor dem Brausen des

Sturmes kein Wort versteht, auch die Hände nicht frei hat, um sie sich drücken zu können, so bleibt nichts übrig, als sich mit Blicken zu danken.

Und solcher Dank geht wärmend und begeisternd durch alle Glieder, ja mancher eisgraue Diplomat gäbe gewiß seine sämmtlichen Orden, die Zeichen königlicher Gnade her, könnte er dafür noch einmal solche Dankesspenden einheimsen.

Nun sind alle Kopfbedeckungen in Ordnung und die kleine Karawane kann sich in Bewegung setzen.

Voran eilen — das Schwesterchen in der Mitte, das sie fast tragen — die beiden Knaben. Der Wind treibt sie den steilen Zickzackweg hinab, daß sie kaum mit den Füßen den Boden berühren, immer schneller, immer schneller unter Lachen und Jauchzen.

Die beiden erwachsenen Mädchen müssen ihnen unwillkürlich nach, denn sie fürchten, es könnte den Kindern ein Unglück begegnen. Kurt und Hans trösten sie darüber, und alle ergreift ein förmlicher Taumel der Jugendlust, der sie wie auf Geisterflügeln hinunterträgt bis zur Riesenbaude und weiter auf dem ebenen, weiten Koppenplan.

Da wird das Tempo langsamer, man verschnauft sich ein wenig, aber ohne stehen zu bleiben, denn das verbieten die jungen Herren, da ein feuchter Nebel sich herabgesenkt hat und eine zu plötzliche Abkühlung schädlich werden könnte. Ringsumher ist die Gegend verschwunden, man sieht kaum fünf Schritt weit, aber der Pfad ist immer zu erkennen und es geht wieder allmählich bergab.

Die Freunde bleiben, wie verabredet die letzten.

Als sie nach längerer Pause, in der Niemand gesprochen, die beiden Mädchen so fröhlich Arm in Arm vor sich herschreiten sahen, faßte Hans den Arm seines Freundes und hielt ihn ein wenig zurück.

„Nun? Was sagst Du?“ fragte er ihn halblaut.

„Noch ist mir alles räthselhaft“, erwiderte Kurt, „wo wollen die hin, ohne Gepäck, ohne Führer, jetzt, wo die Nacht nicht mehr fern ist? Und doch hält mir, ich weiß nicht welcher Dämon, den Mund zu, sie zu fragen!“

„Nein, frage sie noch nicht, lüften wir das Geheimniß nicht zu zeitig, ich will auch vorläufig nicht wissen, wer und woher sie sind. Und da sie beide mit Vornamen Käthchen heißen und sie uns, wie es scheint, von dem eigentlichen Zweck unserer Reise immer weiter entfernen, so schlage ich vor, damit wir uns wenigstens ab und zu daran erinnern, die kleinere, compactere, rundere, braune von den Mädchen ‚Krokonosch,‘ die schlanke Blondine dagegen ‚Ziegenrücken‘ zu nennen, wie dies etwa dem Charakter der beiden Berge entsprechen dürfte.“

Kurt mußte ein lautes Lachen gewaltsam unterdrücken. „Krokonosch und Ziegenrücken!“ sagte er, auf die jungen Mädchen vor sich deutend, wahrhaftig niemals haben häßlichere Namen lieblichere Dinge bezeichnet! Aber, weil Du, Poet, es bist, der sie so nennt, will ich nicht widersprechen, zumal ich den practischen Werth Deiner Bezeichnung wohl zu schätzen verstehe.“

Und wieder geht es lustig bergab. Der Nebel wird immer dichter.

Die drei Kinder sind immer Arm in Arm voran.

Was haben sie nur? Sie stecken alle Augenblicke die Köpfe zusammen, zischeln sich etwas in die Ohren und sehen lachend zu den Erwachsenen zurück.

Da plötzlich, wie von unsichtbarer Hand gezogen, hebt sich die Nebelwand, und man sieht in das vom Abendsonnenstrahle erglänzende Hirschberger Thal hinab.

Das braune Käthchen oder Krokonosch bleibt wie festgebannt stehen und stößt einen kurzen Schrei aus.

„Wo sind wir? Das ist doch nimmermehr das Aupathal, das wir heute Morgen emporgestiegen sind!“ sagte sie und sieht erschrocken die Freundin an, die den fragenden Blick zu den jungen Herren weitersendet.

Aber noch ehe diese antworten, kommen die Kinder lustig herbeigesprungen und rufen durcheinander:

„Wir haben schon lange bemerkt, daß wir auf falschem Wege sind, haben aber nichts gesagt, weil wir uns über das Abenteuer freuten. Hurrah!“

Die beiden Käthchen machen sehr ernste Gesichter und bleiben rathlos eine Weile stehen. Das stimmt auch die Kinder wieder ernst, die nun verlegen dreinschauen.

„Wollten denn die Damen nach Groß-Aupa zurück?“ fragte Kurt theilnehmend.

„Ja, noch weiter, wir wollten zur Nacht in Marschendorf sein, von wo wir heut Morgen nur zu einem Spaziergang auf die Koppe aufgebrochen waren und wo uns unsere gute Wirthin voll Bangigkeit erwarten wird,“ erwidert Krokonosch, bleich vor Schreck.

„Das ist nicht möglich,“ sagt Kurt rasch, „wir sind gerade die entgegengesetzte Seite hinabgewandert und

müssen in wenigen Minuten bei der Hampelbaude sein, die uns für die Nacht beherbergen wird."

„Nein, nein, das geht nicht!" fällt jetzt ängstlich das blonde Käthchen ein, und ihr Gesicht überzieht eine dunkle Röthe, „wir kehren um, es ist gewiß noch Zeit."

Hans zieht seine Uhr aus der Tasche und mit einem Blick darauf schüttelt er langsam den Kopf.

„Es geht wirklich nicht," bestätigt er sanft, „in einer Stunde ist es finstere Nacht und bis zum Koppenplan allein brauchen Sie von hier aus zwei Stunden gut."

„Aber, um Gottes willen, ich bin ja verantwortlich für Alle," ruft Krokonosch und überfliegt mit besorgten Blicken die ihr anvertrauten Reisegefährten, als wolle sie sich vergewissern, daß sie auch noch unversehrt vorhanden seien.

„So müssen Sie sich schon in's Unvermeidliche fügen," sagt Kurt tröstend, „die Frau Wirthin in Marschendorf wird wohl als Gebirgsbewohnerin mit der Thatsache rechnen, daß man, ohne einen Unfall zu erleiden, leicht in die Lage kommen kann, Nachtquartier nehmen zu müssen, an das man vorher nicht gedacht hat."

Nun legen sich die beiden Knaben an das kleine Trudchen auf's Bitten, sie wollen durchaus nicht umkehren, sie hätten sich schon immer gewünscht, einmal in einer Baude zu übernachten, jetzt wäre die Gelegenheit endlich da, nun wollten sie sie auch beim Schopfe fassen.

Auch die Freunde bitten für die Kinder — es ist so wohlthuend für Andere zu bitten, wenn man dabei zugleich einen eigenen Herzenswunsch befriedigen kann.

Die beiden Käthchen gaben endlich nach.

Mit Hurrah! und Halloh! zog die kleine Schaar voran, während ernst und still die Erwachsenen folgten. Die jungen Damen schwiegen so hartnäckig, daß Kurt und Hans es aufgaben, weiter in sie mit Tröstungen und Vorschlägen zu dringen; sie hielten sich bescheiden zurück.

„Sie sind in sonderbarer Lage," sagte Hans leise zu Kurt, „sie möchten unsere schützende Gesellschaft nicht entbehren und wissen andererseits nicht, ob sie uns trauen dürfen."

Kurt nickte zustimmend.

„Wenn ich nicht so erfreut über den Zufall wäre, könnte ich sie bedauern," sagte er vergnügt, „Krokonosch und Ziegenrücken gehören unzweifelhaft dem besten Gesellschaftsstande an. Nun thue mir den Gefallen, Hans, und zeige ihnen, wes Geistes Kinder wir sind. Du hast so überzeugende Augen!" — —

Nach kaum einer halben Stunde trafen sie vor der Hampelbaude ein.

X.

Wie Hans ein Märchen erzählte.

Die Wirthsstuben der Hampelbaude waren überfüllt mit Landvolk beiderlei Geschlechtes.

Es war nämlich der Abend vor dem einzigen Sonntage im Jahre, an welchem auf der Schneekoppe ein Gottesdienst stattfindet, zu dem die Leute meilenweit herzupilgern pflegen.

Die frommen Wanderer gedachten die Nacht in der Hampelbaude zuzubringen und mit Tagesanbruch ihre Pilgerfahrt fortzusetzen.

Unsere Reisenden konnten vor der Hand gar nicht daran denken, in die Wirthsstube einzutreten, es war kein Plätzchen frei und die Luft darin zum Ersticken.

Das Alles war nicht sehr ermuthigend. Auch die Kinder wurden jetzt etwas nachdenklicher.

Zum Glück war es ungewöhnlich warm, obwohl die Sonne sich schon hinter die Berge zurückgezogen hatte.

Auf dem Platze vor der Baude lagen einige lange und starke Baumstämme, die wohl zu einem Erweiterungsbau der Gastwirthschaft bestimmt waren. Auf einem dieser dicken Stämme ließen sich die drei Mädchen und die beiden Knaben in einer Reihe nieder, während Kurt und Hans mit dem Wirthe wegen der Nachtherberge verhandelten.

Sie wurden bald handelseinig; es waren gerade noch zwei Zimmerchen zu vier und zu drei Betten zu haben, und die Freunde beeilten sich ihrer Reisegesellschaft hiervon Kunde zu geben und den Vorschlag zu machen, die beiden Knaben zu sich in's Zimmer zu nehmen, während das andere für die drei Mädchen bestimmt sein sollte.

Der Vorschlag wurde unter dem lauten Beifall der Knaben genehmigt, die sich sehr geehrt fühlten, mit zwei erwachsenen Männern zusammen campiren zu dürfen.

Die jungen Damen saßen aber noch immer in sich gekehrt da, und als Kurt es wagte, sie durch ein freundliches Wort zu ermuntern, sagte das blonde Käthchen tief seufzend und mit einem Blicke auf ihre sommerliche Toilette:

„Wir haben ja nichts — wir haben ja kaum Kleider!"

Das kam so drollig heraus, daß Alle herzlich lachen mußten, und Krokonosch, auf sein ledernes Täschchen klopfend, ausrief: „Ist das nichts? Hier habe ich unsere Kasse, die wird schon für uns sorgen!"

Nun schien das Eis gebrochen. Die jungen Herren

dachten es wenigstens und setzten sich auf einen Baumstumpf den Anderen gegenüber. Sie hatten sich aber getäuscht, denn bald streiften die Blicke der jungen Damen wieder scheu und ängstlich an ihnen vorbei und die Unterhaltung wollte nicht in Fluß kommen.

Da sagte Hans plötzlich, als habe er vergessen, eine wichtige Mittheilung zu machen, und sah dabei mit großen Augen von Einem zum Andern:

„Haben Sie nicht gehört, was sich neulich hier in den Bergen zugetragen?"

„Nein, nein!" war die allseitige Antwort.

„Es klingt wie ein Märchen und ist doch wahr. Hören Sie nur!"

Und mit gespannter Aufmerksamkeit richteten sich aller Augen auf Hans, als dieser zu erzählen begann: „Vor etwa acht Tagen unternahm eine Gesellschaft von mehreren Herren und Damen eine Partie von Agnetendorf nach der großen Schneegrube.

Alle waren sehr lustig und vergnügt, denn das Wetter war herrlich, kein Wölkchen zeigte sich am Himmel, die Tannen strömten ihren köstlichen Duft aus und die blauen Glockenblumen des Enzian blühten überall üppig zwischen dem hohen Farrenkraut.

Nachdem man sich genugsam an der balsamischen Luft, an Spiel und Scherz gelabt hatte, traten sie ihren Rückweg an, da die Sonne sich schon dem Untergange zuneigte.

In der Gesellschaft befand sich auch ein junges Mädchen, das hatte eine heimliche Liebe im Herzen, und

da ihr Schatz in weiter Ferne weilte, so drängte es sie, mit ihrer Sehnsucht allein zu sein und sie blieb immer hinter den Anderen zurück und pflückte einen großen Strauß Enzian.

Die Anderen aber dachten, sie thäte es nur aus Vorliebe für die Blumen.

Wie sie nun so ganz mit ihren Gedanken beschäftigt war, merkte sie es nicht, daß sie blumenpflückend immer tiefer in den Wald und von dem Fußpfade abgerieth, bis sie plötzlich vor einem reißenden Wasser stand, das ihren Weg hemmte und sie gewahr werden ließ, wie sie die Gesellschaft vollständig aus den Augen verloren hatte.

Da wurde ihr bange zu Muthe und eilig lenkte sie ihre Schritte zurück, um den Fußpfad wiederzugewinnen. Aber sie täuschte sich in der Richtung und gerieth immer tiefer in den Wald und entfernte sich immer weiter von den Anderen.

Da rief sie laut ihre Namen und horchte lange und bange auf Antwort, aber es schallte ihr immer nur das Echo ihrer eigenen Stimme zurück.

Im Walde war es schon ganz finster geworden und weinend setzte sie sich auf einen Stein, um so den Morgen zu erwarten. Auch der Himmel hatte sich mit Wolken bedeckt und kein Sternlein blickte ihr trostspendend entgegen.

Als sie nun in tiefster Bekümmerniß so dasaß, sah sie plötzlich einen Mann durch den Wald gehen, der kam gerade auf sie zu.

Das Mädchen erschrak heftig und dachte bei sich: nun bin ich verloren.

Der Mann aber trat an sie heran und winkte ihr nur mit der Hand, sie solle ihm folgen. Er hatte ein Lächeln auf seinem Gesicht, das ihr so fürchterlich erschien, daß sie nur mit Zittern und Beben sich erhob und ihm nachging, aber sie fühlte, daß jeder Widerstand ihre Lage nur verschlimmern konnte. Auch war ihr Mund wie verschlossen, sie konnte nicht das kleinste Wörtlein hervorbringen.

Der Mann aber ging immer voran, und wie er immer die bequemsten und sichersten Pfade zu finden wußte, so daß des Mädchens Fuß nie an einen Stein stieß, wuchs ihr Zutrauen und endlich verlor sie alle Furcht.

Der Wald lichtete sich jetzt, aber die Nebel brauten vor ihnen her, sodaß man das Thal unten immer noch nicht sehen konnte.

Da nahm die Gestalt des Mannes auf einmal eine ganz andere Form an, er schien selbst im Nebel zu zerfließen, aber er war viel lichter und glänzte wie ein Komet und durch ihn hindurch sah das Mädchen plötzlich die Häuser von Agnetendorf vor sich auftauchen.

Ein Schrei der Freude und des Entzückens entrang sich ihrem Munde, sie wollte dem Manne danken, der aber war inzwischen ganz zur feurigen Kugel geworden, er entschwebte in die Lüfte, das Mädchen folgte ihm mit den Augen, bis er am Himmel stehen blieb als glänzender Stern — —"

Hans hatte bei den letzten Worten seine Augen ebenfalls langsam zum Himmel gerichtet und seine Zuhörer waren ihm ohne Ausnahme gefolgt, — jetzt schauten sie

zusammen hinauf zum eben hervorgetretenen Abendstern.

Sie schwiegen Alle und Hans schloß mit den Worten des braunen Käthchens, welche die beiden Freunde zuerst aus ihrem Munde vernommen:

„So traue nur jeder im Leben seinem guten Stern!"

„Das war schön," sagten die beiden Knaben gleichzeitig und Trudchen fügte hinzu: „Das war gewiß der Rübezahl!"

Die Damen aber erhoben sich und reichten schweigend Hans die Hand. Sie hatten ihn verstanden.

„Es wird kühl, ich dächte, wir gingen hinein und sähen uns nach einem Abendimbiß um," sagte Kurt, mit unverhohlener Freude seinem Freunde die Hand kräftig drückend.

„Ja," erwiderte das braune Käthchen entschlossen, sich an die beiden jungen Männer wendend, „gehen wir in unsere Gemächer, und wenn Sie nichts dagegen haben, so mache ich die Wirthin und lade Sie zu uns ein!"

Wer konnte da etwas dagegen haben! Hei! gab das einen Jubel unter dem kleinen Volk!

XI.

Suchet nicht, so werdet ihr finden.

Es stellte sich heraus, daß das Herrenstübchen, nur durch eine bretterne Wand von dem Damenstübchen getrennt, geräumiger war als dieses, auch den Luxus eines Tisches aufweisen konnte, und so wurde die Abendmahlzeit bei den Herren vorbereitet.

Das braune Käthchen hatte sich mit der Frau Wirthin in Verbindung gesetzt, im Sturm durch einige freundliche Worte ihr Herz erobert, und überall selbst angreifend, — da es bei der Fülle von Gästen an hülfreichen Händen mangelte — das Beste aus Küche und Keller heraufschaffen lassen.

In kurzer Zeit war alles Wünschenswerthe beisammen, die Knaben holten die Stühle aus dem Nachbarzimmer, setzten sich um den Tisch und nun placirte man sich, so gut es in dem engen Raume eben gehen wollte, in bunter Reihe um die reichbesetzte Tafel. Jedes Mißtrauen war aus den Herzen der beiden Käthchen geschwunden, Alle waren in bester Stimmung, die noch

dadurch gehoben wurde, daß man Gelegenheit gefunden hatte, eine Nachricht über den Verbleib der Damen und ihrer Schutzbefohlenen nach Marschendorf gelangen zu lassen.

Kurt hatte nämlich vor dem Hause ein Bäuerlein zu dem andern sagen hören, er wolle noch die Nacht, da heller Mondschein sei, nach Marschendorf wandern, wo eine Schwester von ihm verheirathet sei.

Sofort machte Kurt hiervon den Damen Mittheilung, welche den Mann baten, in's Gasthaus zum „wilden Mann" zu gehen und der Frau Wirthin ein Briefchen abzugeben, worin sie ihr geschrieben, sie solle sich nur nicht ängstigen, sie wären unter gutem Schutz und kämen erst später heim.

So war denn Alles in schönster Ordnung und Jeder innerlich erfreut über das hübsche Abenteuer, das noch viel Heiteres für den kommenden Tag versprach.

Bei der Mahlzeit selbst waltete das braune Käthchen wie eine Hausfrau, theilte Jedem zu und legte auch den Herren vor, die sich das um so lieber gefallen ließen, als es in so anmuthiger und appetitlicher Weise geschah, daß sie noch niemals so genußreich gespeist zu haben glaubten.

Dann wurde abgeräumt, und da bei dem Lärm, den die Wallfahrer in den unteren Räumen der Baude vollführten, an ein Schlafen noch lange nicht zu denken war, so ließen die Mädchen es sich gefallen, daß die Herren eine Bowle zurecht machten, um dabei desto gemüthlicher plaudern zu können.

Als die Gläser zum ersten Male alle gefüllt waren,

erhob sich Kurt, um in heiterer Laune zu erzählen, wie er mit seinem Freunde ausgezogen sei, die Lage des Krokonosch und Ziegenrücken festzustellen, wie sie sich dabei von ihrem guten Stern hätten leiten lassen, der sie so wunderbar und ganz anders, als sie es hätten erhoffen können zum Ziele geführt hätte. Und nun berichtete er getreulich, mit welchen Gedanken sie von der Koppe den Mädchen nachgegangen seien, wie Hans den Vorschlag gemacht, die beiden Käthchen zur Unterscheidung den Krokonosch und Ziegenrücken zu taufen, und wie Alles so herrlich geglückt sei, daß er nun aus voller Seele bäte mit einzustimmen in den Ruf: es lebe Krokonosch und Ziegenrücken, dreimal hoch!

Dies geschah denn auch recht kräftig und die neuen Namen wurden von dem jungen Volk sofort in Gebrauch genommen.

Das braune Käthchen aber drohte dem Redner mit dem Finger und sagte, so seien sie also doch Verführer gewesen, die eigentlich zur Strafe verdienten, daß man sogleich sich dem Bäuerlein anschlösse, das noch heut Nacht nach Marschendorf wandern wolle. Hiergegen protestirten aber die Herren mit solchem Glücke, daß sich Alle wieder setzten, ihre Gläser austranken und sie von Neuem füllen ließen.

Welch' wunderbare, reine, frohe Jugendstimmung erfüllte nun das kleine Gemach in der Hampelbaude! Wie trug die Gegenwart der Kinder dazu bei, alles Zweideutige und Verfängliche der Situation zu bannen

und die Gemüther sich ergehen zu lassen in ungeschminkter herzlicher Offenheit.

Die beiden Käthchen wurden allmählich immer gesprächiger und die Freunde hörten ihrem Geplauder mit wirklichem Antheile zu. Die Mädchen berichteten von ihren Eltern und Lebensschicksalen.

Das braune Käthchen Steinkeller, ein Jahr älter als die blonde Freundin, war die Tochter eines höheren Offiziers; sie hatte in früher Jugend beide Eltern verloren und wäre in der Welt verlassen gewesen, hätte sich ihrer nicht die befreundete Familie Lenz, des blonden Käthchens Eltern, angenommen und zugleich mit den eigenen Kindern erziehen lassen.

So galt Käthe Steinkeller als älteste Tochter im Hause und vertrat zugleich Mutterstelle bei den jüngsten Geschwistern, da Herr Lenz, ein reicher Kaufmann in Dresden, inzwischen Wittwer geworden war. Er hielt sich viel auf Reisen in Holland und England auf, sodaß die Kinder häufig allein die Sommerferien im Gebirge zubringen mußten, wie auch gegenwärtig.

Sie hatten Marschendorf in Böhmen zu ihrem diesmaligen Sommeraufenthalte gewählt, einmal, weil sie das Riesengebirge noch garnicht kannten, und ferner, weil in dem genannten Orte ein alter Oheim ein einsames Schlößchen bewohnte, das sie wegen seiner prächtigen Lage und schönen inneren Einrichtung bei dieser Gelegenheit kennen lernen wollten.

Der alte Herr hatte ihnen zwar bereitwilligst seine Räume zur Verfügung gestellt, sie hatten dieses Aner=

bieten aber ausgeschlagen, um weder ihn noch sich in ihrer Freiheit zu beengen.

So waren sie nur ab und zu Gäste des alten Herrn, der sie stets auf's Liebenswürdigste aufnahm und bewirthete.

Sie wußten so manchen komischen Charakterzug des alten Junggesellen zu berichten, aber stets mit größtem Wohlwollen, ja fast mit Ehrfurcht für seine Person, der nicht nur als ein tiefer Gelehrter und ein durch weite Reisen geschulter Weltmann, sondern auch ein herzensguter, im Wohlthun und in Werken der Liebe unermüdlicher Mensch sich stets erwiesen habe.

„Fast möchte ich glauben," sagte Kurt, als die Mädchen in ihren Plaudereien eine Pause eintreten ließen, „daß der alte Herr auch uns nicht fremd ist," und sah lächelnd zu Hans hinüber.

„Ich habe es schon längst bemerkt," bestätigte Hans, „daß der gute Onkel identisch ist mit Herrn von Götzen, dem alten Herrn, der uns vor Jahren in St. Peter durch seine Gesellschaft so angenehme Stunden bereitet und der auch unbewußt den Anstoß gegeben hat zu dieser unserer Wanderung."

„Nicht möglich!" riefen die Mädchen, „das müssen Sie uns erzählen! Er ist in der That erst vorgestern aus Breslau zurückgekehrt, wo er einen alten Freund besucht hatte."

Nun war die Reihe, zu berichten, an den jungen Herren und sie verschwiegen nichts, nicht einmal die trübselige Stimmung, in der sie sich befunden, als der

alte Herr, wie aus einer Versenkung emporgestiegen, an ihrem Tische auftauchte und die denkwürdigen Worte äußerte: „werden Sie nur erst älter, meine Herren, um wieder jugendlicher zu empfinden.“

Alles wurde von den Mädchen mit Interesse entgegengenommen, sie freuten sich jeder Wendung des Gesprächs, die einen charakteristischen, von ihnen längst wahrgenommenen Zug des alten Herrn kundthat, und des Fragens und Ausforschens war kein Ende. Schließlich wollten sie auch wissen, warum die jungen Herren so trübseliger Stimmung gewesen?

Das war nun freilich schwer zu begründen, denn sie wußten es selber nicht, sie konnten nur versichern, daß ihnen zu Muthe wäre, als hätten sie in den letzten zwei Tagen Jahre erlebt und als wäre die Prophezeihung des alten Herrn schon eingetroffen, denn sie fühlten sich jetzt so jugendlich und glücklich wie noch nie im Leben.

Dabei schauten sie den jungen Mädchen mit leuchtenden Augen in's Antlitz, daß diese erröthend und verstummend die Blicke zu Boden senkten.

„Ich glaube, es ist Zeit, daß wir uns zurückziehen, die Kinder werden müde sein und morgen soll tüchtig gewandert werden,“ sagte das braune Käthchen und erhob sich.

Die Kinder aber baten flehentlich, man möchte doch noch ein wenig warten, sie wären gar nicht müde und der Lärm der Gäste würde sie ja doch nicht schlafen lassen.

Noch ehe man ihnen etwas erwidern konnte, stimmte Hans mit kräftiger Stimme das Lied an:

„O, säh' ich auf der Haide Dich,
Im Sturme Dich, im Sturme Dich —"

Das braune Käthchen setzte sich wieder und, der blonden Freundin zuwinkend, sagte sie: „Das können wir auch!"

Diese ließ sich nicht lange bitten und fiel mit der ersten Stimme rein und hell ein.

Wie hübsch das zusammenklang!

Nun wurde aber der Lärm unten unerträglich, sodaß man fast den Gesang nicht mehr vernehmen konnte.

„Das muß anders werden!" rief Kurt und sprang auf, „ich will doch sehen, was sie da unten treiben!" Er ging die Treppe hinab und das braune Käthchen begleitete ihn.

In der großen Wirthsstube war es unter den Gästen zu Zank, fast zu einer Rauferei gekommen. Kurt trat mitten unter sie, während das braune Käthchen an der Thür wartete, und rief mit starker Stimme dazwischen.

„Heda, Ihr Leute, auf ein Wort!"

Beim Anblick Kurts und des schönen Mädchens an der Thür wurden Alle mit einem Male still.

„Ich dächte, lieben Leute, bei dem Gange, den ihr vorhabt, geziemte es sich, etwas weniger laut zu sein und Euch vorzubereiten für den morgigen Tag."

Kurt war unwillkürlich in einen etwas pastoralen Ton verfallen, der sichtlich Eindruck auf die Leute machte.

Von verschiedenen Seiten fielen Aeußerungen wie die folgenden:

„Wer sein denn die? — Doch Wallfahrer? — Is' er denn geistlich? — Stille! das sein gewiß d'e jungen Grafenleute!“

Ein findiger Kopf war auf den Einfall gekommen, das müßte der junge Graf Schaffgotsch sein mit seiner Schwester oder Braut. Und da, je abenteuerlicher eine Behauptung ist, sie desto schnelleren Glauben findet, so war bald Jeder davon überzeugt, daß man hier die Beherrscher des halben Riesengebirges vor sich habe.

„Ihr thätet gut, ihr verließet den Raum hier, in dem Ihr schlafen sollt, noch auf eine halbe Stunde — die Nacht ist ja warm — und ließet ein wenig frische Luft herein. Draußen vor den Fenstern könnt Ihr auch noch etwas Schönes mit anhören.“

Das braune Käthchen nickte zu diesen Worten Kurts bestätigend mit dem Kopfe und das war für Alle das Zeichen, sich vor das Haus in die Mondnacht hinauszubegeben und zu erwarten, was man denn Schönes hier hören würde.

In demselben Augenblick stimmten Hans und seine Partnerin das Mendelssohn'sche Duett:

„Ach wie sobald verhallet der Reigen“

an, und dieses Lied ging vortrefflich, es fehlte keine Note, es schmiegte sich eine Stimme so sicher an die andere, daß, als der letzte Ton verklungen war, ein brausendes Beifallsrufen und Klatschen von unten erscholl.

Kurt hatte oben das Fenster geöffnet und zeigte sich jetzt an demselben.

„Die Sänger! Die Sänger! Wir wollen die Sänger sehen!“ schallte es ihm mehrstimmig entgegen, und da half kein Sträuben: Hans und das blonde Käthchen mußten sich am Fenster zeigen und wiederholte Beifallssalven dankend entgegennehmen.

Nun kamen andere Lieder an die Reihe von Schubert und Franz, alle mit gleichem Geschick ausgeführt und mit rauschendem Applaus aufgenommen, bis es draußen zu kühl wurde und der Wirth selbst mahnte, sich zur Ruhe zu begeben, da die Meisten schon um 3 Uhr Morgens weiterziehen wollten.

Bevor die Leute sich jedoch in’s Haus begaben, trat das braune Käthchen unter sie und rief: „Halt, lieben Leute, das war zum Besten armer Reisender, für die dort die Sparbüchse hängt. Jede Gabe, und sei’s ein Pfennig, ist willkommen; bitte, bitte!“

Und dabei ging sie, einen Teller in der Hand, von Einem zum Andern, und es war Keiner, der nicht mit Freuden in die Tasche griff und sein Scherflein beisteuerte. Der reichliche Ertrag wurde dann vor Aller Augen von Käthchen eigenhändig in die Sparbüchse geworfen. Jeder Hader war verstummt, mit guten Worten verabschiedete sich Jeder von dem schönen Mädchen.

Nun rüsteten sich auch die jungen Damen zum Aufbruch in ihr Zimmerchen, nachdem sie noch dafür gesorgt, daß Teller, Gläser und was sonst noch auf dem Tische

oder in der Stube stand und unnützen Raum wegnahm, entfernt worden war.

Man trennte sich mit herzlichem Handschlag und mit dem Gefühle, einen köstlichen Abend verlebt zu haben.

Als die Mädchen allein in ihrem Zimmerchen waren, wurde zunächst rasch das kleine Trudchen, das sehr müde geworden war, zu Bett gebracht. Dann schauten sie sich ernst und schweigend in's Gesicht: als wollten sie einander fragen: haben wir auch recht gehandelt? Sie verstanden sich, sanken sich in die Arme und drückten lautlos einen Kuß auf ihre Lippen. Dann entkleideten sie sich so leise als möglich und suchten, nur im Flüstertone einige freundliche Worte wechselnd ihr Lager auf.

Die Freunde im Nebenzimmer aber sorgten in kameradschaftlicher Weise für ihre jungen Genossen, bedeckten sie mit ihren Reisetüchern, daß sie auch ja nicht frören und gingen dann ebenfalls zu Bett.

Kurt hatte dem Freunde vorher die Hand gereicht und ihm dabei forschend in's Auge sehen wollen; der aber hatte sich abgewandt und sich sehr eifrig mit seinem Nachtzeuge zu schaffen gemacht.

Allmählich wurde es still und stiller in der Baude.

Im Nachbarstübchen der Freunde hatte ein Bauer mit seinem Sohne Unterkunft gefunden, die auch nach der Koppe wallfahrten wollten; man hörte jedes Wort, das sie sprachen. Sie drückten ihre Bewunderung über die Schönheit und Weiße der Betten aus.

„Nu, mir sein ooch reinlich," sagte der Alte, dann begann er zu schnarchen.

Als Alle zu schlafen schienen, fragte Kurt von seinem Bett aus leise „Hans?“

„Nun?“ erscholl es ebenso leise zurück.

„Schläfst Du schon?“

„Nein!“

„Ist der gefürchtete Augenblick etwa da?“

„Noch nicht — aber —“

„Was aber?“

„Gute Nacht.“ Ein Seufzer.

„Gute Nacht!“

XII.

„Ueber die Berge steigt schon die Sonne!“

„Vatel, stieh ock uf, suste gieht D'r de Sunne uf!“ Mit diesem sehr laut und mehrmals rasch hintereinander gesprochenen Worten weckte der Bauernsohn im Nachbarzimmer nicht nur den Vater, sondern auch die beiden Freunde, welche fast gleichzeitig sich im Bette aufrichteten und nach dem Fenster sahen, in das der dämmernde Morgen noch grau hereinblickte.

„Es ist noch zu zeitig,“ sagte Kurt und legte sich wieder um, Hans folgte seinem Beispiel. Die Knaben schliefen noch fest.

Nun begann aber das Lärmen wieder unten und oben und nebenan von den allmählich sich erhebenden und für die Weiterwanderung vorbereitenden Pilgersleuten. Davon wachten auch die Knaben auf und konnten nicht wieder einschlafen.

„Wie wär's“ sagte Kurt halblaut, „wenn wir Viere uns aufmachten und einmal in dieser Morgenfrühe zum kleinen Teich hinunterkletterten! Das ist nicht weit

und sehr lohnend und wir können wieder zurück sein, bevor die Damen und das Frühstück fertig sind."

„Ja, ach ja!" jauchzten die Jungen und fuhren aus den Betten in ihre Kleider.

Als die Vier vor die Baude traten, standen sie in dichtem Nebel und es war sehr kalt. Aber sie ließen sich dadurch nicht abhalten von ihrer Morgenwanderung. Kurt, der jeden Stein kannte, machte den Führer, und Hans gab Acht, daß die Knaben nicht fehltraten. Sie waren glücklich und stolz über jedes Wort, das man an sie richtete.

Unten in der Tiefe ballten sich die Nebel schon zusammen zu wunderlichen Gebilden und stiegen allmählich in die Höhe. Es braute um die Wanderer herum wie in einer Hexenküche.

Da lag die Teichbaude unter ihnen und nun sah man auch den dunklen Wasserspiegel des kleinen Teiches, das melancholische Meerauge des Riesengebirges.

Die Knaben hatten nicht üble Lust, trotz der Morgenfrische, ihre Kleider abzuwerfen und ein Bad zu nehmen. Kurt und Hans widersetzten sich dem aber energisch, denn sie wußten, daß das eisige Wasser ihnen den Tod hätte geben können.

Immer höher stiegen die Nebel und wurden immer dünner, da zeigte sich auch schon ein Stückchen blauen Himmels.

„Wir bekommen einen herrlichen Tag," sagte Kurt.

Jetzt erklangen Heerdenglocken und aus der Baude

trat eine Kuh nach der andern heraus in regelmäßigem Schritt, alle dieselbe Wendung machend, einem bestimmten Pfade zu, als wären sie einexercirt.

Die Knaben zählten, wie viele es wären; schon bei sechs dachten sie, nun müßte es die letzte sein, aber es folgten immer neue, wie aus dem berühmten Zauberhute des Taschenspielers, bis die zwanzig voll war. Man sieht es den Bauden nicht an, wie viel Raum für Menschen und Vieh sie umfassen.

Unsere Wanderer durchströmte ein Gefühl wonnigsten Behagens, wie jetzt der Tag vollends erwachte. Alles, was sie umgab — von den colossalen Felswänden an bis herab zum kleinsten Blümchen — erschien ihnen so neu, so anstaunenswerth, als wenn es eben erst aus der Hand des Schöpfers hervorgegangen wäre. Dazu die bis in's innerste Mark dringende, alle Lebensgeister neu belebende, von Alpenkräuterhauch gewürzte Luft!

Und endlich — für die beiden Freunde der unausgesprochene, aber desto lebhafter empfundene Gedanke an die herrlichen, lieben Mädchen dort oben, wohin sie nun glücklich zurückkehren sollten.

Sie pflückten einen Strauß, so eilig, als ob sie es garnicht erwarten könnten, wieder hinaufzuklettern und den Mädchen zu sagen, wie köstlich der Morgen sei und wie schön die Welt und wie über alle Begriffe beseligend das Leben!

Als sie vor der Baude wieder ankamen, glitten schon die ersten Sonnenstrahlen über das Dach, und

da Hans nicht zu befürchten hatte, daß er noch irgend Jemand im Schlafe störte — die Wallfahrer waren längst abgezogen — so sang er mit heller Stimme das bekannte Lied:

„Ueber die Berge steigt schon die Sonne.
Die Lämmerheerde läutet fern,
Mein Liebchen, mein Lamm, meine Sonne und Wonne,
Noch einmal säh' ich Dich gar zu gern.

„Ich schaue hinauf mit spähender Miene,
Leb' wohl, mein Schatz, ich ziehe von hier —
Umsonst, es regt sich keine Gardine — —"

Aber er sang nicht zu Ende, denn in diesem Augenblicke regte sich allerdings die Gardine und zwei, von Frohsinn und Schalkhaftigkeit leuchtende Mädchengesichter erschienen am Fenster. Die Mädchen öffneten es und schauten heraus. Die Knaben warfen ihnen die Alpenblumen als Morgengruß hinauf, die jungen Männer schwenkten ihre Hüte in der Luft und riefen den Mädchen zu, sie möchten nur eilig herunterkommen, es wäre schade um jede Minute, die man an solchem Morgen nicht im Freien zubrächte.

Das Frühstück mußten sie aber wegen der Morgenkühle doch noch im Innern der Baude einnehmen. Die Frau Wirthin hatte ihre beste rothe Decke über den Tisch im Wirthszimmer ausgebreitet und die schönste Bunzlauer Kaffeekanne und Tassen von Porzellan für die Gäste, die ihr so wohlgefielen, aus dem Glasschrank genommen.

Als alle Sieben um den Tisch Platz genommen und Käthchen Steinkeller wieder mit Anmuth und Würde jedem seine Tasse gefüllt hatte, stand die behäbige Frau Wirthin immer noch neugierig und mit schmunzelndem Gesichte dabei und musterte Einen nach dem andern.

„Nun, liebe Frau Wirthin, was erregt denn so sehr Ihre Aufmerksamkeit?" fragte sie Kurt.

„Ihr seid gar so hibsche Leite, daß ma wirklich ni' weeß, wer der Gescheidtere von Eich is! Ob de Mannsleite sich de schmuckeren Mädel oder de Mädel sich de schmuckeren Mannsleite ausgesucht haben!" sagte die Frau Wirthin und ahnte nicht, wie sehr sie das Blut der jungen Mädchen durch diese Worte in Aufruhr versetzte. Ihre Wangen überzogen sich mit dunkler Röthe, und sie ergriffen ihre Tassen und nahmen einen so ungewöhnlich langen Schluck, als wollten sie mit ihren Näschen gar nicht wieder aus den Tassen herauskommen.

Die jungen Männer aber lachten still für sich hin, und Hans wußte das Gleichgewicht wieder herzustellen, indem er mit ernster Miene sagte:

„Es ist nur gut, liebe Frau Wirthin, daß die Bunzlauer Kaffeekannen noch immer so schöne dicke Bäuche haben, denn meine Töchter sind — wie Sie sehen — so starke Kaffeetrinkerinnen, daß sie gar nicht aus den Tassen heraus wollen und gewiß noch einige vertilgen werden."

Die Mädchen versenkten sich lachend nur noch tiefer in ihre Tassen, die Frau Wirthin aber rief verblüfft:

„Ihre Töchter!“ und trat unwillkührlich einen Schritt zurück.

„Freilich, freilich,“ fuhr Hans sehr ernst fort, „packen Sie uns nur recht rasch ein gutes zweites Frühstück zusammen, viel Fleisch und Butterbrötchen, denn mein Bruder und seine beiden Söhne — hier deutete Hans auf Kurt und die Knaben — müssen jede Stunde etwas zu essen haben, wenn sie nicht umsinken sollen!“

Nun brachen Alle über das erstaunte Gesicht der Wirthin in ein fröhliches Gelächter aus, und diese, gute Miene zum bösen Spiel machend, entfernte sich eiligst, um ihre Gäste nicht weiter zu belästigen und den Auftrag betreffs des Frühstücks nach besten Kräften auszuführen.

Dann berieth man das Programm des Tages, und da der Muth der jungen Damen bei der fröhlichen Offenheit und der Zutrauen erweckenden Sicherheit der jungen Männer sehr gewachsen war, so ließen sie sich leicht überreden, nicht denselben Weg nach Marschendorf zurückzunehmen, sondern den schönen Umweg über St. Peter, das sie noch nicht kannten.

Das Frühstück war bald beendet, und nun stiegen unsere Wanderer wieder flott bergauf, dem Koppenplane zu. Das Wetter war über alle Beschreibung schön, kein Wölkchen am Himmel, die Luft warm und doch kräftig, sodaß die Sonne niemals lästig wurde.

Die kleine Karawane von sieben Menschen blieb ununterbrochen zusammen, es sonderten sich keine Gruppen

ab, jeder wollte hören, was jeder sagte, jeder wollte jeden Augenblick sich der Gegenwart der Anderen freuen.

Es wurde harmlos gescherzt, gelacht, gesungen, geplaudert. Die Knaben klammerten sich von Zeit zu Zeit mit Ungestüm an ihre erwachsenen Kameraden, um ihnen auf diese stürmische Weise ihre Hingebung, ihre Bewunderung auszudrücken; das kleine Trudchen, sonst so wild mit den Knaben, schmiegte sich zärtlich an die beiden Käthchen an und wich nicht von ihrer Seite, es herrschte unter Allen ein freier, rückhaltloser und doch so zarter und rücksichtsvoller Ton, wie er nur aus gesunden, unverfälschten und gebildeten Herzen strömen kann.

Noch früh am Tage gelangten sie so an die Wiesenbaude, die auf dem herrlichen Hochplateau des Riesenkammes, rings von grünen Wiesenmatten umgeben, im hellen Sonnenscheine dalag.

Die Baude war voller Gäste und neugierig wandten sich Aller Blicke nach den auffallend hübschen Menschen, die jetzt eintraten und sich vergeblich nach einem Tische umsahen.

Verschiedene Herren erhoben sich, andere rückten zur Seite, um den Eingetretenen Platz zu machen, unseren Reisenden schien es aber in dieser Enge durchaus nicht zu behagen. Kurz entschlossen sagte daher Käthchen Steinkeller:

„Ich weiß einen besseren Platz für uns, kommt nur!"

Und rasch, von zahlreichen verwunderten Blicken

begleitet, eilte sie voran zur Thür hinaus, die Andern folgten.

Sollen wir uns da drin einpferchen lassen und behorchen, daß wir kein vernünftig Wort mit einander sprechen können?" sagte sie: „bleiben wir hier auf der Wiese, ein Stück hinauf, dort an dem klaren Wasser ist ein reizendes Plätzchen für uns. „Unser Papa," fügte sie mit einem neckischen Blicke auf Hans hinzu, „hat ja für das nöthige Frühstück gesorgt."

Und so lagerten sich Alle auf der trockenen Wiese an dem krystallklaren Wasser, das sie durchläuft. Hier kommen Wanderer nicht vorbei.

Die Freunde packten das Frühstück aus, das ihnen die Wirthin der Hampelbaude mitgegeben und reichten es wie selbstverständlich dem braunen Käthchen zur Vertheilung unter die Anderen.

Es schmeckte nach dem tüchtigen Marsche vortrefflich und blieb auch nicht ein Krümchen davon übrig.

Dann lagen sie schweigend und genossen die schöne Aussicht. In der Ferne weidete eine große Heerde Vieh. Die Knaben und Trudchen fragten, ob sie wohl hingehen dürften? Es wurde ihnen gestattet und bald befanden sich die drei mit den jungen Hirten dort in eifrigem Gespräch.

Wie die vier Erwachsenen nun allein waren, zog Hans seinen kleinen Goethe, den er immer beim Wandern mit sich trug, aus der Tasche und begann vorzulesen.

Man kann nicht jeden Dichter im Freien genießen,

Goethe aber mundet vortrefflich, besonders wenn er so einfach, so verständnißvoll und wohlklingend vorgelesen wird, wie Hans dies verstand.

Alle Vier empfanden ein Glück, das sie vorher nie gekannt zu haben schienen, sie waren sich des Lebensgenusses in hohem Grade bewußt, sie waren durchdrungen von der Schönheit der Gegenwart.

„Ich weiß, daß mir nichts angehört,
Als der Gedanke, der ungestört
Aus meiner Seele will fließen;
Und jeder günst'ge Augenblick,
Den mich ein liebendes Geschick
Von Grund aus läßt genießen."

Niemals hatten sie so tiefes Verständniß für diese Worte gehabt, als jetzt, da Hans sie ihnen vorlas. Ihr Glück war noch durchaus gesund, es hatte noch nicht jene bedenkliche Steigerung erreicht, von wo es so leicht in das Gegentheil hinüberspringt.

XIII.

„Ach! und in demselben Flusse
Schwimmst Du nicht zum zweiten Mal.“

Die Sonne stieg höher und fing nun doch an, selbst hier oben empfindlich zu werden.

Unsere Wanderer machten sich auf, um recht bald den schattigen Waldpfad zu erreichen, der an der Berglehne des Ziegenrückens entlang nach dem Dorfe Spindelmühl oder St. Peter, wie es die meisten nach dem Kirchlein daselbst nennen, führt.

Herrliche Blicke öffnen sich von Zeit zu Zeit in den langen Grund hinab, hinüber nach der Geierguckе und dem Krokonosch.

Die Freunde hätten gute Zeit und Gelegenheit gehabt, jetzt den Zweck ihrer Wanderung zu erreichen, das heißt, die Lage des Krokonosch und Ziegenrücken festzustellen, aber wer verdenkt es ihnen, daß sie dieses Zweckes völlig vergaßen, da die beiden Berge so lieblich in Fleisch und Blut vor ihnen herwandelten? Und sie wurden nicht müde, die Natur dieser wandelnden Berge zu studiren

ihre Formationen zu betrachten, Vergleiche zwischen ihnen anzustellen, die Schichten ihres Inneren klar zu legen.

Fürwahr ein beneidenswerthes Studium!

Und je rastloser sich daher die Gedankenfäden von Einem zum Anderen hinüberspannen, desto weniger wurde gesprochen, man begnügte sich, mit einem Worte eine Saite anzuschlagen, die dann wunderbar lange nachklang.

Endlich lag der entzückende Thalkessel von Spindelmühl vor ihnen.

Sie blieben in Bewunderung einige Minuten stehen und labten ihre Augen an den kühn geschwungenen Berglinien, den frischen Wiesenmatten, an den malerisch gruppirten Häuschen, an dem schmalen Silberband der jungen Elbe, die tief unten das Thal durchzieht.

Dann machten sie in dem ersten und damals fast einzigen Gasthause von Vincenz Richter Rast.

Der Tisch war gedeckt, das Mittagsmahl bereit, sie durften sich nur niederlassen und zulangen.

Und dies geschah mit einer gewissen Hast, denn, die vielen neugierigen Blicke, die sich auf sie richteten, waren ihnen — sie wußten selbst nicht, warum — recht lästig. Wie war ihnen doch sonst Gesellschaft so willkommen gewesen, heute strebten sie nur danach, recht bald wieder das Freie zu gewinnen und nur unter sich an möglichst einsamem Orte zu plaudern und zu träumen.

Und so erhoben sie sich denn auch gleich nach beendeter Mahlzeit und zogen zusammen hinab in die Tiefe — denn die Sonne brannte in dem geschützten Thalkessel glühend heiß — an die schattigen Waldufer der jungen Elbe.

Dort machte Kurt einen köstlichen Platz ausfindig.

Mitten in der Elbe, deren Wasser um diese Zeit nicht sehr reich war, lagen, wie Sessel für eine Conferenz von Riesen hingestellt, vier gewaltige Felsblöcke. Man konnte über andere Steine hinweg leicht zu ihnen gelangen. Mit den Reisedecken der jungen Männer wurden bequeme Sitze für die Damen hergerichtet; auf den beiden Felsblöcken gegenüber nahmen die Freunde Platz. Die drei Kinder sprangen im Walde umher und suchten Erd- und Heidelbeeren, die in großen Massen dort wuchsen.

Durch die hohen dunkelen Tannen drangen gemildert die heißen Sonnenstrahlen und auch von dem schnellfließenden klaren Wasser der Elbe wehte erquickende Kühlung her.

Die Bäume aber und das Moos und die Waldblumen und Beeren strömten in wunderbarem Gemisch jenen unbeschreiblichen Duft aus, der berauscht — nicht wie der Wein, sondern wie ein edler Gedanke, der unsere Seele durchzieht.

Hans wollte vorlesen, aber er verstummte bald, ohne daß die Anderen ihn ermahnten, fortzufahren. Man wollte nur träumen mit Bewußtsein.

So saßen die Vier und lauschten dem leisen Geflüster der Bäume, dem geheimnißvollen Gurgeln und Murmeln des Wassers zu ihren Füßen.

Und hier in dieser Fülle von Duft und räthselhaftem Klang, in diesem traulichen Halbdunkel des Waldes, in dieser reinen, von sommerlicher Gluth durchbebten Luft, — wie die Blicke von Stein zu Stein hinüberflogen, — entzündete sich der elektrische Funke, der das Leben ver-

mittelt von Generation zu Generation. Er glühte in den Herzen der vier jungen Menschen, aber sie waren sich dessen — zu ihrem Glücke — noch kaum bewußt. Zu ihrem Glücke, sage ich, denn es störte noch nicht die Ungezwungenheit und Harmlosigkeit des Verkehrs, sie hatten nur sämmtlich das Gefühl namenloser Wonne, der sich noch kein Wunsch, kein Begehren beigesellte.

Sie hatten es sich bequem gemacht, in halbliegender Stellung, die Gesichter einander zugekehrt, ruhten sie von der langen Wanderung.

Auch die Kinder waren, der Beeren satt, im Moose niedergesunken. Trudchen schlief bald, von Müdigkeit übermannt, ein, und auch die beiden Knaben saßen zu ihrer Seite und wehrten zudringliche Insekten von ihrem Gesichte ab.

Es bemächtigte sich aller ein Gefühl der Unendlichkeit, als gäbe es keine Zeit, als wäre es immer so gewesen und müßte immer so sein. Sie sahen es nicht, wie die Schatten der Bäume immer länger und länger wurden.

„Nun ist mir so, als läge ich in meinem Traumschloß,“ sagte Hans nach langem Schweigen.

„Was ist das für ein Traumschloß?“ fragte Käthchen Steinkeller.

„Haben Sie nicht auch manchmal Träume, die genau in derselben Weise von Zeit zu Zeit wiederkehren?“ fragte Hans dagegen.

„Nein, ich träume überhaupt sehr selten,“ erwiderte sie.

„Ich habe noch nie geträumt,“ sagte Kurt.

„Mir sind diese wiederholten Träume schon oft be-

gegnet," bemerkte Käthchen Lenz, „und an welchen Traum dachten Sie jetzt eben?"

„Ein Traum, so klar und deutlich, und stets genau von denselben Empfindungen begleitet, daß ich ihn sogar in Verse gebracht habe."

„Laß hören!" sagte Kurt und auch die Mädchen baten ihn darum.

Hans sprach mit gedämpfter, weicher und doch vernehmlicher Stimme:

„Mir träumt zuweilen von einem Schloß,
Recht tief in Waldes Mitten,
Dahin noch drang keines Jägers Geschoß,
Dahin kein Fuß noch geschritten.

Vom Himmel ergießt sich der Sonnenschein
Durch schattige Buchenriesen,
Vergoldet das Moos auf dem alten Gestein
Und spielt auf den marmornen Fliesen.

Der Epheu rankt zum Gesims empor
Und Blumen, die nie verwelken,
Umgeben das Schloß in buntem Flor,
Rosen, Levkoien und Nelken.

Und innen ist es so still, so kühl
In den weiten, erhabenen Räumen,
Kein Ton aus dem lärmenden Weltgewühl
Stört hier mein Sinnen, mein Träumen.

Es klingt eine ewige Melodie
Ganz leise im Sonnenschimmer,
Sie singt und klingt und ermüdet nie,
Stets neu und dieselbe doch immer.

Und alle Sehnsucht ist abgestellt,
Und alle Schmerzen zerronnen,
Ich suche nichts in der weiten Welt,
Denn ich habe Alles gewonnen.

Wo liegst Du, Schloß, wo liegst Du, Wald,
Ihr schweigenden hohen Bäume,
Dahin es mich zieht mit Sehnsuchtsgewalt,
Davon so gerne ich träume?"

Und wieder schwiegen Alle und es war ihnen, als wölbte sich über ihnen das geheimnißvolle Schloß und sie lauschten mit Entzücken der ewigen Melodie.

XIV.

Erwachen aus Träumen.

Da fuhr, wie um mit Absicht die Stimmung, in der sich unsere Wanderer befanden, mit einem Male zu zerstören, ein brutaler Ton aus dieser Welt in ihre Traumwelt.

Ein klägliches Jammergeschrei aus Kindesmund, unterbrochen von lauten, rohen Scheltworten einer Männerstimme, erhob sich unweit der Lagernden.

Bald auch wurde ein halbausgewachsenes Mädchen sichtbar, das ein bärtiger Mann in der Kleidung der Waldwärter und mit einem Bündel Holz in der Hand, an den Haaren hinter sich herzog, wobei er heftig ausrief:

„Habe ich Dich endlich erwischt, verdammtes Ding! Warte nur, jetzt sollst Du in's Loch und Dein Strolch von Vater dazu! Vorwärts, vorwärts, nicht gemuckst, Du Diebsbrut!"

Unsere Wanderer sprangen, wie auf ein gemeinsames Zeichen, auf die Beine. Die Mädchen erblaßten vor

Schreck und Empörung, Kurt und Hans waren mit zwei Sätzen an der Seite des Unmenschen.

„Lassen Sie das Kind los!“ schrie Kurt ihn an.

„Scheeren Sie sich zum Teufel, Herr,“ war die barsche Antwort.

„Wenn sie gestohlen hat, wird sie ihre Strafe ja erhalten, Sie haben aber nicht das Recht, sie zu mißhandeln!“

Kurt faßte seinen Arm und versuchte die Hand von den Haaren des Mädchens zu lösen.

Der Mann ließ das Mädchen los, stieß aber Kurt vor die Brust, daß er zurücktaumelte, dann faßte er das Mädchen von Neuem bei den Haaren. Nun machte sich Kurt und Hans gemeinschaftlich an ihn, befreiten das Mädchen und nahmen es in ihre Mitte.

„Wollen Sie das Mädchen gutwillig herausgeben, oder soll ich Sie mitverhaften?“ schrie der Mann, bebend vor Wuth, die Freunde an.

„Führen Sie uns zum Gemeindevorsteher, das Mädchen geben wir nicht heraus!“ sagte Kurt fest.

Noch einmal versuchte der Mann, das Mädchen den jungen Männern zu entreißen, es gelang ihm aber nicht. Wuthschnaubend ging er jetzt voran und befahl ihnen, zu folgen, er würde sie zum Gemeindevorsteher führen.

Im Abgehen rief Kurt den Damen zu: „Bleiben Sie hier, erwarten Sie uns, wir kehren bald zurück.“ Er wußte, daß das Haus des Gemeindevorstehers nicht weit entfernt war. Die beiden Käthchen sahen den beiden Abgehenden mit sorgenvollen Mienen nach.

Die Knaben wollten mitgehen, allein Kurt bat sie, zurückzubleiben und die Damen zu beschützen. Hierdurch geschmeichelt kehrten die Knaben zu den Mädchen zurück, die durch die jähe Zerstörung ihrer schönsten Träume auf's Aeußerste bestürzt und niedergeschlagen waren. —

Unterwegs fing das Kind an, den Forstaufseher in rührender Weise zu bitten, er solle sie doch noch einmal freilassen, sie würde ja ganz gewiß nicht wieder stehlen, nur die äußerste Noth hätte sie dazu getrieben.

Der Mann schwieg hartnäckig und ging mit großen Schritten voran, ohne sich umzusehen.

Nun legte sich auch Hans, der bisher kein Wort gesprochen hatte, in's Mittel.

In seiner milden und vertrauenerweckenden Art ließ er sich mit dem Manne in ein Gespräch ein, fragte dies und das, worauf ihm nur zögernd Bescheid wurde, erzählte, wie oft er schon hier in der Gegend gewesen wäre, wie schön er es immer gefunden und daß er gar nicht gedacht hätte, daß es hier so harte Menschen geben könne, die so grausam mit der Armuth verführen.

„Man muß hart werden unter solchem Raubgesindel," sagte der Mann, schon in milderem Tone.

„Na aber — ich glaube, Ihr fangt das doch nicht richtig an," sagte Hans, „das Kind ist doch nur abgeschickt von den Eltern. Und Ihr, Ihr solltet Euch doch nicht an ihm vergreifen, der Ihr so stark seid, daß wir zwei kräftige Menschen es kaum mit Euch aufnehmen können. Ihr seid gewiß Soldat gewesen!"

„Freilich!" sagte der Mann und drehte sich um.

„Nun seht Ihr, da sind wir ja Kameraden! Ei! ei, ei! ein Soldat und sich an so einem jungen Menschenkinde vergreifen! Wie soll ich mir das erklären?"

„Na, es ist sonst auch nicht meine Art," erwiderte der Mann rasch, „aber wenn sie wüßten, was ich heut schon für einen Aerger gehabt habe, so würden Sie mich milder beurtheilen."

Und nun erzählte er, wie er durch die Unvorsichtigkeit des Vaters des verhafteten Mädchens, eines argen Trunkenboldes, um seinen ganzen Hühnerstall mit allem Federvieh darin gekommen sei. Der Mann wäre in vollständig trunkenem Zustande im Morgengrauen heimgekehrt, hätte sich an seinem Hühnerstalle eine Pfeife angezündet und dadurch einen Brand verursacht, den man erst bemerkt hätte, nachdem nichts mehr zu retten gewesen.

„Ah, das erklärt manches!" sagte Hans und blieb stehen, um sich eine Cigarre anzuzünden. „Das ist freilich schlimm. Rauchen Sie nicht eine Friedenscigarre mit? Sie sind verzollt."

Zögernd und mit einem etwas verlegenen Blick auf Kurt nahm der Mann die Cigarre.

„Da sind Sie wirklich zu bedauern; wie hoch ist wohl Ihr Schaden," sagte jetzt Kurt.

„Nun, das Ställchen war versichert, das erhalte ich ersetzt, aber ein Hahn und zehn Hühner sind pfutsch, macht einen Schaden von zehn Gulden; die wollen verdient sein." — Dann wandte sich der Mann plötzlich an das Mädchen und sagte barsch: „Mach, daß Du fort kommst und laß Dich nicht wieder erwischen!"

Das Kind sah ungläubig zu ihm empor, doch als er seine Worte wiederholte, lief es glückstrahlend davon.

„Das war recht," sagte Hans, „sie wird sich's wohl hinter die Ohren schreiben — und was Ihren Schaden anbelangt, so würden Sie uns ein Vergnügen machen, ihn von uns ersetzt zu nehmen."

Kurt nickte zustimmend und zog wie Hans seine Börse.

„Wo denken Sie hin, meine Herren, das sähe ja aus wie Bestechung!" sagte der Mann, nun vollends freundlich.

„Nicht im geringsten," erwiderte Hans, „Sie hatten das Mädel ja schon vorher laufen lassen."

„Nein, es geht aber nicht —"

„Warum denn nicht? Wir sind ja Kameraden, die müssen einander in jeder Noth aushelfen."

Endlich nahm der Mann das Geld, bat wiederholt um Entschuldigung, daß er sich von seinem Zorn so habe hinreißen lassen, und forderte die Herren auf, in seinem Hause, das er ihnen aus der Ferne zeigte, eine Erfrischung anzunehmen. Diese wurde natürlich abgelehnt.

Mit lebhaften Dankesbezeugungen entfernte sich der Forstaufseher und ließ die beiden Freunde allein auf der Landstraße.

Die Sonne war schon hinter den Bergen verschwunden, aber die Luft noch ungewöhnlich schwül.

Nachdem sie einige Zeit schweigend neben einander hergegangen waren, blieb Hans plötzlich stehen, breitete

seine Arme weit in die Luft aus, wie wenn er sich zum Fluge aufschwingen wollte, und sagte, seinem Freunde mit einem unbeschreiblichen Ausdruck von Erregung, Furcht, Hoffnung und Freude in's Auge schauend:

„Kurt, dieses kleine Intermezzo hat bei mir das Eis zum Durchbruch gebracht. Das rauhe Erwachen aus dem süßen Traume hat mir gezeigt, daß es hier auf Erden nicht unsere Sache ist, zu träumen, sondern die Augen offen zu halten und zuzugreifen, wenn das Glück vorüberfliegt. Kurt, diese kleine Trennung von ihr, der Einzigen, hat mir zugleich gezeigt, daß ich vor Sehnsucht sterben würde, wenn ich sie länger, als einen Tag verlassen müßte.“

Er ließ die Arme sinken und Kurt legte beide Hände auf die Schultern des Freundes.

„Lieber Hans“ sagte er erregt, „mir geht es kaum anders, und ich sehe, der kritische Augenblick ist gekommen; wir stehen so zu sagen am Vorhange unseres Schicksals und wenn ich ihn jetzt lüfte, so sind wir entweder die glücklichsten oder die unglücklichsten Menschen.“

„Ja,“ erwiderte Hans und das Blut schoß ihm in's Gesicht, — „aber Du hast es mir versprochen, die reine Wahrheit zu sagen, und so frage ich Dich, welches von beiden Käthchen hat Dein Herz?“

Kurt zögerte mit der Antwort.

„Wollen wir nicht den morgigen Tag noch so hingehen lassen — in Ungewißheit — und — wer weiß —?“

„Nein, nein, keine Secunde,“ drängte Hans und ergriff die Rechte des Freundes, sie heftig drückend, „ich

muß Gewißheit haben, ob das Schicksal uns wieder den furchtbaren Streich gespielt, daß wir von derselben Neigung erfaßt worden sind, ich muß!"

„So sprich Du zuerst!" sagte Kurt.

„Nein, Du sprich es aus, sage, welche ist es."

„Nun denn, so komme, was da kommen mag!" und seinen Mund dicht an das Ohr des Freundes legend, sagte Kurt leise: „das blonde Käthchen!"

„Ist es wahr? Ist es wirklich wahr?" rief Hans in vollster Aufregung einen Schritt zurücktretend, „habe ich recht gehört?

Kurt nickte bestätigend mit dem Kopfe.

„Hurrah!" schrie Hans, „Gott sei Dank! Ich liebe das braune Käthchen! Er umarmte den Freund, drückte ihn heftig an sich und drängte ihn dann vorwärts dem Walde zu, wo sie die Mädchen verlassen hatten.

„Was meinst Du wohl, wie wir uns ergänzen!" rief er begeistert, Du und das blonde Käthchen Lenz, ich und mein brauner Krokonosch!"

„Wer hätte das Alles gedacht!" erwiderte Kurt selig.

Kaum waren sie einige Schritte gegangen, so hörten sie hinter sich einen Wagen in scharfem Trabe herankommen, sodaß sie bei Seite treten mußten. Als er vorüberfuhr, erkannten sie deutlich Minna an der Seite der Sommerweste, die Tante mit ihren Begleitern waren verschwunden, folgten auch nicht etwa in einem Wagen nach.

Minna aber lag an der Brust des Mannes und er hatte seinen rechten Arm fest um ihren Hals ge=

schlungen. Beide waren so mit sich beschäftigt, daß sie die Wanderer am Wege nicht bemerkten.

Das Wiedererscheinen Minnas in diesem Augenblicke und unter solchen Umständen machte einen besonderen Eindruck auf die Freunde. Sie mußten beide der Unterredung gedenken, die sie mit ihr in Josephinenhütte hatten, als sie über das Brückengeländer gelehnt in das tosende Wasser schauten und die wilde Rose auf den Wellen in's Thal hinabtanzte.

Dann hatten sie die Empfindung, als wären sie, kurz vor dem hohen Ziele, das sie jetzt erreicht glaubten, in der Person Minnas einer großen Gefahr entgangen, und doch stärkte sie wieder das rücksichtslose Zugreifen dieses Mädchens in ihrem Vorhaben, das Glück nun nicht wieder aus den Händen zu lassen.

Mit diesen Empfindungen schauten sie dem Wagen nach, bis er an einer Wegbiegung verschwand.

Dann beschleunigten sie ihre Schritte, und den Wald betretend, der ihr ganzes Glück in sich schloß, riefen sie, daß es laut von den Bergen widerhallte: „Es lebe der Krokonosch! Es lebe der Ziegenrücken!“

XV.

Kreuz und quer.

Während die Freunde ihr Abenteuer mit dem Forstaufseher hatten, waren die beiden Käthchen in großer Unruhe zurückgeblieben.

Trudchen war durch das Geschrei des Mädchens und das hastige Aufspringen der Knaben von ihrer Seite aufgeweckt und so erschreckt worden, daß sie zu weinen anfing und nur mit Mühe beruhigt werden konnte.

Die Knaben aber brachten ihr Blumen und Beeren, Farrenkräuter und Tannenzapfen und boten ihre ganze Liebenswürdigkeit auf, dem Schwesterchen den unangenehmen Vorfall vergessen zu machen und es in die alte gute Stimmung zurückzuversetzen. So waren die drei Kinder vollkommen mit sich beschäftigt und boten dadurch den beiden Käthchen Gelegenheit, recht ungestört mit einander zu plaudern.

Auch sie waren durch den jähen Zwischenfall aus ihren Träumen aufgerüttelt worden und hatten Klarheit über sich selbst erlangt. Das muthige Vorgehen der

jungen Männer gegen den erheblich stärkeren Forstaufseher, ihr Eintreten für das arme Kind, die Unerschrockenheit, mit der sie sofort bereit waren, vor dem Gemeindevorsteher die Sache der Armuth und der Verfolgten zu verfechten, hatten einen tiefen Eindruck auf ihre Herzen gemacht. Dazu gesellte sich jetzt noch die Besorgniß, es könnten den jungen Männern hier im Auslande von der Behörde Schwierigkeiten gemacht werden, ja bei der Roheit des Forstaufsehers schien ihnen eine Verhaftung der jungen Männer am Ende nicht ausgeschlossen.

„Wir hätten sie in keinem Falle verlassen dürfen," sagte Käthchen Steinkeller eifrig.

„So laß uns ihnen noch folgen," erwiderte die Freundin.

„Nein, nun ist es zu spät. Wir haben sie schon aus den Augen verloren und es ist ihr ausdrücklicher Wunsch gewesen, daß wir hier bleiben. Sie würden uns sonst am Ende nicht wiederfinden."

„Also es liegt Dir viel daran, daß sie uns wiederfinden?" fragte Käthchen Lenz schelmisch.

„Dir — nicht?" erwiderte Käthchen Steinkeller langsam und sah ihr lächelnd in die Augen.

Käthe Lenz verbarg ihr Gesicht an der Brust der Freundin. Dann hob sie den Kopf wieder, wandte sich ein wenig zur Seite und sagte zitternd:

„Ich habe eine Angst — ich kann es Dir gar nicht beschreiben — wenn sie ihn nun wirklich verhaften, wenn ich ihn nicht wiedersehen sollte — und er war

doch eigentlich gar nicht Schuld an der Sache!" — Sie brach in Thränen aus.

„Wen meinst Du?" fragte Käthe Steinkeller gespannt.

„Nun — Hans!"

„Gott sei Dank, Hans!" Sie athmete erleichtert auf. „Nun, siehst Du, liebes Herz," fuhr sie freudig fort, „ich habe ein Zutrauen zu der Energie und Mannhaftigkeit Kurts, daß er allen Gefahren Trotz bietet und als Sieger hervorgeht."

Nun mußte Käthe Lenz lachen, sie lachte unter Thränen, lachte, wie nur das Glück lachen kann, umhalste die Freundin, küßte sie und sagte:

„Wir haben uns beide schön verplappert; aber nun es heraus ist, bin ich wieder froh und ich hoffe bestimmt, daß sie Beide kein Mittel unversucht lassen werden, um zu uns zurückzukehren."

Sie kletterten über die Steine wieder auf ihre alten Sitze und riefen sich die eben so köstlich verlebten Stunden in's Gedächtniß zurück.

„Was würde mein Vater sagen, wenn er uns hier so sitzen sähe," begann Käthe Lenz wieder, „was würde er sagen, wenn er unser Abenteuer erführe und wie wir mit fremden jungen Männern in der Welt herumziehen! Ich stelle mir jetzt sein ernstes gutes Gesicht vor, ich trete vor ihn hin und bekenne ihm alle meine Unthaten, verschweige nichts, schütte mein ganzes Herz aus. Würde sich seine liebe Stirn mit Runzeln bedecken? Würden seine Augen noch ernster werden? Ich denke nein!

O, er hätte ihn sehen sollen, wie er uns vor der Hampelbaude das Märchen erzählte, um uns Zutrauen einzuflößen, — ganz wie ich mir immer mein Ideal gedacht habe, er hätte ihn singen hören sollen, am Abend, als unten die Menge lauschte; am Morgen, als er uns aus unserem Zimmerchen herunterlockte; er hätte sehen sollen, wie ihm das Blut in's Gesicht schoß, als er die abscheuliche Behandluug des armen Mädchens hier wahrnahm. Ich denke, mein Vater würde mir nicht zürnen, wenn ich an der Hand dieses jungen Mannes vor ihn hinträte und sagte: so habe ich mir immer den gedacht, der meinem Vater am ähnlichsten sein soll."

„Wie Dich die Liebe beredt macht, mein Blondchen!" sagte Käthe Steinkeller, „aber ich glaube, ich könnte mit derselben Berechtigung einen gleichen Lobeshymnus auf Kurt anstimmen. Denke daran, wie er auf der Schneekoppe dem Kellner entgegentrat! Das war gleichsam die Ouvertüre zu seinem ganzen späteren Verhalten, — ganz wie ich mir immer mein Ideal gedacht; — wie er dann mit dem Winde kämpfte, unsere Kopfbedeckungen zu retten; wie er der tobenden Masse imponirte in der Hampelbaude, wie er hier mit dem starken Forstaufseher rang und das arme Kind befreite! Ja, das ist ein echter, rechter Mann mußte ich mir sagen. — Ich will aber von alledem schweigen," fügte sie etwas kleinlaut hinzu, „denn so glücklich ich auch bin, so verläßt mich doch ein fürchterlicher Gedanke nicht."

„Um Gottes willen, Du hältst sie doch nicht etwa für Betrüger?" platzte Käthe Lenz heraus.

„Nein, wahrhaftig nicht! ich möchte meine Hand in's Feuer legen für die Reinheit ihrer Absichten, aber — ist Dir denn gar nichts aufgefallen?"

„Aufgefallen? — Du steckst mich schon an mit Deinen Zweifeln — mir ist aber nichts als Gutes und Schönes aufgefallen."

„Mir schien es so, als ob Kurt mehr Aufmerksamkeit für Dich als für mich gehabt hätte!"

Das blonde Käthchen wurde bleich bei diesen Worten, es faßte sie ein Schauer und unwillkührlich klammerte sie sich mit beiden Händen an den Felsen, auf dem sie saß.

„Schien Dir das so?" sagte sie zögernd, — „und fandest Du etwa auch, daß Hans mehr Aufmerksamkeit für Dich als für mich hatte?"

„Ich kann es nicht leugnen, ja — aber was ist Dir? Du bist auf einmal ganz blaß geworden. Es fängt an kühl zu werden hier über dem Wasser, stehen wir auf!"

„Nein, nein, bleiben wir noch," antwortete Käthe Lenz rasch, „ich will Dir nur gestehen, daß ich einmal auch die Empfindung hatte wie Du, aber ich hielt sie für eine unberechtigte Regung der Eifersucht. Wenn Du Recht haben solltest, wenn — wir uns etwa gar — über's Kreuz lieben sollten. —"

Käthe Lenz schüttelte sich vor Frost, die Freundin aber konnte nicht umhin die „Liebe über's Kreuz" gar zu komisch zu finden und mußte herzlich lachen.

„Nun steh' aber auf und laß uns ein wenig hin

und hergehen, es ist wirklich hier auf dem Wasser schon kühl. Ich bin für Dich verantwortlich, sei vernünftig. Und siehst Du, seitdem ich den Gedanken ausgesprochen habe, bin ich ihn auch völlig los. Du hast ganz Recht, es wird weiter nichts gewesen sein, als eine Regung von Eifersucht. Komm, wir wollen uns warm laufen!"

Vorsorglich half sie ihr auf, raffte die Tücher, auf denen sie gesessen, zusammen, und führte die Freundin zu den Kindern, die ihnen entgegenkamen und über Hunger klagten.

„Habt nur noch ein wenig Geduld," tröstete Käthe Steinkeller die Knaben, „die Herren werden gewiß bald zurückkehren, dann gehen wir hinauf und ihr dürft euch bestellen, was ihr wollt."

„Hei, wir dürfen uns selbst aussuchen auf der Speisekarte?" riefen die Knaben entzückt.

„Ihr dürft euch selber aussuchen, was ihr wollt!"

Die Knaben sprangen lustig über ein Paar Felsblöcke hinweg und Trudchen klatschte in die Hände.

Da hörte man vom Rande des Waldes her die lauten Rufe: „Es lebe der Krokonosch! Es lebe der Ziegenrücken!"

Die beiden Käthchen erbebten vor Freude, denn sie wußten ja, wem die Namen galten. Wer aber hatte das eine, wer das andere gerufen? Sie hatten es zu ihrem Leide — oder zu ihrem Glücke? — nicht unterscheiden können, die Entfernung war noch zu groß.

Als aber jetzt die Gestalten der beiden jungen Männer zwischen den Stämmen der Bäume sichtbar

wurden, liefen ihnen alle — selbst die Damen — entgegen — und Niemand konnte sich des lebhaftesten Ausdrucks der Freude erwehren. Käthe Lenz hatte ihre Furcht vor der „Liebe übers Kreuz“ völlig verloren, es war, wenn sie Alle zusammen waren, als schlüge ihre Liebe gemeinschaftlich zu einer einzigen großen Flamme empor.

Man feierte ein Wiedersehen, als ob man seit Jahren getrennt gewesen wäre, des Fragens und Antwortens war kein Ende — wobei jedoch das Geschenk an den Forstaufseher keine Erwähnung fand — jeder Schatten war gewichen und das Glück strahlte wieder sonnig aus aller Augen.

XVI.

Fledermäuse.

Auf den heißen Tag war ein wundervoller Abend gefolgt. Im wolkenlosen Himmel schwebte der volle Mond und goß sein zauberisches Licht in den Thalkessel von Spindelmühl, der mit seinen Wiesen in dem grau dämmernden Nebel und mit den zerstreut darin liegenden Häuschen, von oben her sich ausnahm, wie ein stiller See, aus dem hie und da ein Inselchen hervorragt.

Die Abendmahlzeit war beendet, Trudchen und die Knaben hatten bereits ihr Nachtlager aufgesucht; sie schliefen schon halb, als sie noch kaum die Decken über sich gezogen, so müde hatte sie der Tag gemacht.

Die beiden Käthchen und die Freunde saßen abseits von dem großen Schwarm der Gäste auf einer Bank vor dem Wirthshause von Vincenz Richter.

Der morgige Tag sollte die Damen nach Hause bringen, und so wäre eigentlich das hübsche Reiseabenteuer zu Ende gewesen.

Bei diesem Gedanken waren alle Vier in tiefes

Schweigen versunken, — es wollte Keiner so recht daran glauben, daß die herrliche Zeit vorbei sein sollte.

„Wie wäre es," unterbrach Kurt das Schweigen, indem er sich an Hans wandte, „wenn wir dem alten Herrn von Götzen, der nun ein doppeltes Interesse für uns gewonnen, in seinem Schlößchen zu Marschendorf unsere Aufwartung machten?"

„Eine vortreffliche Idee!" sagte Käthe Steinkeller.

„Ja, das sollten Sie thun, der Onkel würde sich herzlich freuen," bestätigte Käthe Lenz.

Hans sprang auf und rief: „Herrlich, herrlich! Ja, das thun wir, — — wenn anders die Damen gestatten, daß wir sie begleiten," setzte er mit tiefer Verbeugung leiser hinzu.

„Sie würden ihre Beschützerrolle ja nur halb gespielt haben, wenn Sie uns nicht bei der Frau Wirthin zum „Wilden Mann" gesund ablieferten," entgegnete Käthe Steinkeller lächelnd.

Eine tiefe Befriedigung kehrte in Aller Herzen ein bei der Hoffnung, noch länger mit einander vereint sein zu können, und der alte Onkel erschien Jedem als der geeignetste Vertraute und Förderer seiner Herzensangelegenheit, die man nun sicher uud behaglich im Stillen hegen und pflegen konnte. — „O weh!" rief Hans plötzlich halblaut aus, vorsichtig nach der Thür des Gasthauses schielend, aus der soeben ein weißbärtiger Herr heraustrat, — „nehmen wir uns in Acht, der alte Justizrath Drewitz ist in Sicht, das geschwätzigste alte Weib, das ich je in Mannskleidern erblickt habe! Ich

fürchte, er hat mich schon bemerkt, hier ist nur noch ein Mittel: sofortige Flucht!"

Alle erhoben sich ängstlich und machten einige Schritte vom Hause weg. „Nur jetzt kein Fremder in unseren Kreis!" Das war die Empfindung, die Jeden mit gleicher Stärke beseelte.

Die Männer gingen Arm in Arm voran, die Freunde ihnen nach, dem Kirchlein zu, das in einiger Entfernung vom Gasthause im Mondlicht dalag, umwoben von dem vollen Zauber einer schönen Sommernacht.

Zur Rechten des Kirchleins, nur getrennt durch einen breiten Fußweg, liegt, von niedriger Mauer umgeben, der Friedhof mit seinen grünen Grabhügeln und vergoldeten Kreuzen, auf denen das Mondlicht leise flimmert. Es giebt wohl nicht viele so schöne Ruhestätten der Todten wie die von St. Peter!

Hier blieben unsere Wanderer stehen und lehnten sich in stummer Betrachtung über die Mauer.

Der Nebel im Thale war fast völlig geschwunden. Ein starker Duft von Nachtviolen und Reseda drang aus dem Friedhofe zu ihnen empor.

„So wie dieser Duft verwehen wird, so werden auch wir einst — wer weiß, wie bald — verweht sein und keine Spur von uns wird zurückbleiben," sagte Käthe Steinkeller ohne Sentimentalität, fast freudig.

Käthe Lenz aber schrak zusammen bei diesen Worten und sagte:

„Wie können Dir jetzt solche Gedanken kommen?

Gerade hier, mit dem Blick in diese herrliche Landschaft, bei dieser Beleuchtung und dem balsamischen Blumenduft bin ich durchdrungen von dem Gedanken der Ewigkeit, von der Hoffnung eines nie endenden höheren Daseins."

Das braune Käthchen schüttelte langsam den Kopf.

„Du weißt ja, wie ich darüber denke," sagte sie ruhig.

„Aber fühlst Du denn nichts von der Sehnsucht in Dir, die uns so häufig verzehrt, wie nach einem schönen Vaterlande, das wir einst besessen?" fuhr Käthe Lenz eifrig fort.

„Das ist nur der Trennungsschmerz, der in uns fortdauert und der entstand, als wir von der Allmutter Natur losgerissen wurden zu einem selbständigen Dasein; der Tod vereinigt uns wieder mit ihr," sagte Käthe Steinkeller fest.

„Und doch hörte ich aus ihrem Munde zuerst jenes Wort von dem Sterne, dem Jeder im Leben folge?" fragte Kurt lächelnd.

„Nicht wahr? Das hat sie Alles, was sie da vorhin sagte, von unserem alten Philosophie-Professor; ist das nicht unconsequent?" fiel Käthe Lenz lebhaft ein.

„Das will ich nicht sagen," erwiderte Kurt, „aber mich wundert dieses Vertrauen einerseits und der gänzliche Verzicht andererseits — —"

„Mich nimmt das durchaus nicht Wunder," unterbrach ihn Hans, „dieses ‚seinem Stern vertrauen' erscheint mir nur als der freudige Ausdruck einer starken, mit

sich im Klaren befindlichen Natur, die stets das Richtige trifft, wenn sie ihren eigenen Impulsen folgt."

Er sprach das mit Begeisterung und sah mit leidenschaftlicher Gluth in die braunen Augen seiner Angebeteten, die erstaunt über das Verständniß, das sie bei ihm gefunden, mit tiefem Erröthen seinen Blick erwiderte. Ihr fiel dabei wieder das Wort der Freundin von der „Liebe übers Kreuz" ein, ihre Gedanken verwirrten sich, sie senkte die Augen und schwieg. „Er ist doch nicht mein Ideal?" dachte sie dann, „wie kann er mich so verstehen?"

Käthe Lenz hatte nichts von den leidenschaftlichen Blicken Hansens bemerkt, sie war damit beschäftigt, eine recht treffende Widerlegung der Anschauungen ihrer Freundin, die sie schon so oft vergeblich bekämpft hatte, zu formuliren. Aber es wollte ihr durchaus nicht gelingen. Kurt merkte es und gedachte ihr Hülfe zu bringen.

„Wir könnten hier stehen bis an den jüngsten Tag," sagte er, sich freundlich zu ihr wendend, „und unsere Köpfe darüber zergrübeln, wir würden doch die Wahrheit nicht finden. Da halte ich es immer mit Vater Goethe, der es für das schönste Glück des denkenden Menschen erklärt, das Erforschliche erforscht zu haben, und das Unerforschliche ruhig zu verehren."

Aber auch das genügte dem blonden Käthchen nicht, sie schaute sich, wie um Schutz flehend, nach Hans um, der ihre Verlegenheit fühlte und die Worte Kurts dahin ergänzte:

„Wie sich aber Einer das Unerforschliche in seinem Inneren zurechtlegt, das muß ihm ganz allein überlassen bleiben. Und wem der Glaube an die Unsterblichkeit — wie er ihm von Kindheit an eingeflößt ist — unentbehrlich geworden, der soll ihn behalten und ihn pflegen und er wird darin selig sein!“

Das blonde Käthchen schien einigermaßen beruhigt.

„Aber was für Thoren sind wir,“ fuhr Hans lebhaft fort, „daß wir uns wieder, wie der Dichter sagt, die köstliche Neige der Zeit durch den Gedanken der Ewigkeit verwässern! Halten wir uns an das, was uns gegeben, kehren wir dahin zurück, von wo unser Gespräch ausgegangen, zu dem süßen Duft der Blumen, selbst hier an der Stätte des Todes! Ist das nicht hoffnungsvolle Verheißung? Laßt uns, Freunde, dankbar der schönen Gegenwart genießen, die in berauschender Fülle uns umgiebt! Die grauen Regentage werden gewiß nicht ausbleiben, heben wir uns das Grübeln nach Weisheit für sie auf!“

Kaum hatte Hans zu Ende gesprochen, so rief Kurt warnend:

„Dein Justizrath in Sicht! Er kommt hierher!“

Sie mußten den schönen Platz an der Mauer aufgeben.

„Das ist schon so ein Stückchen von einem grauen Tage,“ sagt Käthe Lenz in Bezug auf den Justizrath seufzend und zog die Freundin mit sich fort.

Sie gingen hinter dem Kirchlein herum und hofften so dem gefürchteten Störenfried zu entgehen. Als sie

vor dem Portale angelangt waren, drückte Kurt auf die Klinke, ohne eigentlich die Absicht zu haben, zu öffnen; aber die Thüre gab seinem Drucke nach, die Kirche war offen.

Fast erschrocken hielt er die Klinke einige Secunden in der Hand. Dann aber trat er rasch in die Kirche ein und winkte den Anderen nachzukommen.

Ohne zu zögern traten sie Alle ein und Kurt schloß die Thür wieder zu.

Das schöne Gotteshaus, durch dessen hohe Fenster das Mondlicht magisch hereinströmte, erfüllte sie mit frommem Schauer.

Das Licht fiel voll auf das Altargemälde, eine Mutter Gottes mit dem Kinde. Auch die Wände waren reich mit Bildern geschmückt und an den Feilern hingen verblichene Todtenkränze.

Schweigend und leise auftretend gingen sie vor bis zum Altar. Sie standen sämmtlich im Schatten und Keiner konnte des Anderen Gesicht sehen. Minutenlang standen sie vor dem Bilde. Dann wandten sie sich langsam zurück und als die beiden jungen Männer wieder in das Mondlicht traten, kehrten sie sich plötzlich um und blieben den Mädchen gegenüber mitten in der Kirche stehen.

Wie sie nun einander sehnsuchtsvoll in die Augen blickten, geschah es wie von selbst, daß die Mädchen wechselseitig die Arme um ihre Schultern legten und ebenso die jungen Männer, so daß die Vier wie in einem Kranz verbunden dastanden.

Eine wunderbare Ruhe war über sie gekommen, eine

heilige Stimmung hatte sie ergriffen, Jeder hatte das Bewußtsein, daß er diesen Augenblick in seinem ganzen Leben nie aus dem Gedächtniß verlieren könnte.

Da wurde die tiefe Stille plötzlich durch ein eigenthümliches Geräusch an einem oberen Fenster unterbrochen.

Die Heiligkeit mußte der Leidenschaft weichen und wie sich Hans mit Lebhaftigkeit dem braunen, Kurt dem blonden Käthchen zuwenden wollte, wichen die Mädchen zurück und alle Vier stoben, wie von einem Dämon getrieben, auseinander.

Es war etwas über ihre Köpfe hinweggeflogen, etwas Unheimliches, sie hatten sämmtlich das Flattern und Flügelschlagen vernommen.

„Eine Fledermaus!“ sagte Kurt ärgerlich, der sie zuerst erkannt hatte.

„Eine Fledermaus!“ wiederholte Hans verdrießlich und erklärte sich dadurch das scheue Zurückweichen der Mädchen.

Diese aber sagten kein Wort, sie drückten sich nur leise die Hand und verstanden sich. Nicht die Fledermaus hatte sie auseinander getrieben, denn sie wußten nun, daß sie sich wirklich „über's Kreuz“ liebten.

Rasch verließen sie die Kirche und verabschiedeten sich von den jungen Männern, indem sie über große Müdigkeit klagten. Uebrigens versprachen sie recht früh aufzustehen, damit man in den schönen Morgen hineinwandern könne.

Die Freunde blieben in ernster, aber nicht unglücklicher Stimmung zurück und da sie dem Justizrath nicht

in die Hände fallen wollten, begaben auch sie sich auf ihr Zimmer, um bei einem Schlaftrunk die Erlebnisse des reichen Tages sich noch einmal zu vergegenwärtigen. Sie waren sehr zufrieden damit und auch der Schluß beunruhigte sie keineswegs, da die folgenden Tage, wie sie hofften, ja Alles zur erwünschten Reife bringen müßten.

Die jungen Mädchen aber saßen lange, lange in ihrem Zimmerchen im Finstern, leise mit einander plaudernd, tausend Möglichkeiten erwägend und das festere braune Käthchen hatte große Mühe die zartere Freundin zu beruhigen und ihr vorzustellen — denn leider glaubte sie selbst nicht daran — daß Alles sich noch zum Besten wenden würde.

„Geh' nur schlafen jetzt, liebes Herz," schloß sie ihre Ermahnungen, „und versprich mir, daß Du morgen recht heiter bist. Da wollen wir endgültig prüfen. Komme, was kommen mag, wir wollen dann wenigstens noch einmal recht glücklich sein."

Mit diesem sauersüßen Troste begaben sich die beiden Käthchen zu Bette.

XVII.

Sommerschwüle.

Am folgenden Morgen stieg die Sonne wieder klar am blauen Himmel empor; im August pflegt das Wetter im Riesengebirge beständig zu sein.

Schon gegen sieben Uhr sah man unsere Wanderer frisch und munter aus dem Gasthause treten und dem Thale zuwandern. Die Fledermäuse schienen verscheucht, man lachte und scherzte in dem angenehmen Gefühle, einen langen schönen Tag vor sich zu haben.

Nur in der Nähe des Kirchleins, an dem sie vorbei mußten, schienen die beiden Käthchen unwillkürlich ihre Blicke zu senken und leise Seufzer auszustoßen.

Aber die Lerchen! Die Lerchen zu ihren Häuptern! Das thaufunkelnde Gras auf den Wiesen, die weidenden Heerden mit ihren Glocken, die frische Morgenluft und endlich das gesunde, jugendlich pochende Herz in der Brust, sie alle zusammen jagten den letzten Rest von Trübsinn aus ihren Gemüthern.

Als sie auf die Landstraße hinuntergekommen waren,

bemerkten sie schon von Weitem den Waldaufseher von gestern vor seinem Häuschen stehen. Er schien sie zu erwarten, denn er blickte unverwandt nach der Richtung, von wo unsere Wanderer herkamen. Als er sie sah, nahm er rasch ein Körbchen, das neben ihm auf einer Bank stand, in die Hand und ging ihnen entgegen.

Höflich lüftete er seine Mütze zum Morgengruß und bat um die Erlaubniß, den Damen zur Erinnerung an St. Peter ein Sträußchen von blauen Glockenblumen zu überreichen, die so schön nur in einem ganz bestimmten Thale am Fuße des Krokonosch wüchsen, wo er sie heute vor Tag schon gepflückt hätte. Den Knaben schenkte er Reiherfedern und Tannenzapfen von enormer Größe, die mit vieler Freude in Empfang genommen wurden.

Man war allseitig durch das artige Betragen des Mannes angenehm überrascht und zugleich verwundert, daß er gewußt hatte, wann die Wanderer hier vorüberziehen und daß sie gerade diese Straße nehmen würden. Er hatte sich aber, wie er erklärte, schon gestern Abend im Gasthause danach erkundigt.

Nun begleitete er die Wanderer noch eine Strecke Weges, die Namen der Berge ringsum angebend und von mancher schönen und lohnenden Partie berichtend.

An einem schmalen Pfade, der in den dichten Wald hineinführte, machte er Halt, um sich zu verabschieden. Man sah ihm an, daß er noch etwas auf dem Herzen hatte. Nachdem er Allen die Hand gereicht, gewann er es über sich, tief erröthend auf den Vorfall von gestern zurückzukommen. Er nannte sein Betragen ein schänd-

liches, das harte Strafe verdient hätte und nicht so viel Wohlthat, als ihm von den jungen Herren erwiesen worden sei. Er bat herzlich darum, man möchte alles Häßliche vergessen und ihm ein freundliches Andenken bewahren.

Das versprachen ihm Alle, worauf er sich, seine Mütze zum Abschied schwenkend, rasch in den Wald entfernte.

Kaum war er den Blicken der Wanderer entschwunden, so brach Käthe Lenz in ein heftiges Weinen aus, das sie, trotz aller Mühe, die sie sich ersichtlich gab, nicht zu unterdrücken vermochte.

Die Anderen umstanden sie ängstlich und fragten, was ihr fehle.

„Nichts, nichts," erwiderte sie, jetzt unter Thränen lachend, „es ist eine reine Dummheit von mir, ich wollte eigentlich lachen und habe mich nur in die Thränen verirrt. Ich freue mich immer so sehr, wenn ich sehe, daß harte Menschen durch Liebe und Güte gebändigt werden. — Was haben Sie nur dem Manne angethan, um ihn so umzustimmen?" setzte sie, einen scheuen Blick auf die Freunde werfend, hinzu.

„Ach, es ist nicht der Rede werth!" sagte Hans und wanderte ruhig weiter. Nun fragten auch die Anderen so inständig, daß Kurt endlich den Sachverhalt einfach berichtete.

Die Thränen des blonden Käthchens waren aber doch ein so merkwürdiges Symptom ihres seelischen Zustandes gewesen, daß Jeder sich seine eigenen Gedanken darüber machte. Die jungen Männer wußten sie sich

auf's lieblichste zu deuten, das braune Käthchen dachte nur mit Besorgniß daran und das blonde ärgerte sich im Stillen, daß es nicht größere Herrschaft über sich selbst besessen.

Man wanderte eine lange Strecke schweigend dahin, Jeder das heimliche Feuer der Liebe schürend, das immer mächtiger um sich griff, und da jetzt Jeder vom Anderen wußte, daß er ihn durchschaue, so wollte die alte Lustigkeit und Harmlosigkeit der vergangenen Tage nicht so recht Platz greifen.

Auch der herrliche Weg an der jungen Elbe entlang, die brausend bald rechts, bald links vom Wege neben den Wanderern herlief, vermochte nicht mehr die überhandnehmende Schwüle der Stimmung zu bannen.

Die Freunde empfanden heute die Gegenwart der Kinder fast lästig; zwar wagten sie es von Zeit zu Zeit mit ihren Angebeteten allein vorauszugehen oder zurückzubleiben, aber merkwürdigerweise scheiterten ihre Versuche, die Mädchen in ein intimeres Gespräch zu verwickeln, an einer eigenthümlichen Unruhe, die sich der jungen Damen regelmäßig zu bemächtigen schien und die erst wich, wenn die Freundinnen wieder beisammen waren.

Dazu wurde der Tag glühend heiß, das Wandern hörte auf, ein Vergnügen zu sein. Wo irgend sich eine schattige, grüne Matte, zum Lagern einladend, darbot, wurde Rast gemacht, man wollte so langsam wie möglich gehen, um sich nur recht lange noch ungestört und vom gewöhnlichen Weltgetriebe entfernt, zu haben und zu genießen.

Die jungen Männer gaben es allmählich auf, heute irgend einen Schritt, der sie ihrem Ziele hätte näher bringen können, zu thun, und erklärten sich die Scheu der jungen Mädchen, sich mit ihnen unter vier Augen zu unterhalten, als jungfräuliche Schüchternheit, die ja gerade am auffallendsten in Gegenwart derer sich kundthue, denen ein Mädchenherz nicht gleichgültig entgegenschlägt.

Ihr Betragen war darum desto zarter und zurückhaltender, aber Alles, was sie sagten, war absichtslos so durchtränkt von leidenschaftlicher Gluth, ihre Blicke, ihre Bewegungen, das unbewußte Erröthen, das Zusammenzucken, wenn sie zufällig die Hand oder auch nur das Kleid der jungen Mädchen berührten, sprachen viel deutlicher, als eine langathmige Liebeserklärung es im Stande gewesen wäre, und setzten die jungen Damen über das, was die Männer bewegte, außer jeden Zweifel.

Einmal, als die kleine Karawane sich gerade an einer wildromantischen Stelle an der Elbe gelagert hatte, fuhr ein Wagen vorüber, in welchem Frau Boxhammer mit den Herren Zeppmeisel und Sperling saßen. Sie erkannten die jungen Männer und versuchten sich ihnen bemerkbar zu machen, wahrscheinlich, um sich nach Minna zu erkundigen.

Die Freunde aber wandten sich absichtlich von ihnen ab, der Anblick dieser Menschen erschien ihnen wie eine Profanation ihrer heiligsten Gefühle. Sie sprangen daher über die Steine an's andere Ufer der Elbe und

suchten eifrig Blumen, bis der Wagen sich wieder in Bewegung setzte und ihren Blicken entschwand.

Gegen Mittag, also nach fünfstündiger Wanderung, trafen sie in Hohen-Elbe ein — unter gewöhnlichen Verhältnissen hätten sie diesen Weg bequem in zwei bis drei Stunden zurückgelegt —, machten dort in einem Gasthause Mittagsrast, wobei sie gezwungen waren, in aufdringlicher Gesellschaft zu speisen und sich jeder Vertraulichkeit zu enthalten, und beschlossen, da die Hitze fast unerträglich war, am Nachmittage zu Wagen nach Marschendorf zu fahren.

Je näher sie ihrem Bestimmungsorte kamen, desto schweigsamer, aber desto aufgeregter und unruhiger wurden die jungen Damen.

Sie hatten die dumpfe Empfindung, daß in Kurzem Alles, Alles, was so schön begonnen hatte, zu Ende sein müsse, sie wußten nur noch nicht, wie es enden würde: ob nicht doch ein Weg gefunden werden könnte, der Allen zum Heile gereichte? Sie zermarterten ihre Köpfe mit solchen Gedanken, sie führten sich jeden kleinen Umstand, der für eine glückliche Lösung hätte sprechen können, vor's innere Auge, um sich am Ende sagen zu müssen, daß an der „Liebe über's Kreuz" nichts zu ändern sei; daß wohl die Männer sich noch im Irrthum befinden könnten, nicht aber sie, die in diesem Punkte viel weitsichtigeren Mädchen.

XVIII.

Im „wilden Mann.“

Es dunkelte schon, als der Wagen mit unseren Reisenden vor dem Wirthshaus zum wilden Mann hielt.

Die Frau Wirthin ließ sich gar nicht sehen, das war ein schlimmes Zeichen! Dagegen trat der Herr Wirth, selber wie ein „wilder Mann“ aussehend, groß, breit, gebräunt, mit langem schwarzen Bart, an den Wagenschlag und öffnete.

Er war freundlich, aber kurz und gemessen und sah nicht ohne einen prüfenden, etwas überlegenen Blick auf die beiden jungen Männer, die zuerst aus dem Wagen sprangen, um den Damen behilflich zu sein.

Mit kurzem Abschied verfügten sich die Parteien in ihre Quartiere, nachdem man verabredet, das Abendessen gemeinschaftlich einzunehmen.

Die Freunde hatten bald ihre Toiletten beendigt, und begaben sich in den Garten, um dort des Winkes der Damen für das gemeinschaftliche Abendessen gewärtig

zu sein. Sie hatten keine Ahnung davon, was, während sie in den Gängen des Gartens auf und abgingen, im Zimmer der Damen sich zutrug.

Die Frau Wirthin nämlich hatte sich bald bei ihnen eingefunden und, ihrer vermeintlichen Mutterpflichten eingedenk, sich sehr mißbilligend über das lange Ausbleiben der Damen unter so verdächtigen Umständen ausgesprochen. Der Bote hatte ihr berichtet, wie lustig die jungen Damen in Gesellschaft fremder Herren, mit denen sie in demselben Zimmer Abendbrot gegessen, gewesen seien und allerhand Muthmaßungen daran geknüpft, welche die Frau Wirthin zu theilen nicht ungeneigt schien.

Uebrigens war sie eine durchaus bescheidene und ehrliche Frau, welcher es um den guten Ruf ihrer jungen Damen aufrichtig zu thun war, sodaß ihre Worte keineswegs beleidigend wirkten. Sie warnte schließlich vor dem gefälligen Wesen und gewandten Auftreten junger Männer, denen man nie trauen könne und sprach die Hoffnung aus, daß noch nichts Schlimmes geschehen sei, und der Herr Onkel nicht Grund haben würde, gegen die jungen Männer energisch vorzugehen.

Die Mädchen ließen sie ruhig ausreden und obgleich die Worte keineswegs so wirkten, wie sie beabsichtigt waren, nämlich als wohl angebrachte und verdiente Warnung, so übten sie doch einen gewaltigen Eindruck nach ganz anderer Richtung auf die Damen aus.

Beide überfiel ein geradezu schmerzhafter Ekel vor der gemeinen Alltäglichkeit, in die sie jetzt verurtheilt

schienen aus allen ihren Himmeln zurückzusinken; eine Oede ergriff ihr Inneres, die sie nie gekannt hatten, die ihnen das Leben so entsetzlich schal und nichtig erscheinen ließ, daß es weiterzuleben sich kaum verlohnte.

Käthe Lenz war nicht im Stande, ein Wort hervorzubringen. Wie mit zugeschnürter Kehle stand sie, der Frau den Rücken zukehrend, am Fenster und kämpfte mit den Thränen.

Käthe Steinkeller vermochte es aber noch, in anscheinend ruhigem Tone zur Wirthin zu sagen:

„Sie haben vielleicht Recht, liebe Frau, wir werden uns die Sache im Stillen überlegen und uns schlüssig machen, was wir zu thun haben. In jedem Falle können Sie unsretwegen ganz beruhigt sein."

Kaum hatte die Wirthin das Zimmer verlassen, so brachen beide Mädchen in einen Strom von Thränen aus und sanken einander schluchzend in die Arme.

Auch das tapfere braune Käthchen war mit seiner Philosophie zu Ende; von Leid überwunden, überließen sich beide rückhaltslos dem Schmerze.

Dann aber faßten sie einen Entschluß. Sie wollten noch heute all' ihre Sachen zusammenpacken, um den nächsten Morgen nach Dresden abzureisen, vorher aber in einem Briefe, den Jede für sich schreiben sollte, dem guten alten Onkel die Motive der plötzlichen Abreise klar darzulegen. — —

Inzwischen sind die Freunde im Garten unablässig hin und hergewandert, einmal auch um das ganze Haus herum, wo sie eine merkwürdige Beobachtung machten.

Im Hofe des Wirthshauses saß der „wilde Mann“ — er war früher Koch gewesen — mit einer weißen Schürze bekleidet, auf einem umgestürzten Faß und drehte einigen Hühnern die Hälse um. Er schien dies, als unsere Freunde vorübergingen, mit ganz besonderer Grausamkeit zu thun, wobei er verschmitzt zu ihnen hinüberlächelte.

„Kurt,“ rief Hans seinem Freunde halblaut zu, „in was für Hände sind diese Mädchen gefallen! Ich gestehe, daß ich in großer Angst ihretwegen bin! Wo bleiben sie? Was zögern sie so lange? Wer weiß, was diese Leute mit ihnen im Schilde führen!“

Alles kam den Freunden in diesem Augenblicke verdächtig vor, und mißmuthig zogen sie sich in eine große Laube inmitten des Gartens zurück.

Kurt nahm in einem Sessel aus Strohgeflecht Platz und Hans streckte seine müden Glieder auf einer breiten Holzbank lang aus.

Keiner sprach ein Wort, das Herz war beiden zum Zerspringen voll von Sehnsucht und Liebesqual.

Die beiden Knaben und Trudchen waren auch längst im Garten, aber die Freunde vermieden es absichtlich, nach dem Verbleib der Damen sich zu erkundigen. Die Kinder schienen auch nicht zu wissen, daß die Freunde sich in der Laube befanden, denn sie spielten davor und sprachen so laut und ohne Scheu von Onkel Hans und Onkel Kurt, wie sie es sich sonst nicht erlaubt haben würden.

Plötzlich unterbrach Trudchen die Knaben, die sich

stritten, welcher von den Freunden wohl der ältere wäre, mit den Worten: „Die Hauptsache wißt ihr doch nicht!"

„Ach Du — Du willst immer was Besonderes wissen!" erwiderte der Eine.

„Du willst uns wohl sagen, daß die beiden Onkels den Krokonosch und den Ziegenrücken heirathen werden?" sagte der Andere, wie wenn er von etwas Selbstverständlichem spräche.

„Eetsch!" erwiderte Trudchen, „gerade das Gegentheil! Ich hab' Alles mit angehört in der Nacht in St. Peter" — und etwas leiser, aber mit gewichtiger Stimme fügte sie hinzu! „Onkel Hans liebt den Krokonosch, aber der Krokonosch liebt den Onkel Kurt; und Onkel Kurt liebt den Ziegenrücken, der Ziegenrücken aber liebt den Onkel Hans — eetsch! — und so können sie sich nicht heirathen!"

Die Knaben brachen über diesen Wirrwarr in ein lautes Gelächter aus.

Da aber wurden plötzlich von der Hausthür her laut ihre Namen gerufen, und über Stock und Stein liefen alle Drei davon. —

Die Freunde hatten sich nach diesem Gespräch, das sie Wort für Wort mit angehört, einige Minuten still, wie erstarrt verhalten, dann war Hans aufgesprungen, hatte den Freund an beiden Schultern gefaßt und entsetzt ausgerufen:

„Hast Du gehört?"

Kurt nickte stumm mit dem Kopfe.

„Sind wir denn beide blind gewesen? Darum also

die Scheu, mit uns allein zu sein! — Kurt, dies Schicksal ist vernichtend für mich!"

Hans rannte in Verzweiflung in der Laube hin und her, es war ihm so wüst im Kopfe, daß er keinen vernünftigen Gedanken zu fassen vermochte.

Endlich blieb er wieder vor Kurt stehen und fragte „Ist es denn möglich, Kurt, ist es möglich? Sage mir doch, ob es möglich ist!"

„Es scheint mir sogar gewiß," antwortete Kurt dumpf, „die Kinder sind die besten Beobachter und Trudchens Worte ließen an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig."

„Aber, was ist da zu thun? Sollen wir uns ruhig darein ergeben? Giebt es kein Mittel — —" Er schwieg plötzlich, denn am Eingange der Laube war der „wilde Mann" erschienen.

„Guten Abend, meine Herren," sagte er, wieder mit dem spöttischen Lächeln auf dem Munde, „die Damen lassen sich den Herren empfehlen und sich entschuldigen, daß sie zum Abendessen nicht mehr herunterkämen, sie sind zu ermüdet."

„Ich danke, es ist gut," sagte Kurt möglichst unbefangen, während Hans den schwarzen Mann vor sich wie ein Ungeheuer aus der Märchenwelt mit unbeweglichen Augen anstarrte und auch noch einige Secunden so stehen blieb, nachdem der Wirth sich bereits entfernt hatte.

„Da haben wir's!" fuhr Kurt wild heraus, „das ist die Bestätigung dessen, was das Kind vorhin

ausgesprochen. Und nun, lieber Freund, beantworte Dir die Frage selbst, ob es noch irgend ein Mittel giebt, das Unabänderliche abzuwenden!"

Hans erwiderte nichts. Es war ihm plötzlich, als ob der Boden unter seinen Füßen sich zu neigen beginne und taumelnd sank er in die Arme seines Freundes.

In der Laube war die Luft unerträglich schwül gewesen. Kurt führte den Freund sogleich in's Freie, wo er bald seine Kräfte wiedergewann. Sie warfen noch einen Blick nach dem erleuchteten Zimmer mit den herabgelassenen weißen Vorhängen, hinter denen all' ihr Glück, all' ihr Leid verborgen war, dann verließen sie Garten und Haus, dessen Anblick ihnen vor der Hand unerträglich war, und wanderten ziellos in die dämmernde, schwüle Nacht hinein.

XIX.

Der alte Herr.

Sie gingen die Dorfstraße hinauf und schlugen dann einen sich nach links abzweigenden schön geebneten, breiten Fußpfad ein, der über Wiesenland zu einigen villenartigen Gebäuden auf der Höhe führte.

Anfangs waren sie Beide in tiefes Sinnen verloren, sie achteten weder auf die im stillen Abendfrieden vor ihnen liegende Landschaft, noch auf das Wetterleuchten am Horizont, noch auf die ihnen etwa begegnenden Menschen; die so ganz unerwartete Wendung ihres Geschickes nahm alle ihre Gedanken in Anspruch.

Endlich begann Hans wieder in leidenschaftlichem Tone:

„Unbegreiflich finde ich jetzt, daß wir diese entsetzliche Möglichkeit nicht früher in's Auge gefaßt haben! Wir müssen eben Beide — wie es auch thatsächlich war — so tief von unsrer unwandelbaren Liebe und von dem freudigen Gefühle, daß unsere Neigungen diesmal verschiedene Wege eingeschlagen hatten, durchdrungen gewesen

sein, daß wir darüber alles Andere, ebenso Wichtige, aus den Augen verloren haben.

„Ja, mir ist es nun auch ein Räthsel,“ sagte Kurt in rathloser Verzweiflung.

„Und wie raffinirt ist das Schicksal mit uns verfahren,“ fuhr Hans laut und heftig mit den Armen gestikulirend fort, „uns erst das ganze, unaussprechlich holdselige Glück zu zeigen, um es dann hohnlachend für immer zu entreißen! Nein, dies zu ertragen, bin ich nicht im Stande, so verhöhnen darf sich ein Mann nicht lassen, uns bleibt nichts anderes übrig, als diesem nichtigen Dasein ein Ende zu machen!“

„Na, na, na! Was ist denn das nun wieder?“ ertönte plötzlich eine wohllautende Stimme neben ihnen.

Die Freunde wandten verblüfft ihre Köpfe zur Seite, da stand auf den untersten Stufen einer Terrasse, die zu einem anmuthigen Schlößchen hinaufführte, der alte Herr von Götzen, der ihnen in diesem Augenblicke wie aus einer besseren Welt gesandt schien.

Sie hatten ihrer Umgebung so wenig Beachtung geschenkt, daß sie erst jetzt bemerkten, wie sie in ein wohlgepflegtes Vorgärtchen hineingerathen waren, das offenbar schon zur Villa oben gehörte.

Erschreckt und angenehm überrascht zugleich, zogen sie schweigend ihre Hüte und verneigten sich tief.

„Muß es denn wirklich geschieden sein von diesem Planeten, so erweisen Sie mir wenigstens die Ehre, die Henkersmahlzeit bei mir einzunehmen, ich denke es wird für uns drei langen.“

Kurt wollte eine Entschuldigung vorbringen, aber der alte Herr ließ ihn gar nicht ausreden.

„Nein, nein, kommen Sie nur herauf," sagte er freundlich, „es that mir neulich in Breslau recht leid, mich von Ihnen so schnell entfernen zu müssen, ohne den Grund Ihrer weltschmerzlichen Stimmung zu erfahren, heute kommen Sie nicht so leichten Kaufes davon, ich beanspruche eine Generalbeichte. Der Umstand, daß Sie mir mit Ihrem wunderlichen Vorhaben wieder in die Arme geführt worden sind, erscheint mir doch beinahe mehr als zufällig, also bitte, folgen Sie mir, meine Herren!"

Sie folgten von Herzen gern, denn wem hätten sie in diesem Augenblicke lieber ihren Kummer anvertraut, als diesem eben so klugen wie liebenswürdigen Herrn?

Er schritt mit seiner hohen, trotz des Alters schlanken und eleganten Figur leichten Fußes die Terrasse voran und forderte, oben angelangt, die jungen Männer auf, in einer geräumigen Veranda vor dem Hause Platz zu nehmen, gab einem Diener kurze Befehle und setzte sich zu seinen Gästen.

„Wir haben noch eine halbe Stunde Zeit, bevor das Abendessen fertig ist, also bitte, meine Herren, beginnen Sie!"

Ohne zu zögern, begann Kurt, hin und wieder von Hans abgelöst, eine genaue Erzählung ihrer ganzen Wanderschaft, von dem Augenblicke in Breslau an, wo sie den Entschluß dazu gefaßt hatten, bis zur letzten traurigen Wendung des Geschicks.

Der alte Herr hatte sie ruhig reden lassen, nur ein=

mal, als die jungen Damen in der Erzählung auftauchten, hatte er dazwischen gerufen:

„Also Sie waren die Schwerenöther, die mir meine Mädels entführt haben!"

Am Schlusse der Erzählung überwältigte der Schmerz die beiden Jünglinge derartig, daß sie ihm ohne jede Verhüllung Ausdruck gaben und Hans schloß mit vor Aufregung zitternder Stimme:

„Und nun frage ich Sie aufrichtig, Herr von Götzen, ob Sie nach alledem nicht auch der Meinung sind, daß hier ein plötzliches Ende das Beste wäre?"

In der Dunkelheit konnte man das feine Lächeln nicht sehen, das den bartlosen Mund des alten Herrn umspielte.

„Meine lieben jungen Herren," erwiderte er in einem Tone, dem man auch nicht den leisesten Spott anhörte, „ich halte diese Frage für so schwerwiegend, daß man sie ohne Weiteres nicht entscheiden kann, wir wollen sie überlegen, reiflich in Erwägung ziehen und ich werde Sie veranlassen, selbst die Antwort zu geben."

Damit erhob er sich, öffnete eine hohe Glasthüre die in den Speisesalon von mäßiger Größe führte und lud die Freunde ein, näher zu treten.

Das ganze Zimmer athmete vornehme Behaglichkeit, jeder Gegenstand, den es barg, von den die Wände bedeckenden guten Gemälden an bis herab auf die geschnitzten Stühle war ein Kunstwerk für sich und paßte doch harmonisch dem Gesammteindruck sich an.

In der Mitte stand eine für drei Personen gedeckte

Tafel mit Tellern und Schüsseln vom feinsten Porzellan, die hohen, mit kunstvoller Emaillearbeit versehenen Sect-Pokale hatten schon viele, längst zu den Vätern versammelte Generationen erfreut.

Die Freunde, soeben noch von bangen Todesschauern erfüllt, fühlten sich mit einem Male in eine Atmosphäre heitersten Lebensgenusses versetzt, die sie unwiderstehlich gefangen nahm. Dazu gesellte sich ein gewaltiger Hunger bei ihnen, und die auf dem Tische dampfenden Riesenkrebse sahen in ihren rothen Panzern so verlockend aus, der Champagner-Kork flog so lustig zur Decke — denn Herr von Götzen liebte es, gleich in medias res zu gehen und mit dem Sect zu beginnen — daß die Jünglinge es nicht verschmähten, vorerst mit dem Leben noch ein Compromiß zu schließen.

Zu seiner großen Beruhigung bemerkte auch Herr von Götzen, daß die jungen Herren einen bei Todes-Candidaten ganz außergewöhnlich starken Appetit entwickelten, weshalb er Muth und Hoffnung faßte, sie dem irdischen Dasein noch weiter zu erhalten.

Nachdem die Mahlzeit beendet und die Cigarren in Brand gesetzt waren, ließ Herr von Götzen, da es unerträglich heiß im Zimmer geworden war, die Flügelthüren nach der Veranda öffnen und gestattete dem Diener sich zu entfernen.

Draußen strömte der Regen und erquickliche Kühle drang in das Zimmer; das Gewitter schien sich zu nähern.

Der alte Herr lehnte sich behaglich in seinen Sessel

zurück und den edlen Kopf mit den treuherzigen blauen Augen zur Zimmerdecke emporwendend, schien er einige Minuten lang nur dem Regen und den an den Bergen dahinrollenden Donnern zu lauschen.

Dann füllte er noch einmal selbst die Pokale, stieß mit seinen Gästen an und sagte:

„Meine lieben jungen Herren, ich bin zwar ein alter Junggeselle, aber ich glaube in Liebesaffairen doch einige Erfahrung zu besitzen. Vielleicht findet sich noch einmal Gelegenheit, ihnen die eine oder andere interessante Geschichte aus meinem Leben mitzutheilen. Ich will Sie heute nicht aufhalten, sondern möchte Ihnen nur zweierlei sagen. Erstens: nach meiner Ueberzeugung kann jeder Mann, der die Sache richtig anfängt — selbstverständlich sind alle unmoralischen Mittel ausgeschlossen — jedes Weib erobern, das er wirklich liebt. Zweitens: Sie haben die Sache bisher nicht richtig angefangen. Folglich ist auch noch nichts verloren!"

Die Freunde sahen sich lächelnd an, sie glaubten dem alten Herrn schon, noch ehe sie seine Gründe gehört hatten, die Hoffnung hatte sie wieder ganz erfüllt. Herr von Götzen aber fuhr ruhig fort:

„Die erste Schwierigkeit, die Ihnen in den Weg tritt, entmuthigt Sie schon so sehr, daß Sie das Leben überhaupt aufgeben wollen? Ist das recht? — Ich schelte Sie nicht darum, denn ich weiß, daß Ihre Gefühle durchaus natürlich sind, der große Menschenkenner Goethe hat nicht ohne Grund gesungen: „Himmelhochjauchzend — zum Tode betrübt" — ja zum Tode be-

trübt, aber was ist damit gewonnen? Bedenken Sie doch, daß Sie mit Ihrem Entschlusse auch das Glück derjenigen für immer vernichten würden, die Sie so heiß lieben! Also — dieser — verzeihen Sie, unmännliche Gedanke ist, hoffe ich, für immer beseitigt."

„Wahrhaftig," sagte Kurt, „ich schäme mich vor mir selbst, ihn gefaßt zu haben."

„Ich war der Schuldige," bemerkte Hans.

„Sie brauchen sich nicht zu schämen; die jungen Leute mit so glühender Liebe sind heutzutage eine Seltenheit geworden. — Nun aber weiter! Ich kenne die beiden jungen Mädchen genau, sie sind in einem Alter, wo die Sehnsucht, geliebt zu werden, ihr ganzes Dichten und Trachten ausmacht. Sie tragen in ihrem Herzen das Ideal eines Mannes, das sie sich bis in äußere Kleinigkeiten hinein genau construirt haben. Tritt nun ein Mann in ihren Gesichtskreis, der vielleicht auf den ersten Blick diesem Ideal entspricht, so bemächtigt sich ihrer Phantasie diese Persönlichkeit vollständig, und obwohl sie in der That durchaus nicht die passende ist, wird doch mit einer Zähigkeit daran festgehalten, die es dem wahrhaft Liebenden oft sehr schwer macht, sein Ziel zu erreichen. Hier scheint mir nun, wie ich Sie und die Mädchen kenne, die Sache auch so zu liegen. Ich billige Ihre Wahl vollkommen, Sie scheinen mir das Richtige getroffen zu haben. Was aber haben Sie gethan, den Andern zu verdrängen? — Sie sagen mir, Sie hätten gestern auf der Wanderung an der Elbe entlang, die ersten entscheidenden Schritte zu thun be-

absichtigt! Verzeihen Sie mir, verkehrter hätten Sie die Sache kaum anfangen können. Bei hellem, heißen Sonnenschein, auf offener, staubiger Landstraße ist eine Liebeswerbung so unangebracht wie nur irgend möglich! Ich möchte bezweifeln, daß Sie dabei eine günstige Figur gemacht haben. Oder täusche ich mich?"

Der alte Herr machte ein so gutmüthig zweifelndes Gesicht, daß die jungen Männer unwillkührlich lachen mußten.

„Ich gestehe," erwiderte Hans erröthend, „daß ich mir unglaublich albern vorkam: Alles, was ich sagen wollte, kam so ungeschickt und ganz anders heraus, als ich es im Herzen trug; ja, ich glaube, ich habe verschiedene Male das gerade Gegentheil von dem gesagt, was ich sagen wollte. Darüber wurde ich unmuthig und ungeduldig nnd schließlich schwieg ich ganz."

„Mir ging es kein Haar anders," versicherte Kurt lebhaft, „es war mir zu Muthe, als ob ich in meinem Leben noch nie so kopflos und confus gewesen wäre."

„Nun sehen Sie," erwiderte der alte Herr, „wie sollen Sie da den Mädchen imponirt haben! Hier fällt mir ein kleines Gedicht von Theodor Storm ein, das Sie sich zu Nutz und Fromm einprägen mögen:

„Die Sonne scheint; laß ab vom Liebeswerben!
Denn Liebe gleicht der scheuesten der Frauen;
Ihr eigen Antlitz schämt sie sich zu schauen,
Ein Räthsel will sie bleiben oder sterben.
Doch wenn der Abend still herniedergleitet,
Dann naht das Reich der zärtlichen Gedanken;

Wenn Dämmerung süß verwirrend sich verbreitet,
Und alle Formen in einander schwanken,
Dann irrt die Hand, dann irrt der Mund gar leicht,
Und halb gewagt, wird Alles bald erreicht."

„Also, meine jungen Freunde, hoch die Köpfe! Seien Sie die nächsten Tage meine Gäste! Heut können Sie ohnehin nicht mehr zum wilden Mann zurück, den Sie übrigens ohne Grund in Verdacht haben. Ich glaube kaum, daß in der ganzen Welt ein zahmeres Exemplar des homo sapiens existirt, sein Aeußeres täuscht gar sehr. — Aber Regen und Gewiter werden immer stärker, ich werde sogleich für Ihr Quartier Sorge tragen."

Er erhob sich und zog an einem Klingelzuge. Zugleich aber erhoben sich die jungen Männer und protestirten in höflichen Worten gegen ein Verbleiben über Nacht.

„Aber Sie machen mir nicht die geringsten Umstände!"

„Verzeihen Sie, Herr von Götzen, erwiderte Hans bescheiden, „ich spreche auch im Sinne meines Freundes, wenn ich gerade heute, bei dem heftigen Gewitter, das den Höhepunkt noch nicht erreicht hat, in der Nähe der Damen sein möchte, die unserer vielleicht bedürfen. Wir fühlen uns noch als Reisekameraden. Das Wirthshaus ist überfüllt, die Gewitter in Marschendorf sind ganz besonders gefürchtet, man kann nicht wissen, was geschieht."

Herr von Götzen sah lächelnd von Hans zu Kurt

und als er in dessen Mienen den Wunsch des Freundes zu scheiden, erkannte, sagte er lustig:

„Nun meinetwegen! Ich halte es zwar für unnütze Vorsicht, — indessen, ich glaube, ich handelte an Ihrer Stelle ebenso. — Also auf Wiedersehen, meine Herren! Franz," fügte er zu dem eingetretenen Diener hinzu, „wird Ihnen zwei wasserdichte Regenmäntel verabfolgen, denn ohne diese könnten Sie unterwegs ertrinken."

Dagegen hatten die Freunde nichts einzuwenden und nach herzlicher Verabschiednng machten sie sich trotz Regen, Hagel, Donner und Blitz auf den Weg zum „wilden Mann."

XX.

Unverhofft kommt oft.

Dort hatten sich inzwischen die beiden Mädchen nach rasch eingenommener Abendmahlzeit — sie aßen fast nichts — an ihr trauriges Geschäft des Briefschreibens gemacht.

In dem stillen Stübchen — Trudchen schlief im Cabinet nebenan, die Knaben im daranstoßenden Zimmer — hörte man bald nichts als das Rascheln der über das Papier fliegenden Federn.

Vollkommene Offenheit hatten sich Beide zur Pflicht gemacht.

Anfangs ging Alles ganz glatt: Die erste Begegnung, das Abenteuer mit dem Kellner, der Abend in der Hampelbaude, das war Alles leicht wiederzugeben. Schwieriger wurde die Sache, als die seelischen Stimmungen geschildert werden mußten. Hier übermannte die schönen Beichterinnen doch der traurige Gedanke der bevorstehenden Trennung, das Zurücksinken in die Oede des Lebens, wie sie es früher geführt hatten, gar zu

sehr. Die Worte wollten nicht mehr recht auf's Papier und schließlich hörte das Schreiben ganz auf. Von Zeit zu Zeit stieg ein Seufzerlein zur Zimmerdecke, aber die Mädchen selbst schienen es gar nicht zu vernehmen, denn Jede an ihrem eignen Schreibtischchen war zu sehr mit sich beschäftigt.

Das braune Käthchen hatte sich zuerst die Frage vorgelegt: „wie kommt es denn eigentlich, daß ich Kurt seinem Freunde Hans vorziehe, warum liebe ich ihn denn mehr als den Andern? Es ist doch eigentlich sehr liebenswürdig und anerkennenswerth von Hans, daß er mich vorzieht! Denn daß er mich vorzieht, kann ich mir nicht mehr verhehlen, das ist ja sonnenklar! Er wechselte die Farbe seines Gesichts, so oft er sich mir näherte, er zitterte fast; das that er niemals, wenn er mit Käthe Lenz sprach. Freilich, freilich ist er ein Jüngling, wie ihn sich nur ein Mädchen zum Geliebten wünschen kann, aber er paßt doch eigentlich weniger zu mir, als Kurt. Der imponirt mir, er ist mehr Mann, ich weiß, ich würde in der Ehe Respect vor ihm haben; Hans ist so sanft und gut, so weich, so schwärmerisch, ja poetisch, den würde ich ja beherrschen! Und ich habe mir meinen Auserwählten immer anders gedacht! Ganz wie Kurt habe ich ihn mir gedacht, bräunlich, mit schwarzem Schnurrbart, dunklen Augen, der ritterlichen Haltung, man reckt sich unwillkürlich grade, wenn man ihn gehen sieht, so stramm, so selbstbewußt! Hans hat etwas weiches, sein Gang, seine Haltung ist zwar auch frei, elastisch, man sieht ihm an, daß er Soldat ge-

wesen, wie Kurt, aber er wiegt sich mehr in den Knieen, er läßt den schönen Kopf mitunter sinken — — aber, er liebt mich nun doch einmal —, warum liebt er nicht das Blondchen?! — —"

Nun war der Kreis der Gedanken wieder geschlossen, ein Seufzer wurde laut und das Grübeln fing von vorne an. „Könnte ich ihn denn lieben?" So schoß es ihr dann auf einmal durch den Sinn; „o ja! wenn nur der Andere nicht wäre! Aber nun ist ja auch Alles zu spät, der bloße Gedanke daran wäre ja eine Treulosigkeit gegen die Freundin!"

Sie blickte zu ihr hinüber und ihre Augen trafen sich, sie erriethen, daß sie Beide dasselbe gedacht.

Sie legten die Feder weg und erhoben sich. Es war so entsetzlich schwül im Zimmer, sie öffneten die Fenster und lehnten sich hinaus. Der Regen strömte dicht herab und benetzte ihre Stirnhaare; das that ihnen so wohl. Blitz und Donner störten sie nicht.

Und was sie bisher empfunden und gedacht, sprachen sie jetzt rückhaltlos gegen einander aus in der traurigen Gewißheit, daß ihnen doch nicht mehr zu helfen sei.

Wie um sich selbst jeden Gedanken an Rettung abzuschneiden, machten sie sich mit fieberhafter Eile an das Einpacken der Sachen, da gab es so viel zu ordnen, zurechtzulegen, daß immerhin einige Stunden vergingen, in denen die nagenden Schmerzgefühle durch emsige Thätigkeit in den Hintergrund gedrängt wurden.

Die Freunde waren inzwischen so schnell als möglich in das Gasthaus zurückgekehrt.

Leise schlichen sie die Treppe hinauf und nahmen den Weg an dem Zimmer der Damen vorüber. Durch eine Spalte der schlecht schließenden Thür drang ein Lichtstrahl. Sie schliefen also noch nicht! Das Blut schoß Hans in den Kopf. Von Leidenschaft überwältigt, hatte er schon den Arm erhoben, um anzuklopfen, aber Kurt war ihm noch rechtzeitig entgegengetreten und hatte ihn mit aller Kraft zurückgehalten. Er führte den halb widerstrebenden Freund in das gemeinschaftliche Zimmer und schloß die Thür.

„Nein, Hans," sagte er ernst, „das dürfen wir nicht thun, wir würden sonst die Mädchen mit Minna auf die gleiche Stufe setzen."

Hans erwiderte nichts, laut aufseufzend ließ er sich auf dem harten Sopha nieder. Sie blieben im Finstern.

„Und was willst Du eigentlich, das wir thun sollen," sagte er endlich mißmuthig, „sind wir darum zurückgekehrt, daß wir hier die Hände in den Schooß legen? Das Gewitter wird immer heftiger, die Mädchen und vor Allem die Kinder werden sich fürchten."

Er sprang auf und trat an das offene Fenster.

„Geh', Hans, geh'; thue, was Du für das Beste hältst!" erwiderte Kurt ruhig, „ich halte Dich nicht zurück!"

„Sieh' nur da unten die stille Laube," fuhr Hans etwas ruhiger fort, „sie hat vorhin unseren ersten fürchterlichen Schmerz gesehen; wenn wir Kerle gewesen wären, wie sich's gehört, wie auserlesen wäre sie, jetzt im starken

Regen unser Glück zu Vieren zu beschützen. Wahrhaftig, Herr von Götzen wird uns auslachen!"

Ein greller Blitz beleuchtete mit einem Male die ganze Gegend bis an die Berge und ein furchtbarer Donnerschlag folgte fast unmittelbar darauf.

„Herrlich, herrlich!" rief Hans spöttisch, „die armen Mädchen werden in Angst vergehen und wir sitzen thatenlos hier!"

„Nun meinetwegen!" sagte Kurt halb ärgerlich, „so komme, vielleicht hast Du Recht, daß sie uns erwarten. Ich will nur Licht anzünden!"

Aber er hatte den Leuchter noch nicht ergriffen, da erfolgte ein Blitz und Schlag, der das ganze Haus erzittern machte und die Freunde für einige Augenblicke vollständig betäubte. Hans hatte die dumpfe Empfindung: „nun ist es zu spät!"

Dann hörten sie plötzlich eine Stimme draußen rufen: „Es brennt! Es hat eingeschlagen!"

Thüren wurden aufgerissen und zugeworfen, aus allen Zimmern stürzten in vollster Verwirrung die Gäste, um nur so schnell als möglich in's Freie zu gelangen. Dazu ein Lärm, ein wüstes Geschrei, ein Durcheinander von Fluchen, Beten, Hülferufen, ein Poltern auf den Treppen und das Alles übertönt von neuen, rasch auf einanderfolgenden Donnerschlägen, welche die Angst und Verzweiflung der Flüchtenden auf den höchsten Grad steigerten.

Sobald die Freunde zur Besinnung gekommen, waren sie nach dem Zimmer der Damen gestürzt, in

welchem sie aber nur das braune Käthchen, bleich vor Schreck, betäubt und regungslos auf dem Sopha sitzen fanden. Wo war Käthe Lenz, wo waren die Kinder? Kurt eilte sofort wieder aus dem Zimmer, verzweifelt nach Käthe Lenz und den Kindern rufend, Hans aber umschlang, ohne ein Wort zu verlieren, fest das braune Käthchen mit beiden Armen, hob es auf und trug es sicher die Treppe hinab in den strömenden Regen hinaus, durch den Garten nach der schützenden Laube.

Hier ließ er seine schöne Last sanft auf eine Bank nieder, auf der er vor wenigen Stunden ausgestreckt gelegen und sagte nur:

„Bleiben Sie ruhig hier, ich bitte Sie dringend, ich eile zu sehen, wohin die Anderen sich geflüchtet haben und wie sie sich befinden. Vielleicht gelingt es mir, sie ebenfalls hierher zu retten. In jedem Falle erhalten Sie in wenigen Minuten Nachricht."

Dann stürzte er wieder in den Regen hinaus.

Das braune Käthchen saß im Finstern, unwillkürlich zusammenschaudernd und starrte vor sich hin. Nur ganz allmählich kam sie zu sich und machte sich klar, was geschehen und wo sie sich befinde.

Dann war sie weit mehr erstaunt über das, was Hans soeben gethan und gesprochen, als über alles Uebrige, was sie in den letzten Minuten Schreckliches erlebt.

War das noch derselbe Hans mit dem schwärmerischen Blick, der Hans, welcher halb träumend auf dem Stein in der jungen Elbe saß und Verse recitirte? Der

immer zusammenfuhr, wenn er sie anredete? War das nicht ein kühner, unerschrockener Mann, dem im Augenblicke der Gefahr das Herz auf dem rechten Flecke saß?

Sie hatte sich an seine starken Arme geklammert wie ein Kind, sie hatte auf seinem festen, nervigen Körper, den sie durch seinen Rock hindurchfühlte, so sicher geruht wie in eisernen Banden.

Und wie hoch rechnete sie es ihm an, daß er keinen Augenblick bei ihr in der Laube gezögert hatte, um das Rettungswerk auch an den Andern zu vollbringen, daß er ihre Furcht, ihr Alleinsein nicht wie ein Feigling benutzte, ihr seine Liebe zu erklären!

Dieser Gedanke fiel nach der langen, langen Nacht wie heller Sonnenschein in ihr trübes Innere, erfüllte sie so ganz, daß sie an keine Gefahr, weder für sich noch für ihre Freundin und deren Geschwister glauben konnte. Der Schreck, die Betäubnng waren vollständig gewichen, sie stand hochaufgerichtet in der Laube, sie wäre am liebsten hinausgestürmt, den Anderen entgegen, wenn sie nicht gefürchtet hätte, im Dunkel der Nacht und in den verschlungenen Wegen des Gartens sie zu verfehlen; endlich auch — hatte er es nicht gewollt, daß sie hier wartete?

Nur wenige Minuten verstrichen so, in denen sie gespannt in den brausenden Gewitterregen hinauslauschte.

Dann hörte sie wieder eilige Schritte sich der Laube nähern, das mußte er sein! Was wird er bringen? Ihr Herz klopfte laut, noch einmal überfiel sie eine schreck-

liche Angst, es möchten sich nicht Alle gerettet, es könnte das Feuer ein Menschenleben gefordert haben.

Da stand er vor ihr, nach Athem ringend, kaum seiner Stimme Herr.

„Käthchen!“ rief er endlich aus, „es ist Alles gut, es ist Niemand verletzt, das Feuer gelöscht. Der Blitz hat nur einen vorspringenden Giebel heruntergeschlagen und ein hölzernes Geländer verzehrt; damit hatte er sich begnügt. Alles ist beruhigt, die Kinder, welche Kurt selbst angezogen hat, sitzen schon unter den Gästen im großen Wirthszimmer und wollen eben zur Stärkung ein Täßchen Kaffee zu sich nehmen, Alle sprechen nur von der glücklich bestandenen Gefahr und denken nicht an Schlafen; und Kurt, hoffe ich, wird uns hier finden, hier —“ er konnte sich nicht mehr beherrschen — „hier, wo ich mein Alles, meinen Stern halte, dem ich im Leben folgen soll und den ich nie, nie wieder lasse!“

Und damit schlang er die Arme um das braune Käthchen und drückte sie an sich und bedeckte ihren Mund und ihren Hals mit leidenschaftlichen Küssen. Sie zitterte am ganzen Körper, aber sie ließ es ruhig geschehen, ja, sie erwiderte bald seine Küsse mit der gleichen leidenschaftlichen Gluth.

Und dann hielt er sie fest an sich gepreßt und flüsterte ihr in die kleinen Ohren:

„Käthchen, Du liebst mich nicht? Wirklich nicht? Ich aber sage Dir, Du täuschest Dich, denn meine Liebe zu Dir ist so heiß, so glühend, daß sie Dich mit ergreifen muß und schon ergriffen hat. Du bist nicht mehr zu

retten, Geliebte, Du loderst in meinen Flamen, Du mein angebeteter Krokonosch, und nun sage, sage es ohne zu lügen: Du liebst mich wirklich nicht?"

„Hans! Hans!" rief sie und schlang nun ihre beiden Arme um den Geliebten, „was ist mit Dir geschehen? Wie war es nur möglich, daß ich auch nur einen Augenblick glauben konnte, ich liebte einen Anderen! Nein, nein, nur Dich! Gott, Gott, ist denn diese Wonne zu ertragen!"

Und sie ließ ihren Kopf auf seine Brust sinken und brach in Thränen aus, die er ihr in überseligem Entzücken von den Augen küßte.

So standen Sie und merkten es nicht, daß inzwischen ein anderes Paar in die Laube getreten war, gleich selig wie sie.

„Hans, Du bist doch ein prophetischer Junge mit Deiner Laube hier!" rief da plötzlich Kurt laut, daß Hans und seine Käthe erschreckt zusammenfuhr, und dann stürzten sich die Mädchen mit lautem Freudenaufschrei in die Arme.

„Aber wie ist denn Alles so gekommen?" fragte das braune Käthchen.

„Weiß ich es denn?" rief die Freundin glücklich, „aber Du hättest ihn nur sehen sollen, diesen Kurt, wie er mir meine Knaben, die ganz den Kopf verloren hatten, anziehen half, wie er mein Trudchen tröstete und beruhigte, so sanft, so zart, und wie wir, das heißt Alle im Hause, seiner Ruhe, seiner Besonnenheit und Umsicht, seiner aufopfernden Thätigkeit verdanken, daß in dem furchtbaren

Wirrwarr nicht wirklich ein Unglück geschehen ist. Ach, was waren wir doch für kurzsichtige Dinger!"

Und lachend sprang sie auf Kurt zu und klammerte sich mit beiden Armen um seinen Hals.

XXI.

Letzte Wegstrecke.

Am Abend des folgenden Tages saßen die beiden glücklichen Paare an der üppigen Tafel des alten Herrn Onkels, in dessen vornehmen Schlößchen.

Bei reichlich strömendem Sect belachte man heute die gestrige Traurigkeit und Allen erschien der schöne Wechsel des Geschicks wie ein Wunder.

Der alte Herr war kaum weniger glücklich, als seine Gäste.

„Daß die Sache sich so schnell machen würde,“ sagte er, „hätte ich doch nicht gedacht. Aber es bewährt sich da wieder ein altes Wort eines geistreichen Franzosen: in Bezug auf die Liebe ist Alles wahr und Alles falsch! sie ist der einzige Gegenstand, über den man absolut keine Dummheit sagen kann.“

Während er dann dem lustigen Treiben des jungen Volkes zusah, keimte in seinem Herzen ein Plan, den er noch dieselbe Nacht ausführte. Er vermachte sein Schlößchen testamentarisch den vier jungen Leuten zu gemein=

schaftlichem Eigenthum, mit der Auflage, „daß sie von Zeit zu Zeit in den Räumen dieses Schlößchens zu seinem Andenken und zur Feier an die schöne, verhängnißvolle Wanderung zusammenträfen und sich mit dem Glücke vergangener Zeiten die Gegenwart verschönten in nie erkaltender treuer Liebe und Freundschaft."

Das waren seine eigenen Worte im Testamente.

Und so geschah's. Der alte Herr ruht längst bei seinen Vätern, das Schlößchen aber hat seine Bestimmung glänzend erfüllt. Und wenn auch die grauen Tage im Leben der beiden Paare nicht ausbleiben, wie es sich gehört, — in diesem Schlößchen werden immer nur goldene verlebt.

Es lacht auch jeden Wanderer, der daran vorübergeht, so freundlich an; nur schütteln die meisten verwundert den Kopf, wenn sie die Inschrift darauf lesen:

„Zum Krokonosch und Ziegenrücken."

Ende.

Jaenicke, Carl

Das Waldhorn Krokonosch und Ziegenrücken. Zwei Novellen aus Schlesiens Bergen

Breslau 1891